Geschichte des Elsasses

von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart.

Bilder

aus dem politischen und geistigen Leben der deutschen Westmark.

In zusammenhängender Erzählung

von

Dr. Ottokar Lorenz und Dr. Wilhelm Scherer.

Erster Halbband.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
1871.

Franz Duncker's Buchdr. in Berlin.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Aelteste Geschichte des Elsaß.

Es sind nahezu zwei volle Jahrtausende, daß die Geschichte meldet, wie zum ersten Male die antike römische Welt vor deutschen Völkern zitterte, und die Heere der Consuln vor germanischen Streitern flohen. Sie haben durch die Gaue der Kelten sich den blutigen Weg zu den Pässen des oberen Italiens gebahnt. „Die Südländer", sagt der deutsche Geschichtsschreiber Roms — „sahen mit Verwunderung diese hohen schlanken Gestalten mit den hellblonden Locken und den tiefblauen Augen, die derben stattlichen Frauen, die den Männern an Größe und Stärke wenig nachgaben, die Kinder mit dem Greisenhaar, wie die Italiener verwundernd die flachsköpfigen Jungen des Nordlands bezeichneten." Das waren die Kimbrer und Teutonen, deren Zug wie eine große Recognoscierung des weltgeschichtlichen Schauplatzes vor dem Hauptangriff der germanischen Völker auf die antike Welt erscheint.

Wenn man aber von diesem Einbruch wandernder Germanen absieht, so geschah der erste Zusammenstoß zwischen Deutschen und Römern vierzig Jahre später da, wo heute die vielgenannte Festung Belfort das Thal zwischen den Vogesen und dem Jura beherrscht. Hier auf dem Boden vom Elsaß hat die deutsche Geschichte ihren Anfang genommen. Denn in einer Reihe nur zu ahnender Kriege waren die Germanen in stetem Vordringen gegen die Kelten bis an

den Rhein gelangt. Indem sie diesen Strom überschreiten, treten sie in die Welt der Geschichte ein, und von dem Augenblicke, wo unsere Voreltern den Fuß auf das jenseitige Ufer in das Land, das später Elsaß hieß, gesetzt haben, ist uns die deutsche Vergangenheit in ununterbrochener historischer Erinnerung zusammenhängend überliefert.

Es waren Streitigkeiten zwischen den Stämmen der untergehenden von den zwei mächtigen Nationen der Römer und der Deutschen in die Mitte genommenen Kelten, welche den Ariovist nach Gallien lockten. Denn schon war, wie man auch sonst bei ablebenden Staaten findet, alles Volk der Kelten in zwei Parteien getheilt, wovon die eine auf die Römer, die andere auf die Germanen sich stützte. Die Sequaner riefen den Ariovist gegen die Haeduer, und diese eilten die römische Hilfe zu gewinnen. Manches Jahr zog sich unter wechselnden Erfolgen hin, bis der Haeduer-Führer Eporedorix endlich mit großer Uebermacht gegen die Germanen aufbrach. Ariovist wich dem Kampfe aus, bis die Kelten ermüdet sich aufzulösen begannen. Da brachen die germanischen Schaaren hervor und schlugen bei Admagetobriga die Schlacht, in welcher die Blüte des Haeduer Stammes dahinsank. Von da an breiteten sich die Germanen immer mehr im Elsaß aus, zahlreiche Einwanderer kamen über den Strom und ließen sich häuslich nieder. Die Römer ahnten noch nicht, welche Feinde in diesen Ankömmlingen drohen, Ariovist wird noch vom Senat als König und Freund begrüßt. Aber Cäsar kam nach Gallien, und wußte besser, als der Senat, was am Rheine geschehen war und weiter sich vorbereitete. Wollte er die gewaltigen Unternehmungen in Gallien in dauernder Weise sichern, so mußte er den Rhein gewinnen und Ariovist besiegen. Welches Denkmal altgermanischer Größe ist es, wenn uns der Römer erzählt, wie seine Soldaten ein panischer Schreck überkam, als sie sich mit den Kerntruppen Ariovist's messen sollten, und wie der Feldherr seine ganze Beredtsamkeit aufbieten mußte, um die sieggewohnten Legionen in jene Schlacht gegen die

Deutschen zu führen, welche der Anfang von vierhundertjährigen Kämpfen, Empörungen, Unterwerfungen und von dem schließlichen Ende des römischen Reichs war. Ariovist ward besiegt, das Elsaß ging sofort in die römische Verwaltung über, aber nicht alle die Deutschen, welche sich angesiedelt hatten, wurden vertrieben. Nur allmählich schritt die Romanisirung vor, erst als auch jenseits des Rheins die Herrschaft der kaiserlichen Adler befestigt war, erstand jene Blüte des Landes, an welche auch nach dem Untergange der Römer die Civilisation späterer Zeiten jederzeit angeknüpft hat. Zwei große Castelle, Augusta Rauracorum und Argentoratum, vereinigten bald auch städtisches Leben mit dem strengen Dienst der römischen Soldaten. Im letzteren, d. i. Straßburg, lag der Stab der 8. Legion, welche ihre Lorbeern im batavischen Krieg gegen Claudius Civilis erwarb, und die die Augusta, Pia, Fidelis, Antoniniana, hieß. Straßen durchzogen das Land und die römischen Götter und Göttinnen hielten ihren lebensheiteren Einzug. Niemand aber vermag zu ermessen, welche Bevölkerungsmischungen unter diesen römischen Provinzialen vor sich gegangen, und ob das alte Germanenthum völlig vernichtet wurde. Nur soviel ist gewiß, es bedurfte neuer gewaltiger deutscher Elemente, um den alten Boden und Besitz wieder zu gewinnen. Und aus der unerschöpflichen Kraft germanischer Völker drängten immer neue Schaaren gegen die Grenzwälle der Römer heran.

Seit dem Ende des dritten Jahrhunderts traten die Alemannen hervor. Einer von ihren Führern, der König Chrokus, war es, durch dessen Beistand Constantin der Große, der erste christliche Kaiser, auf den Thron gekommen war. Aber bald wurden diese Alemannen eine von den furchtbarsten Geißeln der Römern. Um die Mitte des vierten Jahrhunderts erstreckte sich ihr Gebiet vom Schwarzwald und Bodensee bis an den Main und die Lahn; als unmittelbarste Nachbarn der Römer, die noch die Rheingrenze hielten, waren sie unzähligemale in die Provinzen eingefallen, und hatten in dem Bürgerkriege zwischen den Nebenbuhlern auf dem

Cäsarenthron, Constantius II. und Magnentius, nicht weniger als 45 blühende Städte, darunter Straßburg, Brumat, Elsaßzabern, in Asche gelegt. Ein großer Theil des Elsaß war in ihrem Besitz geblieben, und insbesondere, um diese Alemannen zu bekämpfen, mußte Kaiser Constantius seinen Neffen als Mitregenten nach Gallien senden, jenen Julian, den die Christen den Abtrünnigen nannten.

Eine wunderliche Erscheinung, wie dieser romantische Philosoph, der als der letzte Bewunderer und Wiederhersteller der heidnischen Götterwelt den Cäsarenthron bestieg, mit dem jugendkräftigen naturgewaltigen aber noch in tiefer Barbarei befindlichen Alemannenstamm in Kampf gerieth. Die Tage des Julius Cäsar schienen sich wiederholen zu sollen. Ein neuer Ariovist mußte über den Rhein zurückgedrängt werden, ein Feind, der noch immer die gleiche Furchtbarkeit und Wildheit besaß, wie damals, als der gallische Nachbar über dem Rhein dem Cäsar gestand, daß er den niederschmetternden Blick eines deutschen, trotzigen, tiefblauen Auges nicht auszuhalten vermöge. Auch in Tracht und Aussehen unterschieden sich diese neuen Ankömmlinge nur wenig von den alten Germanen, wie sie Cäsar fand, wie sie Tacitus schilderte. Ohne Panzer und Schienen, nur wenige mit Helmen bedeckt, mit nackten Armen, die Beine mit ledernen Hosen bekleidet, um die Lenden das Schwert, in der Linken den Schild, in der Rechten mit zweischneidiger Streitaxt, oder mit dem Speer, der weithin geschleudert wurde, bewaffnet, so gingen sie in die Schlacht. Aber um die Schultern hing malerisch der weite, bei den Vornehmen mit Silber verzierte Mantel, der dem Kaiser Caracalla würdig erschien zur römischen Mode zu werden, wie die Franzosen sich heute gefallen in das Costüm ihrer Araber den pariser Gamin zu stecken.

Von zwei Seiten drangen die Römer in das Elsaß, vom Süden und Westen, allein das südliche Corps unter Barbatio's Führung wurde geschlagen und bis nach Lyon verfolgt, während Julian selbst von batavischen Hilfscohorten zahlreich unterstützt in Zabern sich festsetzte. Nun kamen die alemannischen Heerführer unter ihrem

Könige Chnodomar selbst mit vereinigter Macht über den Rhein gezogen. Bei Argentoratum, das sie seit der Zerstörung noch nicht geräumt, setzten sie drei Tage und Nächte hindurch über den Strom und lagerten auf der Höhe, wo sich später der Ort Hausbergen erhob, als die Römer heranzogen, um den starken Feind zu vertreiben. Es war ein blutig errungener Sieg, den die Legionen durch die taktische Ueberlegenheit errangen. Als sich die durchbrochenen Reihen der Römer jederzeit wieder schlossen und der lebende Wall von Schilden und Schwertern sich immer wieder erneute, als die Alemannen aber durch die Leichen der eigenen Brüder am Angriff gehindert wurden, da sank ihnen nach den tapfersten Thaten der Mut. Es war die 22. Legion, primigenia Severiana, eines der ältesten Corps vom obern Rhein, welche gegen die Uebermacht Stand hielt. Denn der römischen Cavallerie zeigte sich hier das alemannische Fußvolk zum erstenmale genau durch dieselben Mittel des Kampfes überlegen, durch welche die Schweizer und Landsknechte über die Ritter zu siegen gelernt haben. Nachdem so der Kampf stundenlang wogte, entschieden die batavischen Hilfsvölker die Schlacht, deutsche Schwerter gegen Deutsche. Furchtbar verfolgten die Sieger den Sieg und die nicht erschlagen wurden, mußten dem empörten Stromgott ihr Leben abringen. Am Ufer standen die Römer und sahen gleichwie im Circus dem Schauspiele zu. Chnodomar aber in einem Gehölze umzingelt wurde gefangen. Da kamen 200 Edle, die im Gefolge geschworen mit dem Heerkönige jedes Schicksal zu theilen, und boten freiwillig die Hände den Fesseln der Römer dar.

Das war die letzte große Action des römischen Kaiserthums zum Schutze des Rheins. Zwar hat Gratian noch einmal einen verwegenen Zug der Alemannen ins Elsaß zurückgewiesen, aber nachher vermochten die Römer ihre germanischen Gegner nur noch durch jährliche Geschenke von den Grenzen des Reichs abzuhalten. Nicht lange jedoch mochten die kriegerischen Stämme, die am rechten Ufer des Rheins saßen, hinüber blicken in die freundliche Ebene bis an die Vogesen, ohne den Fluß überschreiten zu sollen. Um die Mitte des

fünften Jahrhunderts treffen wir sie bereits im dauernden Besitz des Elsasser Lands, hier wohnten sie

„trotzig auf römischem Ufer,
Tranken den Rhein und stolz auf linkem und rechtem Gefilde
Waren sie Bürger hier, dort aber Sieger."

So beklagt ein römischer Dichter den Verlust des linken Rheinufers, das Elsaß aber hat alemannische Sitte bewahrt durch alle Stürme von Jahrhundert zu Jahrhundert bis auf den heutigen Tag. In dem uralten Volksrecht der Alemannen kündigt es sich wol als einer der stärksten Gegensätze gegen das römische Staatswesen an, daß die Frauen, wie bei allen Germanen, eine so hohe Stellung in der Gesellschaft einnehmen. Fast in allen Fällen, wo Verbrechen zu büßen sind, ist die Frau durch das Gesetz doppelt geschützt. Landesverrath, Empörung beim Heere, Mordanschlag gegen den Herzog wird mit dem Tode gebüßt. Die freien Männer versammeln sich zur Pflege des Rechts hier wie bei den anderen großen Stämmen des deutschen Volks. Diesseits und jenseits des Rheins war ein und dasselbe Volksthum begründet.

Als die nächsten Nachbarn der Alemannen blieben die Burgunder und Franken über den Trümmern des römischen Reichs gleichsam als wuchtiger Bodensatz der germanischen Wanderungen und Kriege des fünften Jahrhunderts zurück. Der nördliche Theil unseres heutigen Elsaß zeigt mehr fränkischen, der südliche mehr alemannischen Charakter bei der großen Masse des Volkes. Aber in politischer Beziehung war der fränkische Stamm berufen die Herrschaft über die Deutschen zu führen, und auch die Alemannen geriethen in Abhängigkeit von den gewaltigen Königen der Franken; konnte es eine Zeitlang ungewis sein, ob diese oder die Alemannen die volle Erbschaft der Römer erlangen werden, so entschied das Schicksal einer großen Schlacht, die zwischen Bonn und Jülich im Jahre 496 geschlagen wurde, die Vorherrschaft des fränkischen Stammes für Jahrhunderte. Es war der König Chlodwig, der das Gelübde gemacht hatte, er wolle sich und sein Volk dem christlichen Gott dienstbar

machen, wenn ihm dieser den Sieg über die Alemannen schenke. Und so geschah, daß das Elsaß unter fränkische Oberhoheit kam und mit dieser das Christenthum rasche Verbreitung fand.

Gewisse Erinnerungen an christliches Wesen aus den Zeiten der Römer waren durchaus vorhanden. In den römischen Provinzialstädten des Elsaß hat es wol nicht an christlichen Kirchen gefehlt, als die Kaiser aus dem Constantinischen Hause keine Mühe scheuten, dieses Land der römischen Herrschaft zu bewahren, aber freilich sind es nur Fabeln, wenn die Bisthümer der fränkischen Zeit ihre Entstehung und Gründung auf Glaubensboten der ersten Jahrhunderte zurückführen mochten. In der Zeit aber, wo im fränkischen Reiche mit der strengeren politischen Gestaltung auch die genaueste kirchliche Ordnung Hand in Hand ging, war die religiöse Leitung der Bewohner des Elsaß in zwei verschiedene Hände gekommen, der nördliche Theil gehörte zu dem Bisthum, das in der alten Römerstadt Straßburg errichtet wurde, der südliche dagegen stand unter Basel; dieser kirchlichen Ordnung entsprechend, theilte man das Land in den Nordgau und Sundgau, in Ober- und Niederelsaß, die beiden Departements, an denen selbst die französische Revolutionsgeographie ihren historischen Charakter nicht zu verändern vermochte. Nur im Süden griff das Gebiet des Sundgaues etwa zwölf Meilen weiter als heute, während im Norden auch Landau in späterer Zeit des Mittelalters zum Elsaß gerechnet wurde. In der scharfen Ausbildung ihrer Grenzen fühlten sich die Bewohner der beiden Gaue in vollem provinzialen Zusammenhang und durch länger als ein Jahrhundert haben die Franken selbständige Herzoge vom Elsaß, Herzoge der Elisassen, d. h. der fremden Bewohner, gesetzt.

So bildete sich unter fränkischer Herrschaft der feste Begriff des Landes, welches zwar vom „fremden Stamme“ bewohnt, aber durch ein inniges Band mit der großen Monarchie zusammenhing, welche die Merovinger und Karolinger beherrschten. Herzog Eticho und zwei Söhne, Adalbert und Liutfrid, haben fast ein Jahrhundert

das Land regiert, welches durch seine Lage, zwischen einem großen Strom und einer starken Gebirgskette, mehr als ein anderes geeignet war die germanische Eigenart aufrechtzuhalten und zu entwickeln. Auf dem festen Boden eines großen geschützten Staatswesens hat der kernige Stamm in wenigen Jahrhunderten einen Garten hoher Cultur gebildet, den ein Dichter des neunten Jahrhundert mit hohem Entzücken preist und elsässische Gelehrte des dreizehnten wie des sechzehnten mit dem höchsten Stolze echten deutschen Heimatgefühls schildern.

Das Zeitalter der Etichonen war die Zeit, wo die deutschen Stämme mit ganzer Inbrunst dem neuen Gottesglauben ihre Seele weihten, wo jeder Tag neue Schöpfungen kirchlichen Lebens brachte, wo die großen Klöster des Elsaß entstanden, welche von Eticho und seinen Söhnen so reich bedacht wurden. Welche Erscheinung, wenn man sieht, wie die freiheitsstolzen alemannischen Männer mit Frauen und Kindern in die Dienste der Kirchen treten und als höchstes Ziel ihres Lebens betrachten, den Gotteshäusern unterthan zu werden. Zu einer Tochter jenes Eticho macht die Legende auch die heilige Ottilie, deren rührende Geschichte sich in das Gedächtnis frommer Menschen an den verschiedensten Orten einprägte und zu reicher gewissermaßen concurrirender Verehrung Anlaß gab. Vier Stunden unterhalb Schlettstadt liegt der Ottilienberg mit dem alten Kloster Hohenburg, welches Eticho für seine Tochter und dreizehn andere fromme Frauen gründete; unweit davon befindet sich der heilkräftige Brunnen, zu welchem die Kranken und Gebrechlichen durch alle Jahrhunderte gewallfahrtet sind und der die Blinden sehend gemacht haben soll. Die Sage erzählt uns von den Leiden der armen Fürstentochter, welche der grausame Herzog, weil er sie für blindgeboren hielt, tödten wollte. Aber die Mutter wußte ihr Kind durch die Amme zu retten und durch die Taufe wurde das Mägdlein sehend. Da wuchs es auf unter den Blumen des Feldes in einsamer Hütte, fern von dem Hofe des Vaters, eine Wolthaten spendende Dulderin, Wunder thuend durch heilende Quellen, welche hervorsprießten an der Stelle, wo

ihr Fuß geweilt. Und wie die späte Reue des Vaters das prachtvolle Schloß von Hohenburg zu gotterfüllter Stätte für heilige Frauen machte, da vermochten die Thränen und Bitten Ottilien's noch den Schatten des grausamen Herzogs den Qualen des Fegefeuers zu entreißen. So starb auf der Hohenburg Ottilie verklärt in den Armen der trauernden Schwestern. Ihr Sarg und ihr Gebein, die man bewahrte, erschütterten beim Anblick Jahrhunderte hindurch die Zweifler, die es auffallend fanden, daß man hier sogut, wie drüben im Breisgau den wahren Ottilienbrunnen zu haben meinte, aber tausend Jahr nachher stand Goethe „auf dieser Höhe, wo er das herrliche Elsaß wie ein Amphitheater übersah". — „Einer mit hundert, ja tausend Gläubigen auf den Ottilienberg begangenen Wallfahrt", — so erzählt uns der Dichter — „denk ich noch immer gern. Hier, wo das Grundgemäuer eines römischen Castells noch übrig, sollte sich in Ruinen und Steinritzen eine schöne Grafentochter aus frommer Neigung aufgehalten haben. Unfern der Capelle, wo sich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren Brunnen und erzählt gar manches Anmuthige. Das Bild, das ich mir von ihr machte, und ihr Name prägte sich tief bei mir ein. Beide trug ich lang mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar spätern, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausstattete, die von frommen und reinen Herzen so günstig aufgenommen wurde."

Welche erstaunliche Verknüpfung in den Zeiten und den Ideen, die die Gefühle einer einigen Nation beherrschen!

Eticho's Söhnen folgte kein Herzog vom Elsaß nach. Drüben über dem Rhein war es zu gewaltigeren Aufständen und Kämpfen zwischen der fränkischen Monarchie und den Herzogen der Alemannen gekommen, bis auch diese beseitigt waren und alles Land diesseits und jenseits des Rheins der Staatsverwaltung der Franken sich beugte, welche Pipin der Kleine begonnen und Karl der Große zu der Höhe jener germanisch-romanischen Völkerverbindung emporgehoben hat, welche allem europäischen Leben die tausendjährige

Bahn vorgezeichnet. Auch im Elsaß führen zahlreiche Erinnerungen zu Karl dem Großen zurück. In Schlettstadt sammelte sich der fränkische Heerbann, als Karl der Große im Jahre 776 nach Friaul gegen die Longobarden aufbrach, wohin auch der Bischof von Straßburg, Heddo, aus Eticho's Geschlecht, den Kaiser begleitete. Es waren Schwaben und Elsasser, die der Kaiser gegen die Baiern und später gegen die Avaren führte. Am Rhein besaß Karl der Große die lange Reihe seiner Pfalzen, in denen er abwechselnd wohnte. In Schlettstadt war eine solche und in Colmar befand sich ein königliches Haus, wo Kleidungsstücke und Putzsachen für den Hof von zahlreichen Sklavinnen verfertigt wurden. Der vollständige Frieden, welchen das Elsaß im Mittelpunkt des großen Kaiserreichs durch viele Jahrzehnte genoß, hob die reichen Kräfte der Bewohner zu herrlicher Thätigkeit empor. Man rühmt die große Production, den reichen Export von Bauholz und Wein; die Bewohner — so sagt ein Zeitgenosse — müßten im Ueberflusse ersticken und verkommen, wenn sie alles selbst verbrauchten, was das Land hervorbringt, aber die große Straße, die bei Straßburg, d. i. die Stadt an der Straße, über den Rhein führt, dient dem Heere des Königs und dem Handel der Bürger zugleich.

Wenn nun aber das Elsaß im Herzen der großen Monarchie wie im gesichertsten Theile des Körpers pulsirte, so lange Karl der Große lebte, so mußten die Theilungen seiner Nachfolger gewaltige Kämpfe gerade um die Länder am Rhein erwecken. Bei Colmar (833) waren die Söhne Ludwig's des Frommen mit ihrem Vater feindlich zusammengestoßen, als sie über die Theilung des Reiches schon seit lange sich entzweiten. Bei dem Dorfe Sigolsheim zeigt man das „Lügenfeld", wo ein beispielloser Abfall der Seinen den alten Kaiser nöthigte, sich seinen Söhnen zu ergeben. Das Schicksal des Elsaß schwankte noch lange zwischen den Herrschaften der karolingischen Fürsten, bis das neugegründete deutsche Reich es mit dem festen Kitte der großen Kaiserzeit in dauernde Verbindung mit den Bruderstämmen brachte. Erst hatten die Söhne und Enkel Ludwig's

zu Worms, dann zu Verdun, später zu Mersen und noch öfters an andern Orten die weiten Ländergebiete getheilt. Die meiste Aussicht auf staatliche Dauer schien die Gründung eines großen Mittelreichs zwischen dem östlichen und westlichen Reiche der Franken zu gewähren, ein großes Lothringen, welches auch das Elsaß umfaßte. Allein diese Schöpfung der Karolingerzeit ist rasch verfallen und mehr und mehr dehnte sich das deutsche Reich der Ottonen und der Salier gegen Frankreich so weit noch irgend deutsche Zunge verständlich war und darüber hinaus.

Denn in diesen Jahrhunderten nach Karl's Tode hatte sich der Begriff der deutschen und französischen Nation recht eigentlich entwickelt, und einen stillen Grenzkrieg um Sprache und Sprachgebiet begonnen. Die Theilungen der Karolinger hatten nichts, gar nichts mit diesen nationalen Fragen noch zu thun. An der Maas und Mosel sprach man deutsch sowie im Elsaß, aber das stolze Mittelreich, das erst der Kaiser Lothar von der Nordsee bis ans mittelländische Meer beherrschte, hat so wenig Dauer gehabt, wie das kleinere Lotharingien, das sein Sohn besaß. So wenig Rücksicht legte noch im achten Jahrhundert das nationale Band der Völker den Fürsten auf, daß man ebensogut eine Theilungslinie von Westen nach Osten, als eine von Süden nach Norden für möglich und gestattet hielt, und daß man die Hälfte von Aquitanien, die Länder Burgund, Provence, Gothien, Elsaß und Alemannien als ein einiges Reich ebensogut, wie später den deutschen oder französischen Staat erachtete. Die politischen Theilungen selbst haben zur Ausbildung des starken Gegensatzes zwischen deutsch und wälsch geführt.

Was einst in bunter Mischung nebeneinander wohnte, hier der fränkische und burgundische Kriegsmann auf seinem eroberten Besitz, dort der römisch-gallische Bauer, den man doch nur unterwerfen, nicht verdrängen konnte, hier ein edles Geschlecht von romanischer Abstammung, dort ein fränkischer Krieger, der sich der feineren Sitte römischer Civilisation mit Fleiß und Nachahmungstrieb bemächtigte, das alles war nun in bewußten Gegensatz getreten, und hat von

den politischen Gestaltungen Macht und Antrieb zu gegenseitiger Ausschließung und innerer Assimilirung erhalten. An den Grenzen dieses nationalen Prozesses, die wie die hohen Berge gleichsam die Wasserscheiden des menschlichen Geistes bestimmen, an diesen vielumrungenen, umworbenen und blutgetränkten Grenzen lag neben anderen Ländern in langgestreckter Ausdehnung das Elsaß mit seinen Erinnerungen an Ariovist und Chnodomar und seinem festen Grund von deutschem Recht und Sitte.

Wird es seine deutsche Nationalität bewahren?

Es wäre ein Irrthum, wenn man dächte, daß sich irgend jemand vor 1000 Jahren diese Frage vorgelegt hätte, welche seit 200 Jahren so natürlich geworden ist. Damals wäre die Antwort im Elsaß selbstverständlich gewesen; aber wenn südlich vom Elsaß die deutschen Burgunder vollständig verwälschten, so darf und muß man eine Antwort fordern, warum es Elsaß nicht geworden, und Dank unserer großen Zeit nun niemals werden wird. Ein Hauptgrund des zähen Festhaltens des elsaßischen Landes an deutschem Wesen liegt ohne Zweifel in der stärker ausgeprägten Individualität des alemannischen Stammes. Aber mehr noch entscheiden in den Wandlungen der Völker und in den Mischungen der Racen Verhältnisse von Grundbesitz und Ehe. War im westlichen Franken und in Burgund die Zahl der germanischen Einwanderer überhaupt geringer, als an der Donau und zwischen dem Rhein und der Maas, so weiß man überdies, daß die gebietenden Germanen dort nur wenig an den Verhältnissen des Grund- und Bodenbesitzes verändert haben. In Frankreich hat eine Lehre, welche den germanischen Eroberern zuschrieb, die ganze alte Bevölkerung zum Joch der Sklaven verdammt zu haben, lange Zeit und heute noch zum Theil günstiges Gehör gefunden, weil der Adel Frankreichs im vorigen Jahrhundert seine großen Vorrechte auf diese Eroberungen stützte, und weil die demokratische Bewegung der Revolution bedacht war, die Gleichheitsschwärmerei zu einem nationalen Anspruch zu erheben und zu einem Rechtsanspruch der unterdrückten Romanen gegenüber den eingewanderten Barbaren.

Allein man weiß sehr gut, daß eine Unterwerfung der Romanen in diesem Sinne in Frankreich niemals stattgefunden. Zahlreiche freie Männer romanischer Abkunft kennt die Geschichte der Merovinger und gerade in Staat und Kirche, vielleicht selbst in der Verwaltung der alten Municipien, treten diese Romanen in stärkster, ja bevorzugter Stellung hervor. Und Hand in Hand mit diesen Besitz- und Rechtsverhältnissen geht anderes, was noch eingreifender ist. Alle ethnographischen Forschungen zeigen, daß die Frau die nationale Stellung der Familie beherrscht. Nun schlossen Franken und Burgunder von Anfang an mit Vorliebe Ehen mit Romanen; ein Gesetz der Kaiser Valentinian und Valens verbot dieselben bei Todesstrafe, aber schon im nächsten Menschenalter waren Mischehen gesetzlich erlaubt. Nicht die Franken sind es, die Abscheu gegen die Vermischung zeigen, sondern die Römer; aber nachher, als die Franken Herren wurden, waren die zahlreichen Römerinnen, ihrer hohen Bildung sich bewußt, gern bereit, die vornehmen Kriegsleute zu heiraten: so wurde deutsches Blut in welsche Form gegossen. Bei den Alemannen und Sachsen dagegen hat sich durch alle Jahrhunderte die stärkste Abneigung gegen fremde Heirat gezeigt. Fanden sich im Elsaß theils von alter Zeit her, theils vermöge der stärkeren Einwanderungen von Germanen, die romanisch-gallischen Bewohner schon nicht in Ueberzahl, so mußten dieselben nach einigen Generationen schwinden, wenn die herrschenden Alemannen Misheirat, wie man es nannte, streng vermieden. Und noch eingreifender sind ohne Zweifel die Besitzverhältnisse von Grund und Boden hier gewesen. Wenn man heute in diesem Lande den Bauernstand nach 200jähriger Beherrschung Frankreichs als ungefälschtestes Element des deutschen Stammes betrachten darf, so kann man sagen, daß bei der Einwanderung der Alemannen nicht die Verhältnisse gelegen haben konnten, wie dort in Aquitanien, und in den heute französisch redenden Ländern überhaupt. Im Elsaß ging der ganze Grundbesitz auf Deutsche über, die Romanen haben ihn verloren, wie die Slaven an der Elbe. Haben romanisirte Gallier im vierten Jahrhundert

den Alemannen noch widerstanden, im neunten waren sie verschwunden, gleich den Avaren an der Donau.

So war durch Abstammung, Natur und Grundbesitz das deutsche Elsaß davor behütet, in den Kreis der Bildungen des neuen französischen Volks hineingezogen zu werden. Und wenn es der Franzose nicht aufgegeben hat, stets lüstern nach der Grenze des alten Galliens hin zu blicken, so war ihm Sprache, Sitte und Cultur im Wege. Und nur durch List und durch Gewalt hat er erreichen können, den deutschen Stamm zu unterwerfen. Ging im südlicheren Burgund und in Lothringen die Sprache Frankreichs dem Staate wie ein Pionnier voran, im Elsaß konnte nur die Politik und nur das Schwert die ewig deutsche Art besiegen.

Doch daß dies nicht sobald geschah, davor hat Deutschlands Kaisermacht zunächst das Land geschützt. Als unsere großen sächsischen und salischen Dynastieen den deutschen Namen in aller Welt gefürchtet machten, mußte auch Frankreich mit einer kleinern Rolle in der Weltgeschichte sich begnügen. Als es den Versuch unternahm, sich Lothringens zu bemächtigen, hat Heinrich I. dies Herzogthum mit starker Hand dem deutschen Reiche fester eingefügt. Dann kam Otto I., der gewaltige Heinrich III., — wer erinnert sich nicht aller der großen Thaten, der tapferen Streiche, welche von Deutschland geführt wurden, um den ganzen Westen des Reiches von der Nordsee bis an die Rhone-Mündungen zu decken, ein gewaltiger germanischer Staat, ein deutsches Kaiserthum von unermeßlicher Herrlichkeit bei aller inneren Schwäche, bei aller jugendträumerischen Verachtung starker innerer Lebensbedingungen. So stand dies Elsaß als festes Bollwerk gegen das Uebergreifen der Verwelschung in stetem Bund mit seinen deutschen Bruderstämmen durch starke Kaisermacht geschützt. Aber mit nichten darf man glauben, daß diese weltbeherrschende Macht auf die Gestaltungen des nationalen und politischen Lebens der einzelnen Länder einen moralischen Einfluß genommen hätte. Es war kein nationales Band, mit dem das deutsche Kaiserthum die Völker umschloß, sondern die zahlreichen,

oft untereinander zerfallenen Stämme beherrschte es, gleichwie der breite Strom ein unsicheres Bett von aufgeschüttetem Gerölle umwogt, welches die Frühjahrsbäche zusammengetragen haben. Nicht von der Staatsgewalt wurde im Mittelalter das reiche innere Leben der Völker und Gemeinden bewegt, auf eigenem Boden und eigener Kraft entfaltete jeder einzelne Stamm aus sich heraus seine Stellung und Bedeutung für die Nation.

Wenden wir uns zu dem Bilde, das uns das Elsaß während dieser großen Zeit des Kaiserthums gewährt. Was da zunächst in Staat und Kirche aufgebaut wurde, hängt mit der Reichsverfassung eng zusammen. Die Herzogthümer lebten wieder auf und sogleich trat auch der Zusammenhang der Stämme in seine Rechte wieder ein. Mit dem Herzogthum Alemannien wurde Elsaß in eine Hand gelegt, doch ist der Name des Herzogthums vom Elsaß nicht vergessen worden und ward in steter Verbindung mit dem von Schwaben geführt. Durch diesen Umstand aber war das Elsaß in manche Kämpfe seiner schwäbischen Herzoge gegen die deutschen Kaiser verwickelt, denn immer war ein starker Zug von empörerischem Sinn in diesen großen Herzogthümern vorhanden, für welchen das Drama des Herzogs Ernst in seinem Kampfe gegen König Konrad gleichsam typisch geworden ist.

Desto festere Stütze fand das Kaiserthum an den Bischöfen von Straßburg, durch welche ein starker Verkehr zwischen Elsaß und dem Hof der Könige vermittelt ward. Es war daher erklärlich, daß die Kaiser die Macht der Bischöfe nach Kräften mehrten, um an diesen treuen Dienern ein Gegengewicht gegen die gefährliche Herzogsgewalt zu schaffen. Zur Zeit des Kaisers Otto findet man da den klugen und gewandten Erkenbold, dem der Kaiser die Grafschaftsrechte und das Gericht verlieh. Auch Münzrecht ward den Bischöfen zu Theil. Dann folgte auf dem bischöflichen Sitz ein naher Freund des heiligen Heinrich II., der Bischof Werner. Den läßt die alte Ueberlieferung als einen der frühesten Sprossen der Grafen von Habsburg im Argau erscheinen. Er nahm den besten

Antheil an dem Bau der Burg, welche das gewaltige Geschlecht als seinen Stammsitz ansah. Mit seinem Bruder Ratbod Graf von Habsburg führte er seinen Stammbaum auf die alten Etichonen zurück. Es war ein kühnes streitbares Paar. Der bischöfliche Chorrock hielt Wernern nicht zurück, das Schwert an der Seite, das Schlachtroß zu besteigen und gemeinschaftlich mit seinem Bruder unter den Fahnen des Kaisers zu streiten, wie er im Rathe und in der Synode an Heinrich's Seite stand. So sehn wir ihn mit dem Kaiser ausziehn mit zahlreichen Knechten von Ratbod's Gütern aus Unterwalden, Luzern und Niederargau, mit Straßburgern und Elsässern, als Heinrich II. mit dem Herzoge von Burgund 1016 das Abkommen von Straßburg schloß, durch welches Burgund dem Kaiser übergeben wurde. Noch im Jahre 1020 wird erzählt, sei Werner durch das Uechtland siegreich bis an den Genfersee gedrungen. Es war die Zeit, wo die Bischöfe des Reiches die ersten Stellen in Staat und Politik einnahmen und dafür von den Kaisern Gewalt und Ansehn erhielten in den Städten und Ländern, wo sie wohnten. Werner war ganz diesem Dienst des Staats gewidmet. Auch in den inneren Angelegenheiten vom Elsaß sehn wir ihn ununterbrochen beschäftigt: da gilt es Streit zu schlichten, Recht zu sprechen, Bauten zu besorgen und die Güter des Bisthums zu verwalten. Auch nach dem Tode Kaiser Heinrich's dauerte Werner's Ansehn am neuen Kaiserhofe im Anfang ungeschwächt noch fort. Konrad II. sendete ihn nach Byzanz mit großer Gesandtschaft, aber nach seiner Rückkehr fiel er in Ungnade, und mehr einem modernen Minister vergleichbar, als einem Mönche des Mittelalters, vermochte er den Sturz und die Entfernung von den Quellen der Macht nicht lang zu überleben; 1029 starb er.

Dieser Werner bietet ein lebendiges Bild von dem Dasein eines Bischofs in den Jahrhunderten, als die großen Kaiser herrschten, aber eine andere Richtung in der Kirche faßte langsam Fuß, und diesen weltlich-staatlichen Gesinnungen der geistlichen Oberhirten trat ein neues Element von mönchischer Reform der Kirche schroff

entgegen. Freiheit der Kirche vom Staate und vom Kaiser war die Loosung. Freie Wahl der Bischöfe, Versenkung in die religiösen Pflichten, Abschaffung der Priesterehe und des Pfründenkaufs, das waren die Forderungen, die eine strenge und fromme Partei in Deutschland, Frankreich und Italien mit immer lauterer Stimme in die Welt geschleudert hatte. Selbst der Kaiser konnte der Nothwendigkeit der großen Reform sein Ohr nicht verschließen. Heinrich III. war den Männern dieser Richtung von Herzen zugethan. Auch ein Elsässer, ein Graf von Dachsburg, stand an der Spitze der Reformpartei, er wurde Bischof von Toul und hat als Leo IX. den päpstlichen Stuhl bestiegen, eingesetzt von Kaiser Heinrich selbst und ausersehen, den Gedanken des reformatorischen Jahrhunderts Bahn zu brechen. Dennoch fand in Straßburg die neue Richtung keinen Boden. Als der gewaltige Hildebrand, Papst Gregor VII., die reformirte Kirche zum Ansturm gegen die Kaisermacht führte, war es ein Straßburger Bischof, der am zähesten zu jenem Heinrich IV. hielt, den man den Märtyrer von Canossa nannte. Werner II., ein Graf von Achalm, erlebte die furchtbarsten Jahre des Investiturstreits in Deutschland (1065—1079). Des Papstes Bann vermochte nicht, ihn seinem Kaiser abtrünnig zu machen, gegen all die fürstlichen Gegner Heinrich's hat er im Elsaß das Feld behauptet, bis er unter den Verwünschungen der kirchlichen Eiferer starb. Es kann kein Zufall sein, daß auch die Nachfolger im Bisthum dieselbe Politik verfolgten; wol mag der kaiserliche Sinn, der in der Bevölkerung lebte, Einfluß gewonnen haben auf die Leiter der Straßburger Kirche. Mit klarem Sinne haben diese Elsässer die Pläne der deutschen Fürsten durchschaut, welche unter dem Deckmantel kirchlicher Reform und ausgestattet mit dem Segen des anspruchsvollen Priesters von Rom nichts anders wollten als die Macht des Kaisers schwächen und das stolze Reich der Deutschen zerstückeln. Die Macht der Fürsten aber war es nie, welche im Elsaß Wurzel schlug, hier war man immer abgeneigt dem kleinen Treiben der kleinen Souveräne, die sich Herzoge nannten; stets fand die Idee des Reichs

im Elsaß ihre aufrichtigsten Vertheidiger, in allem Misgeschick blieb Elsaß seinen Kaisern treu. Die eigenen Landesherzoge von Schwaben und Elsaß waren erst von jenem Augenblicke geliebt, wo aus dem Geschlecht der Staufer die Träger der deutschen Krone hervorgegangen waren und unter dem Schutze dieser staufischen Kaiser ein neues Zeitalter städtischer Entwickelung dem guten treuen Reichsland aufgeblüht war.

Zweites Kapitel.

Reichsstädte.

Nichts ist für die reichstreue Gesinnung des Elsässischen Landes bezeichnender, als der Umstand, daß Bischof Gebhard von Straßburg mit den Herzogen von Schwaben in stetem Kriege sich befand, bis zu dem Moment, wo Herzog Konrad (1138) den Kaiserthron bestieg. Sofort söhnte sich Gebhard mit dem neuen Kaiser aus und war nun einer seiner getreuesten Anhänger. Diese Staufer waren in den schwersten Zeiten des Kampfes des Kaisers Heinrich IV. mit seinen Gegnern, im Jahre 1079, Herzoge von Schwaben und Elsaß geworden. Der Stammvater Friedrich I. ahnte noch nicht die künftige Größe seines Hauses. In steter Gefahr, den neuen Besitz wieder zu verlieren, endete er sein Leben noch vor dem Tode des unglücklichen Kaisers Heinrich IV., aber seine Söhne Friedrich II. und Konrad vermochten bereits den Kampf um die Krone der Deutschen selbst aufzunehmen und Konrad III. begann die Reihe jener kraftvollen Männer, welche ein Jahrhundert lang Deutschland groß und mächtig gemacht haben. Der Sohn jenes Friedrich II. war der gewaltige Rothbart, der seinem Oheim Konrad 1152 auf dem Kaiserthrone folgte, während Konrad's Sohn zum Herzoge von Schwaben gesetzt wurde. Nachher waren es die Nachkommen des Rothbarts, welche die Herzogswürde in Schwaben und Elsaß bekleideten: erst jener Friedrich, der mit dem Vater den verhängnißvollen Kreuzzug in das heilige Land unternahm, wo beide, Vater

und Sohn, so traurig endeten, — hierauf der jüngste Sohn des Rothbarts, der edle Philipp, der dann (1208) als König von Mörders Hand erschlagen ward. Seit Philipp haben die Könige selbst die Verwaltung von Schwaben und Elsaß ganz persönlich geführt: so Kaiser Friedrich II., Heinrich VII., Konrad IV. Nur das arme Opferlamm, der Konradin, hatte die Kronen seiner Väter nicht zu erlangen vermocht und endete als Herzog von Schwaben und Elsaß zu Neapel auf dem Schaffot 1268.

Neben den Herzogen traten seit der Stauferzeit die Landgrafen im Elsaß bedeutender hervor. Sie hatten die Pflege der hohen Gerichtsbarkeit im Namen des Kaisers in den dem Reiche unmittelbar unterstehenden Gebieten. Die Landgrafschaften waren getheilt; eine besondere bestand im Niederelsaß und eine andere im Oberelsaß; dort waren die Grafen von Oettingen im Besitz derselben, hier ein Geschlecht, das wir schon kennen gelernt: die Grafen von Habsburg, welche hier, sowie in ihrer Heimat, im obern Schwaben, eine rasch wachsende Macht durch Sparsamkeit und Mut, und glückliche Benutzung jedes Vortheils sich erwarben. Zahlreiche Eigengüter, Vogteien von Klöstern, Grafschaftsrechte, die die Kaiser verliehen hatten, bildeten die feste Grundlage der großen Stellung, welche diese glücklichen Dynasten seit dem 12. Jahrhundert erlangten. Kein andres Herrengeschlecht des Landes hat so großen Einfluß auf die Schicksale des Elsaß genommen, wie diese Habsburger.

Die hohe Bedeutung, welche diese staufische Epoche nun für das Elsaß hat, liegt aber keineswegs bloß in den großen und allgemeinen Weltbegebenheiten, die, wie zu keiner andern Zeit, den einheitlichen Charakter des deutschen Volkes in Cultur und Politik bezeugten, sondern noch mehr in seiner innern Geschichte, in dem Erwachen und Entwickeln des städtischen Wesens und Geistes, der dem Elsaß seine eigenthümlichsten Vorzüge verlieh. Denn wer die Geschichte dieses Landes im ganzen betrachtet, dem treten auf kleinem Raum eine große Menge städtischer Gemeinwesen entgegen, die alle dem Reiche unmittelbar und allein unterthan sein wollen

und einen starken Gegensatz gegen Grafen- und Fürstenherrschaft zeigen.

Die Entstehung dieser freien Städte, so reich an Bürgertugend und tapferer Gesinnung, voll lebendiger Begebenheiten und reichen geschichtlichen Lebens, kann man nicht ohne die herzlichste Theilnahme verfolgen. Voran ging Straßburg, eines der ältesten Gemeinwesen des deutschen Reiches, das über seine genau gegliederte Verfassung urkundlichen Nachweis gibt. Es war mit seinem Recht und seinen Einrichtungen vielen andern Städten des Reichs vorangeschritten, und als ein leuchtendes und beneidetes Beispiel deutscher Bürgerkraft munterte es im ganzen Reiche, vom Rhein bis zur Oder, fortwährend zu neuer Nachahmung auf.

Der Rhein, der heute eine gute Strecke östlich von der Stadt sein Bett gefunden, ging zur Zeit der Römer dicht am alten Castell vorüber, und noch im Mittelalter scheint er seinen Lauf näher der Stadt genommen zu haben. Vorzüglichstes Verkehrsmittel war die Ill, der muntere Fluß, an dem man um das Jahr 1200 nicht weniger als 1500 Fischer, in kleinen Dörfern vertheilt, gezählt haben will. In späterer Zeit, wo die Einwirkung der Straßburgischen Genossenschaften stärker hervortrat, haben sich diese Fischer nach strengen Regeln organisirt, gleichwie die Gärtner in Straßburg und wie die Schiffer am Rhein. Die ersten Anfänge des städtischen Gemeinwesens sind den Bischöfen zu verdanken. Sie setzen die Schultheißen ein, ernennen die Richter der Gemeinde; der Vogt der Straßburger Kirche, der immer aus dem Herrenstand gewählt ist, übt im Namen des Kaisers das hohe Gericht über Hals und Hand, über Erbe und Eigen. Auch bildet das Gesinde des Gotteshauses, die Ministerialen des Bischofs, einen bevorrechteten Stand in der Stadt, neben dem die Bürger in einer Art von patriarchalischem Verhältnisse zu dem Bischof, als dem Stadtherrn stehen. Die Kaufleute mußten Botendienste thun, immer 24 zur Zeit und jeder dreimal im Jahre, doch nur innerhalb des Bisthums und auf des Bischofs Kosten. Die Kürschner sollen die Felle und Pelze für den

Bischof bereiten, den Stoff dazu in Mainz oder Köln auf seine Kosten einkaufen; Acht von den Schustern die schwarzen Lederfutterale zu Leuchtern, Geschirr u. dgl. liefern, wenn der Bischof an den kaiserlichen Hof oder zur Heerfahrt reist; auch Schmiede und Schwertfeger müssen für den Bischof und seine Reisigen arbeiten. Die Weinwirte besorgen die Reinigung der bischöflichen Vorrathskammern, alle übrigen Bürger leisten jährlich fünf Tage Herrendienste.

Dieser patriarchalische Zustand konnte indes nicht für die erweiterten Bedürfnisse genügen, welche sich bei großem Wachsthum der Stadt und ihrer Bevölkerung rasch entwickelten. Noch läßt sich aus urkundlicher Ueberlieferung deutlich erkennen, wie dieses deutsche Gemeinwesen räumlich gewachsen ist. Schon in den Karolingerzeiten erhebt sich im westlichen Theile die Neustadt neben der alten, auf den Trümmern des römischen Argentoratum erbauten Stadt. In der Zeit Kaiser Friedrich's II. hat auch die Neustadt eine beträchtlichere Ausdehnung nach der nördlichen Seite erhalten, über die Place Broglie hinaus. In der Nähe der heutigen Quais Schoepflin und Kellermann, hat man im vorigen Jahrhundert noch die Spuren der mittelalterlichen Stadtmauern gesehn, deren Gräben später zum Bau des großen Canals benutzt worden sind. Mit dieser räumlichen Erweiterung begann auch das Leben der Stadt stärker zu pulsiren. Es ist eine Erscheinung, die sich in allen, unter bischöflicher Herrschaft stehenden Städten wiederholt, daß die Verwaltung der geistlichen Herren den steigenden Bedürfnissen der Bürgerschaften bald nicht mehr gewachsen ist und daß die größeren Verhältnisse des Handels und der Gewerbe, das rasch sich erhebende städtische Bewußtsein mit der patriarchalischen Auffassung der alten Regierung in schneidenden Gegensatz gerathen. Es kam eine Zeit, wo Theilnahme am Regiment und Gericht als die allgemeine Forderung der Bürgerschaften sich geltend macht; die Stadträthe wurden auf neuen Grundlagen geordnet, erst mit ausnahmsweiser, dann mit gesetzlicher Zuziehung von Vertretern der alten Bürgergeschlechter; hierauf folgt eine Epoche vollkommener Autonomie des rein bürgerlichen Stadtraths und die

volle Unabhängigkeit von bischöflicher Gewalt und bischöflichen Beamten. In Straßburg war es Bischof Heinrich von Veringen, unter dessen Regierung der erste entscheidende Schritt auf dieser vorgezeichneten Bahn geschah. Anfangs sprechen die Schöffen nicht selber das Recht, sie überwachen bloß das Gericht, welches der Schultheiß nach den Statuten pflegt, aber bald geht Gericht und Polizeiverwaltung an den Stadtrath über. Dessen Macht ist es, die sich von Stufe zu Stufe hebt, so daß die Consuln und Richter, völlig unabhängig vom Bischof, auch die Ministerialen desselben vor ihr Forum ziehen, und den geistlichen Herrn vollkommen auf die Ausübung geistlicher Thätigkeit zu beschränken wissen. Immer als die Krone dieser städtischen Entwickelung wird man es anzusehen haben, wenn es gelingt, Kaiser und Könige zu bestimmen, daß sie das Gemeinwesen unter ihren eigenen unmittelbaren Schutz nehmen, die Reichsunmittelbarkeit der Stadt verleihen. Man hat in Straßburg dies entscheidende Wort der Reichsfreiheit dankbaren Angedenkens stets dem König Philipp von Schwaben zugeschrieben, und wenigstens haben die Staufer in der nächsten Zeit die Reichsstadt Straßburg zu wiederholten malen in ihren und des Reiches Schirm erklärt und Brief und Siegel darüber gegeben. Ein einsichtsvoller Bischof aber, Herr Heinrich von Stahleck, hat veranlaßt, daß die so gewachsenen Rechte der Stadt und ihre Beziehungen zum bischöflichen Hof in einem Grundvertrag geordnet und festgestellt wurden, und von nicht geringerer Bedeutung war, daß Straßburgs Stadtrath nun auch als Obergericht von allen Gemeinden angerufen wurde, welche unter dem Straßburger Krummstab lebten.

In dieser Entwicklung eines großen Gemeinwesens zeigt sich uns nun das Bild des reinsten deutschen Wesens. Es kommt dabei nicht auf den Inhalt der Gesetze und Gebräuche im einzelnen an, die im Laufe zweier Jahrhunderte sich allmählich Geltung verschafften, denn was man in Straßburg als Recht erkannte, mochte Aehnlichkeiten mancherlei Art auch mit Städten romanischer Bevölkerung bieten, aber was sich als das wesentliche zeigt, ist das

Gesetz der historischen Entwicklung, der gesellschaftliche Gang der Ereignisse, wie wir ihn soeben dargelegt, hier in Straßburg genau wie in Worms, Mainz oder Köln; es ist ganz genau dieselbe Kette deutschen Fortschritts, den wir da und dort wahrnehmen.

Der große Zug städtischer Entwickelung, der die Bewohner des Elsasses auszeichnet, hat indessen auch noch von anderer Seite seine Nahrung erhalten. In Hagenau waren es die staufischen Herzoge und Kaiser, welche ohne Dazwischenkunft bischöflicher Gewalt unmittelbar ihre Hand zum Ausbau der Stadtverfassung boten. Konrad III. hatte hier auf eigenem Grund und Boden eine Niederlassung gegründet und derselben Regel und Recht vorgezeichnet. Auf einer Insel in der Motter hatte er sich einen herzoglichen Palast erbaut, den dann Kaiser Friedrich der Rothbart zu seiner kaiserlichen Burg umgestaltete — ein gewaltiger Bau mit vier eckigen Thürmen, in der Mitte ein fünfter, der stärkste und festeste, dessen Gipfel der Reichsadler zierte, weithin sichtbar auf dem dunkeln Hintergrunde des großen Hagenauer Forsts, wo noch zahlreiche Bären und Füchse dem Jagdvergnügen der Kaiser dienten. Ueber dem inneren Eingangsthor der Burg erhoben sich drei Kapellen, auf das beste verwahrt, wo der Rothbart die Reichsinsignien aufbewahrte, zwei Schwerter, den goldnen Reichsapfel mit dem Kreuz, den kaiserlichen Mantel, drei goldene Sporen, eine Albe von weißem Sammet, zwei scharlachrothe Beinkleider und Schuhe mit Edelsteinen. Dazu Holz vom heiligen Kreuz, der Zahn von Johann dem Täufer, St. Mauritius Speer und andere kostbare Dinge des frommen kaiserlichen Aberglaubens. Hier in der Burg zu Hagenau sollte das alles für den Erben, den gewaltigen Heinrich, verwahrt sein, als der Kaiser in den Kyffhäuser schlafen ging. Möchte sein, daß heute die Deutschen in dem alten Hagenau, wenn nicht die Krone, so doch den Geist des deutschen Reichs wiedergefunden haben!

Für Hagenau aber war 1164 das Geburtsjahr reichsstädtischer Freiheit gekommen. In einem feierlichen Augenblick hat Friedrich der Stadt die Urkunde freier Reichsverfassung geschenkt. Selbstän-

diges Stadtregiment und die Unabhängigkeit der Bürger von fremder Gerichtsbarkeit bilden auch hier Grundlagen späterer Entwickelung und großer Wolfahrt, wie in Straßburg. Nicht weniger als zehn ähnliche Gemeinwesen haben sich im Laufe des 13. Jahrhunderts im Elsaß gebildet. Im Oberelsaß ging Colmar den anderen Städten voran. Es hat seine Mauern durch Kaiser Friedrich's II. Vogt vom Elsaß, Herrn Albin Wölflin, erhalten, einen seltenen Mann, dessen persönliche Schicksale einen reichen Stoff tragischer Momente bieten. Denn er, der das ganze Vertrauen des Kaisers genoß, ward doch bei seinem Herrn in Ungnade gebracht, wurde gefangen gesetzt und die Sage läßt seine eigene Frau zur Mörderin an dem tapfern Manne werden. Das wolhabende Colmar hat aber seinen Namen in Ehren gehalten und dankbar haben noch späte Geschlechter der neunthorigen Stadt den Erbauer ihrer Mauern gerühmt. Auch Schlettstadt wurde durch Wölflin befestigt und erhielt Stadtrecht wie Colmar von Friedrich II., ebenso Kaisersberg, die Wächterin des wichtigsten Passes nach Lothringen und Neuburg und Breisach. Die Zeit Kaiser Friedrich's II. erhielt sich überhaupt im Andenken der Elsässer als die Epoche des höchsten Glanzes und gewis war es nicht ohne Bedeutung, daß der letzte unter den mächtigen Kaisern der älteren Zeit als Landesherr im Elsaß waltete und reichen Samen eigenthümlichen Lebens ausstreute. Persönliche und sachliche Umstände wirkten zusammen, daß das Gefühl der Reichsangehörigkeit diesem Volke in Fleisch und Blut gedrungen war.

Und es kamen die Zeiten, wo sich dieser reichsfreie Geist zu erproben hatte. Allerorten war nach dem Untergange des alten Kaiserthums die Macht der Landesfürsten und Territorialherren gewachsen; wo sie noch nicht zu selbstherrlicher Macht auf dem Wege von Privilegien oder durch Familientradition gelangt waren, suchten sie in den folgenden Jahrhunderten durch Vereinigung größerer Herrschaften sich unabhängig gegenüber dem Reiche zu machen und die kleineren Stände sich zu unterwerfen. Im Elsaß gab es nach dem Aussterben der Hohenstaufer zwei Gewalten, die geeignet schienen,

eine landeshoheitliche Gewalt über das Elsaß anzustreben: die Grafen von Habsburg, welche Landgrafen waren im Elsaß, und die Bischöfe von Straßburg. Bald mußte sich zeigen, ob das Land in die Bahnen landesfürstlicher Entwickelung lenken werde, gleich wie die benachbarten Gebiete von Würtemberg, Baden, der Rheinpfalz, oder ob das köstliche, wenn auch nicht ungefährliche Gut reichsunmittelbarer Stellung behauptet werden kann. Köln und Mainz und Trier sind damals mächtige Fürstenthümer geworden, auch bischöfliche Gebiete, wie Bamberg und Würzburg, haben eine hohe Stellung landesherrlicher Gewalt behauptet. Sollte es den Bischöfen von Straßburg nicht auch gelingen, bei dem Untergange der großen schützenden Kaisermacht die Reichsfreiheit der Städte zu erschüttern und ein Fürstenthum zu gründen, wie Köln?

In Straßburg gelangte damals ein kühner, ehrgeiziger und kriegstüchtiger Mann auf den bischöflichen Stuhl, Walter v. Geroltseck (1260). Sein Geschlecht war durch die Staufer emporgekommen, im Elsaß durch den Besitz zahlreicher Schlösser gefürchtet, den Bürgerschaften der neuen Zeit nicht eben zugethan, — Leute von jenem niederen Reichsadel, der in Schwaben und im Elsaß so zahlreich war und auch auf seine Freiheit und Reichsritterschaft nicht wenig pochte. Walter von Geroltseck begann am Tage nach seiner Erhebung zum Bischof sofort die Untersuchung der Rechte, welche die Bürger seiner Stadt nun schon seit Jahren übten. Einiges war vorgekommen, wofür sich urkundlich verbriefte Beweise schwerlich geltend machen ließen. Wenn die Bürger neue Statuten festsetzten, durften sie dies ohne Genehmigung des Bischofs thun? Walter von Geroltseck ging aber noch viel weiter, selbst die Wahlrechte bestritt er den Bürgern, die sie in Bezug auf die Beamten der Stadt so lange besaßen. Der Gegensatz konnte nicht schärfer gedacht werden. Auf der einen Seite das alte Bischofsrecht, auf der andern der lebendig fortschreitende Organismus eines freien Gemeinwesens. Aber es war kein vereinzelter Kampf zwischen Bischof und Stadt. Auf der Seite Walter's von Geroltseck stand der gesammte kleinere Adel, auch der Landgraf

Rudolf von Habsburg hielt es Anfangs wenigstens mit dem Bischof. Die Städte dagegen schienen sämmtlich in Straßburgs Sache verwickelt, sie alle waren bedroht. Ohnehin standen sie seit fünf Jahren in einem Bund, den Herren und Rittern ein arger Gräuel. Denn um den Landfrieden, der nirgend gehalten wurde, selbst zu sichern, haben sie sich im Jahre 1255 in einer großen Eidgenossenschaft Schutz und Hülfe zugesagt gegen alle Feinde und Widersacher und gegen die ungerechten Zölle, die man ihnen aufrichtete und die Gefährdung ihres Handels und Wandels. Was das Reich nicht, was kein Kaiser mehr geben konnte, suchten die Städte durch eigene Kraft sich zu sichern. Aber dem Adel erschien es als unerträgliche Anmaßung. So hatte der Streit zwischen Walter und seinen Bürgern eine allgemeine Bedeutung, Ereignisse traten ein von weitgreifender Wirkung auf die gesammte Geschichte des Elsaß.

Schon wurden die Klagen des Bischofs bestimmter bezeichnet. Daß der Stadtrath auch ritterbürtige Leute mit Steuern beschwerte, selbst in geistliches Gericht eingriff und Friedensstörer wider die Kirche in Schutz nahm, gab die nächste Veranlassung, daß Walter von Geroltseck die Stadt verließ, allen Geistlichen befahl, ihm zu folgen, und Bann und Interdikt über die Bürgerschaft verhängte. Daß indes die Demütigung von Straßburg nicht Ziel des Angriffs war, empfanden die Schwesterstädte besonders dadurch, daß sich Walter von den Schattenkönigen, welche auf Friedrich II. folgten, das Aufsichtsrecht über sämmtliche Städte des Elsasses verleihen ließ. Da erhob man sich überall. In Colmar tritt in diesem Kampf gegen den Bischof zuerst das berühmte Geschlecht der Rösselmann hervor; in Mülhausen vertrieb man den bischöflichen Vogt, andere Städte versprachen den Straßburgern Zuzug zu leisten und rüsteten, während Walter von Geroltseck mit Hilfe vieler Herren und selbst des Erzbischofs von Trier mit 1700 Mann heranzog, um Straßburg zu belagern. Am 12. Juli 1261 versuchten die Bischöflichen einen Sturm auf das St. Aurelienthor zu machen, sie wurden aber mit großem Verluste zurückgeschlagen. Dann folgte ein Waffen-

stillstand, während dessen wesentliche Aenderungen in den Reihen der Verbündeten vorgingen. Einerseits war der Graf Rudolf von Habsburg mit Bischof Walter in Streit gerathen und schloß sich den Städten an, andererseits war in Colmar die bischöfliche Partei stark geworden und vertrieb den Schultheiß Johann Rösselmann, den Führer der reichsstädtisch gesinnten Bürgerschaft. Bischof Walter legte seine Truppen nach Gripoldheim, Kochersberg und Molsheim, damit sie von da den Straßburgern die Zufuhren von Lebensmitteln abschneiden und der Stadt Schaden zufügen sollten. Mancher Monat verstrich. Schmerzlich bemerkten die wolbehäbigen Bürger die Abnahme der Weinvorräthe, während man dagegen auf dem Lande kaum Gefäße genug fand, die reichliche Weinernte des Jahres zu bergen. So sank der Preis des Weins zum Schaden der Bauern, denn für ein leeres Faß konnte man ein volles erhalten, und die Unzufriedenheit über des Bischofs Starrsinn wurde außen und innen der Stadt sehr groß. Doch nicht allein durch kriegerische Mittel bekämpften sich die Parteien. Es wird erzählt, wie der Bischof die Bürger überreden lassen wollte, von ihren eingebildeten Rechten abzustehen und mit großer Gewandtheit wurden den Bürgern die Vortheile gezeigt, die sie von der Herrschaft des Bischofs hatten, auch wies man nicht ohne Erfolg auf manche Maßregeln des Raths, die eben nicht des Beifalls der Masse sich erfreuten. Allein die Bürgerschaft von Straßburg war gut geführt, und geistig bedeutende Männer, wie der große Ellenhart, von dem wir noch manches zu sagen haben werden, standen in ihren Reihen. Auch in Colmar hatte Herr Rösselmann durch listigen Anschlag sich wieder der Regierung bemächtigt: in einem Fasse versteckt wurde er in die Stadt gebracht und öffnete Nachts seinen Helfern ein Thor. Andererseits suchte auch der Bischof durch Klugheit und List zu erlangen, was ihm die Waffen versagten, und nicht ohne einigen Erfolg setzte er seine Hoffnungen auf die durstigen Kehlen der Straßburger, als sie einen Ausfall gegen Breuschwickersheim machten, von wo aus die Ritter sie lange genug geschädigt hatten. Endlich kam es zu einem entscheidenden

Schlag. Am 8. März 1262 fühlten die Bürger, durch zahlreichen Zuzug gestärkt, sich mächtig zu einem Unternehmen gegen den festen Thurm von Mundolsheim, der die Straßen nach Hagenau und Zabern beherrschte. In einem günstigen Augenblick, wo er geringe Besatzung hatte, zogen sie aus, die Steinmetzen voran, und brachen das Bollwerk ab. Als die Bischöflichen es merkten, läuteten sie Sturm von Dorf zu Dorf und gaben die Zeichen. Walter von Geroltseck stellte sich selbst an die Spitze seiner wolgewaffneten Ritter und hoffte in dem Augenblicke, wo er die Straßburger in Mundolsheim glaubte, in die Stadt dringen zu können. Allein die Bürger hatten rechtzeitig Kundschaft, und während der Bischof von Dachstein heranzog, erstiegen sie von Mundelsheim aus die Hügel bei der zerstörten Veste von Haldenburg und stellten in guter Ordnung bei Oberhausbergen sich auf. An demselben Orte, wo 900 Jahre zuvor die große Alemannenschlacht geschlagen wurde, kam es zum Kampf um die Freiheit der Stadt. Die Glocken von Straßburg verkündeten die Gefahr und wer Waffen tragen konnte ward aufgefordert zum offenen Feldstreit. Es war Herr Nikolaus Zorn, Ritter und Bürger, der an der Spitze des städtischen Heeres zu rechter Zeit ankam, bevor noch die bei Hausbergen unter Reinbold Liebenzeller von den Bischöflichen angegriffen worden waren. Der Bischof hatte mehr als 300 schwerbewaffnete Reiter und 5000 Mann Fußvolk. Die Bürger waren in weit größerer Anzahl gekommen, aber ohne schwere Cavallerie, und unter dem Fußvolk gab es viele kampfungeübte Leute. Dennoch wurde alles auf das beste angeordnet. Die Fußgänger wurden in Massen formirt, um dem Anprall der Reiterei zu widerstehen, die Schützen dem feindlichen Fußvolk entgegengestellt, um es vom Handgemenge abzuhalten. Dem Fußvolk ward der Befehl, die Pferde der Ritter niederzustechen, und so die Schwergepanzerten zum Falle zu bringen, eine Kampfesweise, die nachher in zahlreichen Schlachten den Fußvölkern den Sieg über die Ritter verschaffte. So kam es zu einem heißen Kampfe, der über das Schicksal der städtischen Entwickelung nicht bloß von Straßburg,

sondern vom ganzen Elsaß entschied. Des Bischofs getreueste Diener widerriethen die Schlacht, da sie die Ueberzahl sahen, der sie gegenüber standen. Aber Walter von Geroltseck, müde der langen Fehde, wollte die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, das bürgerliche Heer im freien Felde zu bekämpfen. So sprach er seinen Truppen Mut zu und rechnete auf die größere Kriegstüchtigkeit und Erfahrung der tapferen Ritter. Er selbst stellte sich an die Spitze des Heeres. Als die Reiterei hervorbrach, wichen die Straßburger vor der Wucht des Angriffs zurück, aber da das Fußvolk des Bischofs, von den Schützen der Stadt scharf beschossen, nur schwach in die Schlacht eingriff, erlagen endlich die Ritter im ungleichen Kampf. Der Bischof selbst stritt mutig voran. Zwei Pferde waren unter ihm getödtet worden, auf dem dritten nahm er die Flucht, als er seine Sache verloren sah. Als mit ihm die Ritterschaft den Kampfplatz ungeordnet verließ, stürzten die Straßburger Reiter hervor und richteten noch unter dem fliehenden Fußvolke des Bischofs ein gewaltiges Blutbad an. Siebzig Ritter aus den besten Geschlechtern und eine ungezählte Masse von Pferden lagen todt am Platze, auch des Bischofs Bruder und sein Oheim.

Am 17. März schloß Walter einen Waffenstillstand ab, allein der Krieg dauerte noch bis in die Fastenzeit 1263 fort und oftmals zogen die Bürger während des Sommers und Winters hinaus, um an bischöflichem Gut und bischöflichen Leuten das Uebergewicht ihrer Macht zu beweisen und zu befestigen. Walter von Geroltseck starb, ohne Frieden mit dem empörten Bürgerthume geschlossen zu haben. Erst der Nachfolger versöhnte sich am 21. April 1263 mit der Stadt, deren Verfassung und Stellung nun im neuen Grundvertrage gesichert wurden.

Als nächste Wirkungen des Waltherianischen Kriegs, wie man in Straßburg diese Heldenzeit der Bürgerschaft nannte, kann man das Streben des Adels und der Herrengeschlechter bezeichnen, mit der mächtigen Stadt in Frieden und Freundschaft zu leben. Auch zahlreiche Bündnisse wurden geschlossen. Graf Rudolf von Habsburg

trat von jenem Augenblicke in seine nahen Beziehungen zu Straßburg, die er auch als König aufrecht zu halten wußte und die den Nachkommen Rudolf's selbst zu manchem Vortheil gereichten. Denn das große städtische Gemeinwesen jenseits des Rheins war nun selbst wie ein König geworden, weithin maßgebend im Elsaß und über die Grenzen desselben hinaus.

Drittes Kapitel.

Mönchs- und Ritterdichtung.

Die Jahrhunderte, die wir soeben im Fluge überblickt, müssen wir noch einmal durchmessen, um die Frage zu beantworten: welchen Antheil nahm das Elsaß an dem geistigen Leben Deutschlands bis zum Anfang des dreizehnten Jahrhunderts?

Zu der Zeit, als germanische Kraft in den Bewegungen der Völkerwanderung überquoll, war der deutsche Geist noch unberührt von fremden Einflüssen, die Phantasie unseres Volkes erbaute sich an einheimischen Schöpfungen, es blickte auf zu seinen eigenen Göttern, zu Wodan, der Sieg verlieh und die Geheimnisse der Welt seinen Lieblingen aufschloß, zu dem Riesentödter Donar, zu dem Kriegsgotte Irmin oder Ziu, den der Stamm der Alemannen als seinen Urahn verehrte.

Damals waren die elsässigen Alemannen um die Mitte des fünften Jahrhunderts Zeugen, wie hunnische Schaaren den benachbarten Burgundern jene furchtbare Niederlage beibrachten, aus welcher die Sage den verrätherischen Untergang der burgundischen Könige an Attila's Hofe gemacht hat, den das Nibelungenlied erzählt. Noch kennt das Gedicht seine alte Heimat, es weiß, daß die Burgunder einst zu Worms saßen, es läßt sie mit dem fränkischen Königssohne Siegfried in die Vogesen auf die verhängnisvolle Jagd reiten, wobei der arglose Held seinen Tod durch Hagen's Hand findet.

Und wieder in den Schluchten der Vogesen kämpft ein sagen-

hafter Flüchtling aus Hunenland, Walther von Aquitanien, gegen Gunther, Hagen und ihre Recken (darunter ein Trogus von Straß-burg), welche ihm seine Schätze und die Geliebte, die er entführt hat, rauben wollen. Gunther verliert ein Bein, Hagen ein Auge, Walther selbst die Rechte. Unter wilden Scherzreden trennen sich die Helden in Freundschaft.

Kein Zweifel, daß Lieder von Siegfried, von den Nibelungen, von Walther und Hildegunde auch im Elsaß gesungen wurden — in das elsässische Tronia verlegte man später Hagen's Heimat —: solche Gedichte, in denen sich Erinnerungen der Völkerwanderung mit alten heidnischen Mythen vermischen, bilden für die ganze deutsche Poesie des früheren Mittelalters den stillen Hintergrund. Aber sie liefen als Volkslieder um und die gebildeten Kreise kümmerten sich von Jahrhundert zu Jahrhundert immer weniger darum, nur in Oesterreich erfuhren sie noch einmal höhere Gunst und wurden dort aufgeschrieben als späte Denkmale des längst versunkenen Heidenthums.

Unterdessen waren unserem Volke ganz andere Aufgaben gestellt worden. Von jeher war es der Vorzug der Deutschen, die Erzeugnisse fremden Volksthumes in sich aufnehmen, verarbeiten und zur Ausgestaltung ihres eigenen Wesens verwerthen zu dürfen. Nach der Völkerwanderung begannen die Einwirkungen fremder Cultur. Das Christenthum, das heidnische Alterthum der Griechen und Römer, die selbständige Civilisation der romanischen Nationen waren die Geistesmächte, mit denen sich unser Volk zunächst auseinander zu setzen hatte. Alle diese Elemente vereinigt muß man sich denken, um zu ermessen, was Frankreich im Mittelalter für Deutschland bedeutete. Von dorther kam die Bekehrung zum Christenthum. Von dorther wurde der Gedanke des Kaiserthums den Deutschen eingeimpft. Von dorther holte man sich den feinsten Schliff gelehrter Bildung. Von dorther kam Ritterwesen und Minnedienst, von dort Roman und Liebeslied im zwölften, von dort die sogenannte gothische Baukunst im dreizehnten Jahrhundert.

Natürlich waren es die Grenzlande, denen die Aufgabe der

Vermittelung vor allem zufiel. „Straßburg ist der Schlüssel zu Deutschland", sagte Graf Bismarck. Der Satz hat seine Wahrheit auch auf geistigem Gebiete. Schon früh war das Elsaß die offene Pforte, durch welche fremde Bildung nach Deutschland drang.

Unter Karl dem Großen wurden am Mittel- und Oberrhein die ersten Versuche angestellt, die litterarischen Hauptartikel des Christenthums den Deutschen zugänglich zu machen. Lateinisch-deutsche Wörterbücher zur Bibel, wortgetreue Uebersetzungen der Kirchenlieder und der kirchlichen Formeln, des Vaterunsers, des Glaubens sowie der christlichen Moralbegriffe entstanden, wie es scheint, in den elsässischen Klöstern Weißenburg und Murbach.

In Weißenburg hat auch der Mönch Otfrid sein Evangelienbuch gedichtet und im Jahre 867 oder 868, vor nunmehr tausend Jahren, vollendet.

Armer Mönch! Wie mag es in Deiner Seele ausgesehen haben, wie liefen da Einheimisches und Fremdes streitend gegen einander, wie mühst Du Dich ab um eine unlösbare Aufgabe, wie sind Deine schönen dichterischen Anlagen entstellt durch Deine gelehrte Bildung, durch Deine gelehrten Absichten! Deine geläufige schönredende Zunge scheint zu lallen. Die Musik Deiner fließenden Verse ertönt ungenossen vor unserm Ohr, wo nicht Deine herzliche Empfindung wie ein verlorner Strahl durch das Dunkel bricht.

Patriotismus hatte Otfrid an die Arbeit getrieben. Jener nationale Wetteifer führte ihm die Feder, der in Deutschland so vielfach litterarische Entwickelungen auf fremden Bahnen begünstigt hat. Die christlichen Dichterlorbeern der Griechen und Römer ließen ihn nicht schlafen. „Die Deutschen stehen keinem Volke nach an Tapferkeit — sagt er — sie sind so kühn wie die Römer und auch die Griechen thun es ihnen nicht zuvor. Sie sind fleißig und arbeitsam in ihrem Lande, beharrlich in allem Guten, behend sich gegen Feinde zu vertheidigen. Kein Nachbarvolk entgeht ihnen, und bis zum Meere hin hat man vor ihnen Furcht. Kein Volk wagt es, wider sie zu kämpfen, mit Schwert und scharfem Speer

haben sie sich Respect verschafft. Auch sind sie gottesfürchtig, fromm und wißbegierig: — nur das eine fehlt noch, daß sie Gottes Lob in ihrer Zunge singen."

Dazu will ihnen nun Otfrid verhelfen, indem er das Leben Christi in gereimten Versen beschreibt. Aber er fängt es recht ungeschickt an. Er behandelt den Stoff weder rein lyrisch noch rein episch. Er hat weder eine Reihe frommer Hymnen, noch eine Reihe epischer Gesänge daraus gemacht. Sein Gedicht ist in Wahrheit eine gereimte Predigt, worin das Wesentliche der Evangelien in verschwommener Breite und mit unausstehlicher Wortverschwendung vorgetragen, und nach der Weise damaliger Theologie mit allegorischen Deutungen und ermüdenden Betrachtungen begleitet wird. Das menschlich Ergreifende des Gegenstandes kommt unter dem gelehrten Schwall nicht zur Geltung. Andere Germanen, welche biblische Stoffe vor Otfrid behandelten, angelsächsische und niedersächsische Dichter, wußten sie der heimischen Auffassung näher zu bringen. Sie wußten die fremdartigen heiligen Gestalten in ein wohlbekanntes Gewand zu hüllen, das ihnen germanisches Ansehen verlieh. Sie wußten den Gottessohn auf deutsche Erde herniederzuziehen: — da wandelt er als ein germanischer Volkskönig unter seinen Getreuen, und Jerusalem scheint am Rhein zu liegen. Otfrid dagegen hat durch gelehrte Bildung sich selber losgelöst von der Nation. Der mütterlichen Erde entrückt, schlägt er über den Wolken seinen Sitz auf. Aus dem himmlischen Jerusalem läßt er die Stimme ertönen und will sein Volk zu sich hinaufrufen. Aber die Entfernung ist zu groß, wie soll es ihn vernehmen?

Trotzdem bleibt Otfrid's Werk ein ehrwürdiges Denkmal des Ernstes, womit die Deutschen sich des Evangeliums zu bemächtigen suchten; und nebenbei auch ein Denkmal tiefen deutschen Gemüths. Das Herz blutet dem Dichter, indem er den betlehemitischen Kindermord erzählt. Er empfindet den Schmerz dieser Mütter nach, wie er die Mutterfreuden Maria's schildert:

O Seligkeit der Mutterbrust,
Die Christus selber hat geküßt;
O Seligkeit der Mutter auch,
Die ihn bedeckt, mit ihm gekost;
O selig, die ihn hat geherzt,
Die ihn gesetzt auf ihren Schoß,
Die ihn in Schlummer hat gewiegt,
Die neben sich ihn hat gelegt.
Ja selig, die gekleidet ihn,
Die mit den Windeln ihn umwand
Und die auf einem Lager schläft
Mit einem solchen theuren Kind.
Ja selig die, die ihn umhüllt,
Wenn ihm der Frost zu schaden sucht,
Die mit den Händen und dem Arm
Umschlinget seinen theuren Leib.

An einer anderen Stelle bittet er Gott, ihn als höchsten Richter so gelinde zu bestrafen, wie eine Mutter, welche die Hand, womit sie eben ihr Kind geschlagen, schirmend vorhält, wenn Jemand dasselbe zu beschädigen droht. Gewiß war Otfrid ein guter Sohn; er gedenkt seiner eigenen Mutter im Lied; in der Trennung von ihr wird er die Sehnsucht kennen gelernt haben und die Freude des Wiedersehens. Denn er weiß, wie dem Sehnsüchtigen geschieht:

Er sieht sein süßes Lieb vor sich,
Doch fürchtet er, es sei es nicht.

Er weiß auch wie die Fremde thut:

Trennung von dem Heimatland,
O du bist hart und schwer fürwahr!
Kummer faßt den armen an,
Der ferne lebt vom Vaterland.
Ich habs erfahren einst an mir,
Nichts liebes fand ich je in dir.
Nichts andres hab' in dir gefunden,
Als trüben Sinn und bittre Stunden,
Gram und mannigfalten Schmerz.

Mit dieser Sehnsucht nach der Heimat vergleicht er die Sehn-

sucht nach dem Paradies, und die ganze Innigkeit seiner Empfindung trägt er dem Heiland entgegen.

Mit seiner innersten Geistesverfassung, worin das Nationale völlig dem Christlichen die Herrschaft einräumt, ist Otfrid der richtige Ausdruck jener Bildung, welche Karl der Große in Deutschland anbahnte. —

Was nach Otfrid die elsässischen Klöster geleistet, kann sich mit den Verdiensten anderer Convente Deutschlands nicht messen. Kein großer Geschichtsschreiber, kein großer Dichter ist daraus hervorgegangen. Aber gute Schulen scheint man immer besessen zu haben, wozu gewiß Frankreich manchen fähigen Lehrer lieferte. Einmal in dem großen Kampfe zwischen Kaiser und Papst läßt auch das Elsaß sich vernehmen: ein Priester Mangold zu Lautenbach, der als Grammatiker angesehen war, that sich als Heißsporn der ultramontanen Partei hervor und schrieb eine heftige Schrift in rohem Ton, voll unwürdiger Schmähungen gegen Kaiser Heinrich IV.

Im übrigen gaben sich die elsässischen Klöster einem Stillleben hin, das außer frommen Betrachtungen vorzugsweise der bildenden Kunst gewidmet war. In Marbach verstand man sich auf Malerei, ein Mönch Sintram wird um 1150 namentlich als Miniator ausgezeichnet. Im Nonnenkloster Hohenburg (s. oben S. 8) wurde im zwölften Jahrhundert in sehr gewandter und schöner deutscher Prosa eine Erklärung des Hohenliedes geschrieben, und auch hier stand die Malerei in Blüte. Die Aebtissin Herrad von Landsberg (1167—1195) verfaßte unter dem Titel „Lustgarten" (Hortus deliciarum) eine Art illustrirte lateinische Encyclopädie für Damen, die sie mit fließenden lateinischen Versen und einer großen Anzahl von Bildern ausstattete. Diese Bilder, illuminirte Federzeichnungen, sind hochinteressant und kunstgeschichtlich sehr wichtig. Das Buch ist auch nach der künstlerischen Seite hin eine Encyclopädie. Man denke sich unsere photographischen Albums nach den berühmtesten Künstlern in eine Sammlung vereinigt und mit Bildern aus dem heutigen Leben vermehrt. Man denke sich ferner, daß nach Jahrhunderten die Originale großentheils verloren oder zerstreut und das Leben

ein völlig anderes geworden wäre: würde nicht für jene späteren Zeiten eine solche Sammlung als Urkunde unserer Gegenwart ganz unschätzbaren Werth gewinnen? Etwas ähnliches leistet uns Herrad's Arbeit für das zwölfte Jahrhundert.

Die Illustrationen umfassen so ziemlich alle Gegenstände, welche für die mittelalterliche Kunst überhaupt als darstellenswerth in Betracht kamen. Neben dem gesammten Inhalt der Bibel mehreres aus der Mythologie der Alten, eine Anzahl von Allegorien und umfangreiche phantastische Compositionen, wie die Kirche, das jüngste Gericht, Apokalyptisches, Kampf der Tugenden mit den Lastern, Hölle, Paradies u. s. w. Und diese Gegenstände hat Herrad theils byzantinischen Mustern nachgebildet, die ihrerseits meist auf altchristliche zurückgehen; theils hat sie Neuschöpfungen nach selbständiger Beobachtung der Natur versucht. Dort ist sie stilvoll, hier oft roh naturalistisch. Dort finden wir antike Auffassung, mitunter vom feinsten Gefühl, hier zum Theil ungeschlachte Erfindungen, welche an die ersten Zeichenversuche der Kinder erinnern. Dort begegnen uns nach der Weise der classischen Kunst Personificationen von Naturgegenständen, der Jordan als Flußgott bei der Taufe Christi, Aeolus und Neptun für Luft und Wasser bei der Schöpfungsgeschichte u. s. w. Hier gänzlich gescheiterte Wagnisse auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei, vollkommen mislungene Bäume, Gesträuche u. dergl. Dort die Ruhe und Mäßigung der idealistischen Kunst, hier die Anfänge eines Realismus, der auf drastisch bewegte Scenen aus ist. Dort ein traditionelles, hier ein individuelles Element. Dort gibt uns die Aebtissin Auskunft über alte angesehene Kunstwerke, die durch vielfältige Nachbildung sich fortpflanzten und für uns verloren sind. Hier entrollt sie ein mannigfaltiges Bild des Lebens ihrer Zeit, wie sie es mit ihren eigenen Augen geschaut. Ihre Intentionen sind immer bedeutend, aber ihre Mittel erscheinen oft so unvollkommen, daß wir von jenen Hieroglyphen vor uns zu haben glauben, die zwischen Malerei und Schrift mitten inne schweben.

Zu der Zeit, als Herrad schrieb und zeichnete, hatte bereits

eine neue weltliche Poesie in deutscher Sprache ihr Haupt erhoben, welche sozial auf dem Ritterthum, litterarisch auf Import aus Frankreich beruhte. Hier greift das Elsaß wieder mächtiger ein, und sein Charakter der Vermittelung zwischen Französisch und Deutsch kommt recht zur Geltung. Fahrende Sänger, ritterliche Dichter, vornehme Bürger theilen sich in die Aufgabe. Keine große Zahl, wenige Namen, aber darunter solche vom ersten Range.

Die lustigen Geschichten von Reineke Fuchs und dem Wolf Isegrimm, an welchen die Deutschen bis auf die neueste Zeit so viel Vergnügen fanden, wurden damals zuerst durch den Elsässer Heinrich den Glichezare, einen fahrenden Mann, aus französischen Vorlagen in deutsche Reime gebracht. Der Ritter Reimar von Hagenau zeichnete sich in lyrischer Poesie nach Art der Südfranzosen aus; Meister Gottfried von Straßburg im erzählenden Gedicht, das er aus nordfranzösischen Quellen entnahm.

Die geistreiche Liebesdichtung der Provence wurde durch den Pfälzer Friedrich von Hausen, einen der angesehensten Hofmänner jener Zeit, in Deutschland eingeführt. Der Elsässer Reimar von Hagenau brachte sie zur feinsten Ausbildung und erbte das beste Theil seines Könnens auf den Oesterreicher Walther von der Vogelweide fort, der daneben freilich noch ganz andere vollere und tiefere Töne anzuschlagen wußte.

Reimar wird von seinem Landsmann Gottfried für den ersten aller lyrischen Dichter erklärt. Er bewundert die Unerschöpflichkeit der Variationen, in denen sich sein Gesang bewegt. Es ist ihm, als ob Orpheus' Zunge, der alle Töne konnte, tönte aus seinem Munde. Diese Variationen drehen sich aber alle um ein Thema. Reimar hat fast ausschließlich Liebeslieder gedichtet. Nirgends aber vernehmen wir den Naturlaut tief erregten Gefühls, nirgends das Stammeln der Leidenschaft. Er ist ein Scholastiker der Liebe. In spitzfindigen Wendungen philosophirt er über seine Empfindung, er zergliedert und macht sich Einwürfe, er strengt allen Scharfsinn an, dieselben einfachen Dinge unzählige mal anders zu sagen.

Diese Poesie ist der Niederschlag des geistreichen Salongesprächs, wie man es von den Südfranzosen zu führen gelernt hatte. In solchen Wendungen machte man zu Ende des zwölften Jahrhunderts in Deutschland den Hof. Es sind zierliche Spiele des Witzes, in denen der Ausdruck zärtlicher Klage, ergebenen Duldens, ausdauernder Treue vorwaltet. Der feine Conversationston verräth sich in der Schmucklosigkeit des Stils, der von allen sinnlichen Elementen absieht, niemals lebhafte Farben aufträgt, selbst den Natursinn nicht zu Worte kommen läßt und in Freude wie in Trauer ein gewisses Gleichgewicht und Mittelmaß der Empfindung nie verläugnet. Auch ist es dem Dichter nicht starker Ernst mit den Gefühlen, die er äußert. Er gefällt sich in der klagenden Attitüde, darum nimmt er sie zum Vergnügen an. Er ist recht zufrieden „mit dem langen süßen Kummer sein, den er gar gerne dulden will". Er nimmt den Ruhm in Anspruch, daß kein Mann sein Leid so schön zu tragen wisse. Ja er stellt den allgemeinen Satz auf: „Man soll sich Liebessorgen machen, Sorg' ist gut, ohne Sorg ist niemand werth (beliebt und angesehen)."

Neben Reimar — wie anders erscheint uns Gottfried von Straßburg, der größte Dichter, den das Elsaß je hervorgebracht hat. Auch Gottfried reflectirt viel und ist theoretisch gestimmt; aber wo Reimar spielt, ist es Gottfried bitterer Ernst; wo Reimar bleich und farblos erscheint, ist Gottfried glutroth. Jene Leidenschaft, mit welcher Reimar sich Unterhaltung macht, stellt Gottfried mit allen ihren tragischen Verwickelungen dar an der Geschichte des berühmtesten Liebespaares jener Zeit, an Tristan und Isolde.

Gottfried äußert sich mit leichter Ironie über die ewigen Liebesseufzer der Minnesänger. Er scheidet sich in bewußter Kunst ab von dem gewöhnlichen Geiste des Ritterromans, der in der äußeren Pracht des aristokratischen Lebens, in Schmuck und Kleidern, glänzenden Rüstungen, Festen, Aufzügen und Turnieren schwelgte. Gottfried's Ziel ist Seelenschilderung, er weist alles ab, was diesem

Zweck nicht dient. Und dabei entwickelt er eine Feinheit der Beobachtung und eine Kunst der Darstellung, welche wahrhaft in Erstaunen setzen müssen. Er besitzt die absolute Herrschaft über die Sprache, die graziöseste Leichtigkeit des vielgegliederten Periodenbaues und eine Fülle der Rede, die sich in Strömen zu ergießen scheint. Mit dem tiefsten Naturgefühl, mit der Pracht der Malerei verbindet er die Kunst der Charakteristik. Was für durchgebildete, menschlich wahre Gestalten: sein Rual der getreue; seine aufopferungsvolle Brangäne; sein schwacher, gutmüthiger, verliebter, leichtgläubiger König Marke; seine unwiderstehliche, gleich einer Göttin bezaubernde, dabei wie eine Hexe listige und in der Verblendung der Leidenschaft bis zum Verbrechen rücksichtslose Isolde; und vor allem sein Tristan!

Gottfried war Stadtschreiber zu Straßburg (um 1207). Damit muß man aber nicht den Begriff einer verkümmerten Büreaukratenexistenz verbinden, sondern eher die Vorstellung eines einflußreichen Staatsmannes oder Diplomaten, der sich in den Geschäften bewegt und dabei freien Weltblick und liberale Lebensanschauung erworben hat. Das weltmännische Ideal des Mittelalters hat kein anderer Dichter mit solcher Kunst dargestellt wie Gottfried im jugendlichen Tristan.

Niemand, der die Geschichte Tristans liest, kann sich dem Eindrucke der hinreißenden Liebenswürdigkeit dieses Herzenbezwingers entziehen, dem alles, auch das schwerste, müheles zu glücken scheint. In der Erzählung seines ersten Auftretens bei Hofe, wo er seine Talente in der ungezwungensten Weise zu entfalten und alles zu entzücken weiß, scheinen Artigkeit, freundliches Benehmen, angenehme Sitten und ausgebildete Umgangsformen ein ununterbrochenes Fest zu feiern. Nirgends wird uns so anschaulich, daß die Aesthetik des Lebens im damaligen Deutschland eine Stufe erklommen hatte, wie sie bei uns höchstens im vorigen Jahrhundert in wenigen Kreisen wieder erreicht wurde.

Alle verborgensten und wunderbarsten Register seiner Kunst

hat Gottfried aufgezogen in der Schilderung der Venusgrotte. Das einsame Leben, das die Liebenden dort führen, gehört zu den schönsten Idyllen, die je geschrieben sind. Hier steht ihm die einschmeichelndste Gewalt der Sprache zu Gebote. Das Rauschen der Bäume meinen wir über uns zu hören, das Fächeln leiser Lüfte an unsern Wangen zu spüren, wir fühlen uns gewiegt und geschaukelt und eingelullt in süße Träume. Wie ein zarter Duft schwebt über dem Ganzen die idealische Schilderung der Liebe, die an eine allegorische Deutung der Grotte angeknüpft wird.

Der Liebesdienst erweicht Sitten und Gesinnung. Alles was von zarten Stimmungen und Gefühlen in der Zeit vorhanden war, was von den verschlungensten Wegen und Irrwegen der Empfindung in der tiefsten Brust verschlossen lag, das hat Gottfried wie in einen Strauß zusammengebunden. Sein Gedicht ist gleichsam ein Codex des männlichen und weiblichen Herzens. Und die ergreifende Tragik seiner Erzählung ist die Frucht jener auflösenden Seelenweichheit, in der jede feste Lebensführung dem Menschen entgleitet. Der Tristan ist die Tragödie der Schwäche, die aus der unbedingten Herrschaft des Gefühls entspringt. Das Gedicht ist vorbildlich — und von Gottfried mit Bewußtsein so aufgefaßt — für die ganze Gemüthsrichtung der Zeit, aus welcher der Minnegesang hervorging. Wie die jugendliche Phantasie der Völker gewaltige Geistesmächte auf übernatürliche Einwirkungen zurückführt, so hat die Sage hier die Allgewalt der Leidenschaft durch den Zaubertrank symbolisirt, der Tristan und Isolde an einander bindet. Dieser tritt als das unabwendbare Verhängnis auf, das alle Verhältnisse zerrüttet, das Getrennte vereinigt, das Verbundene trennt, das Reine befleckt, die Satzungen des Rechtes durchbricht und schließlich die Liebenden selbst einander entfremdet. Die Sophistik Tristan's, der seine Untreue beschönigen will, hat etwas erschütterndes, so trostlos wahr ist jeder Zug. Gottfried ist damit auf dem Gipfel der psychologischen Kunst angelangt. Gerade bei dieser Stelle aber ereilte ihn der Tod, er hat sein Werk unvollendet hinterlassen.

In gewissem Sinne ist Gottfried's Tristan der französischste Roman des deutschen Mittelalters. Nicht blos wegen der vielen französischen Wörter und Wortbildungen, die er als ein rechter Elsässer einmischt, nicht blos wegen der sonderbaren Fremdheit, mit der er seine Landsleute gelegentlich nicht als Deutsche, sondern als Allemands bezeichnet. Sondern wenn wir unter dem Französischen die vollendete äußere Durchbildung, die untadelige Feinheit der geselligen Form, die liberale Lebensanschauung, die lässige Beurtheilung sittlicher Dinge — kurz was Hr. Renan sehr klangvoll „die lebendige Protestation gegen Pedantismus, Dogmatismus und Rigorismus" nennt — verstehen: so ist der Tristan das französischste Buch der älteren deutschen Litteratur.

Aber nicht blos das französischste — vielleicht auch das antikste. Gottfried besaß mehr als die gewöhnliche Schulbildung. Gottfried besaß ein unmittelbares Verhältnis zur Antike. Römischen Dichtern entlehnt er Wendungen und Anschauungen. Die Gestalten der griechischen Fabelwelt sind ihm gegenwärtig und nehmen in den Schöpfungen seiner Phantasie eine ähnliche Stellung ein wie in den poetischen und künstlerischen Producten der Renaissance.

Die reichere Bildung hat Gottfried's Geist befreit von manchen Fesseln, in denen die mittelalterlichen Menschen seufzten. Ein Athem der Unabhängigkeit weht durch sein Gedicht. Ansätze von Kritik machen sich bemerkbar. Er ist ein Prophet der Liebe und des Rechts der Leidenschaft, und ein Prophet der keine Consequenzen scheut: bis auf die Ahnung selbst verschwunden scheint das Christenthum und christliche Moral. Gott selber wird bei ihm galant, und ein im Volksglauben des Mittelalters sehr geheiligtes Institut, das Gottesurtheil, setzt er zu einer leeren Comödie herab, worin verwegene, aber glückliche Frauenlist den glänzendsten Triumph feiert.

Nicht mit seinen aufgeklärten Ansichten, zu deren individueller Kühnheit sich kein Anderer erhob, auch nicht mit den höchsten Vorzügen seiner künstlerischen Macht; aber mit dem was von untergeordneten Geistern nachgeahmt werden konnte, war Gottfried einer

der einflußreichsten Dichter des dreizehnten Jahrhunderts. Unter denen, die sich ihm anschlossen, nennen wir nur den Elsässer Konrad Fleck, einen abgeschwächten Gottfried, der in seinem „Flore" ein liebliches Märchen, die Minne zweier Kinder, Blume und Weißblume (Flore und Blancheflur), erzählte, der in seinem unvollendeten und für uns verlorenen „Clies" ähnliche Conflicte, nur mit glücklichem Ausgang, behandelte wie der Meister im Tristan. Ein anderer jüngerer Nachahmer Gottfried's, Konrad von Würzburg, der zu Basel 1287 seine Tage beschloß, war auch im benachbarten Straßburg bekannt und hat dort Gönner gefunden.

Das weltmännische Lebensideal, das der Tristan vorführt, war in adeligen Kreisen gezeitigt worden. Derjenige aber, der es aller Aeußerlichkeit zu entkleiden, der dessen rein menschlichen Kern in vollendeten Seelengemälden darzustellen verstand, war ein Bürgerlicher. Allerdings ein Mann der zu den regierenden Familien der Stadt gehörte und ein Mann von ungewöhnlichem Talent, nicht gemeiner Bildung und sehr freier Gesinnung. Wie hoch muß aber das Gemeinwesen gestanden haben, dem er sein Selbstgefühl verdankte! Wir haben gesehen, welche Stellung Straßburg zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts einnahm, wie die Stadt sich hob, wie die Bürgerschaft um sich griff. Das litterarische Symptom der wachsenden Kraft, des wachsenden Muthes, der wachsenden Sicherheit und Kühnheit ist Gottfried's Roman.

Viertes Kapitel.

Verfassungskampf und Bürgerzwist.

Die deutsche Geschichte hat seit dem Untergange der Staufer einen wesentlich verschiedenen Charakter erhalten. Aus dem Zeitalter einer alles umspannenden, die verschiedensten Nationen vereinigenden Weltherrschaft war sie mit dem Aufkommen des Königs Rudolf von Habsburg herausgetreten in eine Epoche bundesstaatlicher Einrichtungen mit sehr schwacher Praerogative der Krone. Das Prinzip der Wählbarkeit des Königs, welches in den früheren Zeiten durch den starken und fast immer beachteten Anspruch der Erben gemildert war, wurde nun eine lange Zeit hindurch mit der eifersüchtigen Tendenz gehandhabt, die Macht des Reichsoberhaupts möglichst zu vernichten. An die Stelle der allgemeinen Volkswahl war das ausschließliche Wahlrecht einiger weniger gleichsam zufällig dazu bestimmter Familien und Fürsten getreten. Das Ziel der kaiserlichen Politik wurde von keinem Könige mehr in der reinen Entwicklung einer starken Centralgewalt, sondern in der Erwerbung einer möglichst großen Hausmacht erblickt. Der bundesmäßige Charakter der deutschen Verfassung übte im Laufe der Jahrhunderte seine abschwächenden Wirkungen auch auf das Verhältnis zwischen den Kaisern und den ihnen unmittelbar unterstehenden Reichsständen aus. Ein allgemeines, kaum recht zu bezeichnendes, dem Staatszwecke abholdes Gefühl der Unbotmäßigkeit,

ein immer stärker hervortretender Particularismus machte sich geltend.

Nur in wenigen Ländern war die Ueberzeugung der Reichsangehörigkeit mächtig, und man darf ohne Uebertreibung sagen: das Elsaß war eines der besten Reichsländer und galt auch dafür. Wie man in früheren Jahrhunderten die Franken als den vorzugsweise königlichen Volksstamm ansah, so hat es bei der Wahl Rudolf's von Habsburg keinen geringen Ausschlag gegeben, daß er aus dem Stammland der Staufer war und so viele Beziehungen zu dem letzten Kaiserhause hatte. Auch war er Landgraf in diesem vorzugsweise als Reichsland betrachteten Elsaß. Die Bewohner des Elsasses selbst sahen in seinem Geschlechte auch ihrerseits die gleichsam vorherbestimmten Nachfolger der allbeliebten staufischen Vorfahren. Aber freilich mußte man, wenn auch ungern, zugestehen: schon König Rudolf's Regiment entsprach nicht ganz der stolzen Größe staufischer Erinnerungen. Er war wol oft und gern im Elsaß; in Hagenau hielt er, unter allen Städten des Reichs, mit Ausnahme etwa von Augsburg, fast am häufigsten großen Hof. Aber wie kläglich war es zu sehen, daß der Herr des Kaiserthums in endlosen Kämpfen seine Zeit mit den Grafen von Würtemberg über dem Rhein drüben und mit den Herren in Burgund und dem französischen Einfluß daselbst ohne alle großen Erfolge verlor, und ohne daß er seine Absicht, das schwäbische Herzogthum zu erneuern, durchgesetzt hätte. Die große Heerfahrt nach Oesterreich im Anfang der Regierung hat zwar den Elsässern nicht wenig imponirt, aber unter der Masse des Volkes trug man sich doch mehr und mehr mit dem Gedanken, es möchte dieser Rudolf der rechte Kaiser nicht sein. Im Elsaß war es einem alten Einsiedler möglich, sich für den todten Kaiser Friedrich auszugeben und als auferstandener Träger der wahren Krone viel Volks an sich zu locken und große Unruhe zu schaffen, ganz so wie etwas später jener Tile Kolup, der am Niederrhein seinen Kaiserspuk, dem lebendigen König zum Spotte, trieb, und auch nicht wenig Anhänger in

Hagenau und Colmar fand. Die Steuern Rudolf's fand man zu hoch in den Reichsstädten und seinen Dienst hielten die Ritter nicht für lohnend genug.

Dem folgte der Kampf um das Reich zwischen Albrecht von Oesterreich und Adolf von Nassau, sodann der zwischen Friedrich und Ludwig dem Baier. Gerade in den rheinischen Ländern entschied sich der erste; der zweite diente zum Vorwand für die gewaltigsten Fehden der Herren und Ritter des Elsaß, unter denen die Städte zu leiden hatten. Die Bürgerschaft stand zwar im allgemeinen mehr auf habsburgischer Seite, aber seit dort im fernen Osten die Habsburger ein weites Land beherrschten, war doch die Unmittelbarkeit ihres Einflusses verloren gegangen. In Ensisheim, wo die Landgrafschaft ihre Aemter hatte, sah man selten die habsburgischen Fürsten, kaum daß einer vorübergehend hier weilte, wenn er von seinen oberschwäbischen Besitzungen kam. Die Unterbeamten des Landgrafen aber waren nicht immer beliebte Herren, jeder Zusammenhang hörte allgemach auf. Karl IV. wußte dann vollends mit geschickter Hand den Städten die alten Sympathien für das habsburgische Haus abzuschmeicheln, mehr und mehr verzog sich im Elsaß die Vorstellung einer engen heimatlichen Verbindung mit der Kaiserkrone, gleich dem Abendglühen drüben auf den dunkeln Wipfeln des Schwarzwaldes. Die im Elsaß so greifbare Herrlichkeit des staufischen Kaiserthums hatte sich erst nur noch in dem Abglanz der Krone Rudolf's von Habsburg gezeigt, dann sich in Familienstreitigkeiten verloren und war endlich in der Entfernung in böhmischer und österreichischer Familenpolitik gänzlich verblaßt. Was zurückblieb, war Selbsthilfe der Städte, Unbotmäßigkeit des Adels und Schutzlosigkeit des ganzen Landes gegen fremde Mächte.

Es war eine fehdereiche Zeit, welche das Elsaß des 14. Jahrhunderts erlebte. Nur in den Städten zeigt sich ein schönes Bild von stetiger Entwicklung, nur die Bürgerschaften gehen hier, wie sonst in Deutschland, eine gleichsam vorgezeichnete Bahn, auf welcher mit dem zunehmenden Wolstand die zunehmende Bevölkerung und

mit dieser neue Verfassungskämpfe in den Vordergrund des geschichtlichen Lebens treten.

In den Städten gab es ein Element, welchem bisher keine politische Bedeutung zukam, und das in sozialer Beziehung kaum den Platz behauptete, welchen es anzusprechen alles Recht hatte. Die Handwerker, die in dem städtischen Gemeinwesen allmählich zu einer gewissen Wolhabenheit, durch Fleiß und feste Ordnung zu einem bestimmten Gefühle eigenen Werthes gelangten, waren doch in einer so abhängigen Lage, daß sie kaum ohne das Patronat von Edelleuten recht gedeihen konnten. Gerade in Straßburg haben sie nicht selten Klage geführt, daß man ihnen nicht einmal ihren Arbeitslohn gewähren würde, wenn sie sich nicht des Schutzes der Edelleute in der Stadt bedienten. Gleichwol waren sie sehr gut organisirt. Seit alter Zeit bestanden in Straßburg die Handwerksverbrüderungen, welche dem deutschen Städtewesen einen so ganz bestimmten Charakter geben. Es ist nicht zu unterschätzen, daß die elsässischen Städte in diesem Punkte einen starken Gegensatz gegen die romanischen Bürgerschaften bildeten, durchaus angelehnt an die Entwickelungen deutscher Eigenart. Diese Verbrüderungen hatten ihre Satzungen und ihre Vorsteher; und wenn sie die Anerkennung von dem Stadtrath als Handwerkszunft erlangt hatten, so durften sie fordern, daß ihre Interessen auch von den regierenden Klassen geachtet und gewahrt würden. Aber keineswegs geschah dies immer und die natürliche Folge war, daß Wunsch und Bedürfnis eintrat, am Regiment theil zu haben, und den Vorstehern oder Vertretern der Zünfte gleichberechtigte Stimmen im Rathe zu erwirken. Nun waren es eigentlich drei Stände, in welche die Stadtbevölkerung zerfiel. Der in der Stadt ansässige Adel, der noch immer im ausschließlichen Besitz der Aemter sich behauptete; der höhere Bürgerstand, besonders Kaufleute, welche längst im Stadtrathe vollberechtigt waren; und die Handwerkerzünfte, in Straßburg 25 von den Behörden anerkannte Verbrüderungen. Aus diesen Verhältnissen ergab sich ein reichbewegtes politisches Ge-

triebe. Unter dem Adel hielt es der eine Theil mehr mit den Handwerkern, der andere mehr mit den alten Bürger-Geschlechtern, der eine Theil stützte sich auf die große Masse des Volkes, der andere auf die bevorzugten Klassen, welche die Regierung führten. Dieser verdammte jede neue Einrichtung des Raths, jener forderte eine solche durchaus. Es ist ein die Parteien bezeichnendes Bild, welches von einem Conservativen zu Köln den in den Rath eindringenden Zünften entgegen gehalten wird, wenn er unmutsvoll ausruft: wie werden sie Recht und Gesetz zu handhaben wissen, verändert doch der Esel auch nicht seine Natur, wenn man ihn in eine Löwenhaut steckt.

In Colmar, wo die alte Stadtsage den Kolben im Wappen mit nicht geringem Bürgerstolz auf Herkules selbst zurückführte, standen schon die Unruhen zur Zeit der Rösselmann im 13. Jahrhundert in Beziehungen zu den oben geschilderten Parteiverhältnissen. Diese Rösselmann waren ein Geschlecht, welches sich ganz auf die niederen Klassen der Bürger stützte, die im Rathe nicht vertreten waren; daher denn die Macht, die sie so lange behaupteten, und der Haß, der sich unter dem Stadtadel gegen sie entwickelte. Zur Zeit König Adolfs war es ein Walter Rösselmann, der in der Verzweiflung über die sinkende Macht seiner Partei zu der ungeheuren That sich entschloß, einen auswärtigen Kriegsmann, Herrn Anselm von Rappoltstein, herbeizurufen, um sein Schultheißenamt gegen die Opposition zu behaupten. Da wurde er von dem König selbst angegriffen. Sieben Wochen wurde die Stadt belagert, ein schreckliches Schicksal erreichte den unglücklichen Schultheiß, der fast der Abgott des Volkes war. Er wurde an ein Rad gebunden, von Ort zu Ort geschleppt, der Verspottung des Pöbels preisgegeben und endlich in einen finstern Thurm geworfen, wo ihn der Tod erlöste.

Nicht viel später trat in der kleinen Stadt Ruffach die zünftige Bewegung in deutlicherer Form hervor, aber als der Bischof Johannes von Dirpheim 1306 zur Regierung gelangte, verbot er alle Zunftvereine und befahl dem Vogt, die bürgerlichen Angelegenheiten

jeder Art zu entscheiden, ohne Rücksicht auf Statuten, welche jene Handwerker sich eigenmächtig gesetzt. Das konnte in Ruffach gelingen, weil die Stadt kein reichsstädtisches Privilegium besaß, und des Bischofs war. Aber in Hagenau, wo der Streit außerhalb landesherrlicher Einwirkung lag, da kamen schon 1320 die Zünfte empor. Es war ihnen sehr günstig, daß das Niederelsaß entschieden im Machtkreis Kaiser Ludwig's des Baiern lag, und dieser den zünftigen Bewegungen nicht abhold war.

Am gewaltigsten waren die Kämpfe jedoch in Straßburg, wo so viel zusammentraf, was den Gang der Begebenheiten verwickelte. Zwar von der bischöflichen Gewalt hatte die Stadt nicht zu leiden. Nachdem das Geschlecht der Lichtenberge zwei Bischöfe der Stadt gegeben, welche in enger Beziehung zu dem Hause Habsburg standen, folgte 1306—1328 die Regierung Johannes von Dirpheim und dann die noch staatsklügere Berthold's v. Buchegk, dessen Thätigkeit die dankbarste Bewunderung in den Geschichtswerken von Straßburg gefunden hat. Denn Bischof Berthold hat in dem langen Zeitraum seiner Regierung, 1328—1353, während Land und Stadt von blutigem Zwist erfüllt waren, auch nicht den leisesten Versuch gemacht, seine landesherrliche Macht zu erweitern. Wie er sich in den großen Fragen der Thronstreitigkeiten nach Kräften neutral verhielt, so ließ er die Bürgerschaft auch gewähren in Betreff ihrer Verfassung. Um sich gegen übermächtige Feinde zu schützen, hat er mit den Bürgern von Straßburg Bündnisse geschlossen wie von Macht zu Macht; nicht der leiseste Zweifel herrschte über die jedem andren Reichsstand ebenbürtige Stellung von Straßburg. Ja, es geschah, daß der Stadtrath den Bischof zum Vergleiche nöthigte, als dessen langjähriger Streit mit den Herrn von Kirkel und anderen feindlichen Herren der Bürgerschaft selbst beschwerlich fiel. Eine so entscheidende Rolle spielte Straßburg in den Verwicklungen des elsässischen Herrenstandes, während im Oberelsaß die Städte die Absagebriefe der Ritter zu fürchten hatten und oft ein kleiner Herr wie Peter von Regis-

heim einer großen Stadt wie Mülhausen gefährlich werden konnte.

Im Jahre 1322 schien man in Straßburg die inneren Bürgerzwiste durch ein neues Stadtrecht, welches die Bürgerschaft durchaus selbständig vereinbarte, für lange Zeit beseitigen zu wollen. Eine Gesetzgebungscommission von zwölf Mitgliedern trat zusammen und bearbeitete das neue Recht, nach welchem künftig Gericht und Verwaltung der Stadt gehandhabt werden sollten. Allein der Grund der Unzufriedenheit lag nicht, wie man meinte, in den rechtlichen Bestimmungen, vielmehr mußte Straßburg die Erfahrung machen, daß die Heilung politischer Gebrechen weit weniger von der Güte der Gesetze, als von dem Vertrauen zu den regierenden Behörden abhängig sei. Denn ein so bevorrechteter Stand wie der, welcher in den mittelalterlichen Städten überall herrschte, konnte nur seine Macht behaupten, wenn er durchaus einig war und die conservativen Prinzipien in Eintracht und Ruhe vertrat. Wenn aber in großen Staaten alter und neuer Geschichte der politische Fortschritt, den die unteren Stände anstrebten, über die Bresche führte, welche der Streit der regierenden Familien unter einander in den Wall der eigenen Vorrechte gelegt, so war dies in den Stadtgemeinden des Mittelalters ganz ebenso. Es ist überall derselbe prinzipielle Gegensatz, wie ihn das Staatswesen Englands in den Tories und Whigs aufkommen sah, welcher die demokratischen Bahnen eröffnet. In Straßburg sehen wir zwei Rittergeschlechter diesen Gegensatz vertreten: die Mülnheim und die Zorn. Lange Jahre hindurch ist die Parteidisciplin derselben ganz strenge. Sie haben ihre politischen Clubs, die man aber damals gut deutsch die Trinkstuben der Mülnheim'schen und Zorn-schen Partei nannte. Dort wurden die Angelegenheiten, welche im Rath verhandelt wurden, mit einem Eifer besprochen, der nicht selten der Freiheit der Berathung im Rathe gefährlich wurde. Doch nicht in diesem Kampfe der Geschlechter, nicht in diesem erblichen Gegensatz des regierenden Stadtadels liegt ein besonders deutscher Charakterzug; das Eigenthümliche, das die Entwickelung der deut-

schen Städte zeigt, liegt vielmehr in den Lösungen, welche der aristokratische Streit erfährt. Die gleichsam fundamentale Geschichte der Montechi und Capuletti geht durch alle städtischen Gemeinwesen romanischer und germanischer Cultur; aber eigenthümlich ist fast jeder Nation die Art, in welcher diese Gegensätze gelöst werden: In Italien ist es überall die städtische Tyrannis, welche die Geschlechter-Herrschaft ablöst: die Visconti und Medizeer erreichten auf den Schultern der Masse des Volkes ihre Macht über die Parteien des Adels. In Frankreich ließ der Geschlechterkampf die Städteherrschaft wie eine reife Frucht in den Schooß des allschützenden Königthums fallen; in Deutschland allein hat man Formen gefunden, welche die städtische Selbständigkeit mit den Volksrechten versöhnte. In Köln und Worms, in Frankfurt und Lübeck findet sich romanischer Geschlechterhaß der Blauen und Rothen wie im Süden und Westen, aber daß die Masse des Volkes in organisirter Gestalt eintritt in das politische Leben der Stadt, darin liegt der deutsche Charakterzug, welcher die Entwickelung deutscher Bürger unterscheidet von wälschem Schicksal.

Wird Straßburg, die wichtige Grenzstadt, diesem deutschen, oder wird es dem wälschen Gange politischen Lebens gefolgt sein?

Im Elsaß war doch noch der Einfluß deutscher Kaisermacht in erfreulicher Weise sichtbar: Als in Hagenau der Streit zwischen den Geschlechtern und Zünften entbrannte, wandte man sich noch einmal an die Quelle des alten Rechts und erinnerte sich an Reich und Reichsgewalt. Denn wie sollte der Stadtrath, jene oberste Regierung, die einst von den Kaisern gegründet wurde, noch ferner bestehn, wenn alle die Zünfte nach eigenem Recht und Gesetz sich unabhängig machen wollten. „Wenn ihr, sprach Kaiser Ludwig zu seinen Bürgern, aus jedem Handwerk zwei in den Rath setzet, so seid ihr die Mehrzahl und euer Einfluß wird dann überwiegend.“ Was der Fürst rieth, ward ausgeführt und Ludwig bestätigte am 6. März 1332 die neue Ordnung der Dinge.

Den Straßburgern ward nicht ein rechtes Wort von solchem Mund zu Theil, was dort geschah, mußte in ureigener Weise vollzogen werden. Das entscheidende Ereignis wenige Monate nach der Hagenauer Sühne, ist von den Straßburger deutschen Chroniken in herrlicher Weise beschrieben und es ist, wie wenn ein stolzer Zug des Bewußtseins ihnen die Feder führte, daß nicht jedem Volke gegeben die schwersten Kämpfe sozialen und politischen Lebens zu so gedeihlichem Abschluß im Sinne der Freiheit zu bringen.

Es war am 20. Mai, vier Wochen nach Ostern, an einem Mittwoch, an welchem seit langer Zeit Turnier gehalten wurde und der deshalb die Martsche hieß*). Die Festlichkeiten beschloß Tanz und Mahl, wovon das ganze Fest auch die Runtofel hieß. Diesmal war der Schauplatz der Feierlichkeit der Ochsensteinische Hof in der Brandgasse. Im Garten war der Tanzsaal aufgeschlagen. Nachts, als die Frauen sich entfernt, ein Theil der Edelleute in die Trinkstuben sich begeben hatten, erhob sich unter den Zurückgebliebenen Zwietracht. Die Zornen, wie wenn sie sich auf eine solche Scene vorbereitet hätten, waren in blauen Kugelhüten und dicken Wämsern, theils mit, theils ohne Waffen erschienen. Als sich der Streit erhoben hatte, fingen diese mit Stoßen an; die Mülnheimer erwiderten auf dieselbe Weise und es erfolgte ein heftiges Handgemenge. Jetzt kam, auf des Schultheißen Begehren, der Meister Johannes Sicke, der Jüngere mit mehreren Bewaffneten herbei, gebot Frieden bei hundert Mark Strafe und zehnjähriger Verweisung aus der Stadt. Wol hundermal erschallte, um Ruhe zu gebieten, sein Zuruf: Trutze! trutze! Aber fruchtlos ertönte seine Stimme. Schon waren nach Reinbold Hüffelin's und Jakob's von Epfich Beispiel die Schwerter gezogen worden: Knechte eilten von beiden Seiten herbei und brachten, selbst schon bewaffnet, ihren Herrn Schilde und Spitzmesser. Der Meister, unverletzlich nach dem Gesetz, wurde von Krepelin und

*) Ich führe die fast wörtlich aus Closener genommene Schilderung meist nach Strobel's Gesch. d. Elsaß II. 192 ff. hier an.

Hermann Wirich beim Halskragen gefaßt. Fast wäre es ihnen gelungen, ihn von seinen Begleitern zu trennen. Da suchten ihn die Seinen zu schirmen; er selbst aber schürzte sein Kleid auf und griff nach dem Schwerte. Noch eilte er schnell bis auf die in jenen Zeiten zum Roßmarkte führende Brücke; aber jedes Einschreiten der Behörde war ohne Erfolg. Die ganze Straße nebst dem anstoßenden Markt war zum Kampfplatz geworden. Im fürchterlichen Getümmel, durch welches schwere Flüche, entehrende Schimpfwörter hervortönten, flogen Steine und klirrten Waffen: hier wurden Faustschläge und Tritte ausgetheilt, mit Prügeln dreingeschlagen; dort verwundende Hiebe geführt; dort wieder Stiche mit Spießen und Lanzen gegeben. Die Leidenschaft des langgenährten Hasses hatte so sehr die Gemüter erbittert, daß die Kämpfenden an mehreren Orten in Haufen übereinander lagen und blindlings darein geschlagen wurde. Auch auf der Brücke wurde hitzig gefochten. Auf dem Markte endete unter andern der von Wasselnheim sein Leben. In den Kampf der Herren mischte sich der Streit ihrer Knechte.

Diesen traurigen Ausbruch politischen Hasses hatte gemeines Schimpfen noch mehr vergiftet. War nicht einer der Blauhüte vor den Mühlstein gelaufen und ließ die Worte hören: „Heraus ihr schäbigen Hunde! wo seid ihr.“ Auch Claus Zorn der Junge, des Schultheißen Sohn, hatte unverständige Reden geführt. Als ihn beim Ausbruch des Lärms sein Vater, der eben einem der Anfänger gewehrt hatte, freundlich ermahnte, sich nicht in den Streit zu mischen, antwortete er: „Es muß so sein; Niemand kann es mehr aufhalten“, und mit einem derben Schimpfwort fügte er hinzu: „es gibt auch Leute, die Alles wollen“. Dann nahm er Schild und Schwert und mischte sich in den tobenden Haufen. Als die Hitze des Kampfes sich gelegt hatte und die Edelleute mit blanken Schwertern in ihre Trinkstuben zurückkehrten, lag eine große Menge todt und verwundet, von den Edelleuten neun erschlagen, zwei von den Mülnheimern, sieben von den Zornen.

Während so der Bürgerkrieg tobte, saß der Rath, in welchem

die Anhänger beider Parteien sich ziemlich das Gegengewicht hielten, in völliger Machtlosigkeit beisammen, Schlimmeres befürchtend. Denn Niemand schien es zweifelhaft, daß beide Parteien einen Augenblick der Waffenruhe nur benutzten, um ihre Anhänger außerhalb der Stadt herbeizurufen und, mit Hilfe der Ritter und Knechte von den benachbarten Burgen, den Sieg auf die eine oder die andere Seite zu wenden. Diesen Moment nun ergriffen die Bürger, um eine neue Ordnung zu schaffen.

Die Mülnheimer hatten Sympathien unter den Zünften, aber wie die Sachen lagen, durfte die Zukunft der Stadt nicht mehr in den ungewissen Händen des Adels bleiben. Die Erzählungen lassen den Weg, den die Zünfte einschlugen, nicht ganz klar erkennen, denn dem Anschein nach haben sie alles in der legalsten Form vollendet. Gewis ist aber, daß sie zum Schutze der Stadt gegen auswärtige Parteigänger die Thore eigenmächtig besetzten, und daß ein gewaltiger Andrang von vielem Volk auf dem Rathhaus stattfand, durch welchen der gesammte Rath bewogen wurde, abzudanken. Auch daß sie mit dem fertigen Programm einer neuen Regierung auftraten, beweist, daß alles wol vorbereitet war. Um die Ruhe der Stadt vor Parteienkampf zu schützen, nahmen sie Schlüssel, Siegel und Banner an sich und setzten den neuen Rath auf geänderter Grundlage ein. Der alte Rath aus dem Adel und dem Adel gleichgehaltenen Bürgergeschlechtern, wurde aus den Mitgliedern der Handwerker verstärkt, je eins von jeder der 25 Zünfte. Die vier Meister, die bisher vierteljährig den Vorsitz im Rathe wechselten, blieben bestehn, aber zum eigentlichen Haupte der Handwerker wurde der Ammeister den bisherigen vier Städtmeistern gleichgesetzt. Der erste, der solchergestalt das Amt des Ammeisters erhielt, war Burkard Twinger. Von dem neugewählten Rath wurden energische Vorkehrungen getroffen und gegen den Adel, der an den blutigen Händeln betheiligt war, mit Verbannung vorgegangen. Auch wurden die Trinkstuben des Adels abgebrochen. Im folgenden Jahre traf man zur Befestigung der siegreichen Sache die Einrichtung, daß die

höchsten Aemter lebenslänglich sein sollten, das des Ammeisters und zweier Städtmeister.

Die letztere Bestimmung war sicherlich sehr zweckmäßig, um eine gewisse Ruhe in die schwer erworbene Verfassung zu bringen; und ein ausgezeichneter Mann wie Burkhard Twinger auf Lebenszeit gewählt, konnte viel zur dauernden Begründung des zünftigen Regiments thun und that dazu; allein, daß sich die freie Bürgerschaft bei lebenslänglicher Aemterverleihung beruhigen werde, war unwahrscheinlich und durch keinerlei Beispiel der Stadtgeschichte bewährt. Die Aufhebung der neuen lebenslänglichen Aemter und die endgiltige Feststellung der Verfassung aber gingen unter den schwersten und schrecklichsten Ereignissen vor sich, die das mittelalterliche Staats- und besonders Stadtwesen aufweist.

Das soziale Elend, welches von Zeit zu Zeit die mittelalterliche Gesellschaft heimsuchte, vermag man kaum nach dem Maße unserer heutigen Vorstellung auch nur zu ermessen. Die moderne Volkswirthschaft hat sich oft genug bemüht durch Zahlenverhältnisse über Pauperismus und Sterblichkeit ein annäherungsweises Bild davon zu geben, wie groß die Fortschritte sind, die unsere Welt in diesen Dingen gemacht hat, aber diese Daten genügen nicht, um tief in die Vergangenheit zurückzugreifen, und nur der Historiker kann ganz erkennen, daß das soziale Elend in den mittelalterlichen Zeiten jeder Beschreibung zuweilen Trotz bot.

Der wesentlichste Grund sozialer Unordnungen lag fast immer in der vollständigen Abhängigkeit der großen Volksmasse eines Ortes von den Naturproducten einzelner Jahrgänge. Nicht daß es an Getreidehandel vollständig gefehlt hätte. Im 13. und 14. Jahrhundert bezog man in Frankreich große Getreidelieferungen aus Sizilien, am Rhein wurden nach den Bedürfnissen, hinauf und hinab, Nahrungsmittel aller Art verschifft. Und dennoch melden die Jahrbücher, in fast regelmäßigen Abschnitten, Nothstände selbst im Elsaß, diesem fruchtbaren Erdstrich. Es ist erstaunlich, wie stark da die Schwankungen der Getreidepreise waren: im Jahre

1278 kostete der Scheffel Roggen, dem heutigen Geldwerth nach, 3 Francs 80 Centimes und im Jahre 1294, 39 Fr. 20 C. Solche Verhältnisse, wie sie die neuern Zeiten nur einmal kennen, im Jahre 1817, wo der Hectolitre von dem gewöhnlichen Preis von 8 auf 96 Fr. gestiegen, sind gewöhnlich und regelmäßig in früheren Jahrhunderten. Im Anfang des 14. Jahrhunderts hatte das westliche Europa mehrere starke Misjahre erlebt. Im Jahre 1313 herrschten große Epidemien im Elsaß und in den folgenden Jahren gab es große Ueberschwemmungen, Miswachs, Hungersnoth. Zahllose Menschenmengen strömten aus den westlichen Ländern, aus Lothringen und Frankreich, Arbeit und Nahrung suchend, in die Rheinländer. Aber das Elend vermehrte sich nur, in Colmar allein sollen in einem Jahre 13,600 Menschen gestorben sein.

Die nächste Folge dieser Unregelmäßigkeiten war eine unnatürliche Circulation der Geldwerthe. Die kleineren Bürgerschaften gingen in solchen Zeiten materiell vollständig zu Grunde. Von Stadtbehörden und Landesherren hatten sie keine Hilfe, alles fiel dem Wucher in einer ganz maßlosen Weise anheim. Es gibt Urkunden, aus denen man sieht, daß gewerbtreibende Leute vollständig in den Frohndienst ihrer jüdischen Gläubiger gerathen waren, die ihrerseits für ganz ungeheure Steuern den Schutz von Bischöfen, Fürsten und Landesherren und von den Kaisern selbst genossen. Diese gleichsam von deu öffentlichen Gewalten selbst begünstigten Uebel führten dann zu den bekannten Exceßen gegen die Juden. Vereinzelte Judenverfolgungen, wie sie alljährlich zu den gewöhnlichen häßlichen Erscheinungen der Gesellschaft in allen Jahrhunderten gehörten, mögen kaum in den Blättern der Geschichte im einzelnen beschrieben werden. Dagegen erhielt die Judenfrage in den Städten des Elsaß im 14. Jahrhundert eine principielle und wichtige Bedeutung, und in Straßburg gab sie einen Anstoß zur Aenderung der Verfassung.

Schon im Jahre 1337 hatte im Oberelsaß die üble Stimmung, welche seit den letzten Nothjahren gegen die Juden allerorten ent-

standen war, zu einer Art systematischer Behandlung des Gegenstandes geführt. Da zeigte sich, wie genau die Dinge untereinander zusammenhingen: 1315 der Nothstand, 1320—1330 die Judenverfolgung, 1337: die neue Lehre des Königs Armleder.

Wer war dieser Bettelkönig mit zahlreichem Gefolge? Seit kurzer Zeit hatte sich eine religiöse Secte gebildete, welche behauptete, daß das sogenannte Judenrecht im Evangelium verboten sei und dem Christenthum widerspreche. Die Herrschaften und der Kaiser müßten die Juden abthun und diese außer Landes gebracht werden; gingen sie nicht gutwillig, so sei es billig, sie zu tödten. Bürgerliche und Rittersleute folgten dem König Armleder, der ein Wirth einer Bauernschenke war und viel von göttlichen Inspirationen sprach, die er empfangen habe. Bei der Ausführung der neuen Lehre ging er durchaus gleichmäßig zu Werke. Der zahlreiche Haufen zog bewaffnet vor die Städte, mit vorangetragenem Kreuz erklärte König Armleder den Stadtbehörden, was seine Aufgabe, seine göttliche Mission sei; die Bürger sahen ruhig — nicht selten mit grausamem Behagen den Szenen zu, die dann folgten, die Vertreibung, Plünderung und Tödtung der Juden in ihren abgesperrten Quartieren.

Dem Unfug wurde natürlich durch die öffentlichen Gewalten gesteuert, aber die Lehre des Königs Armleder war in den Städten nicht vergessen. Unter dem schrecklichen Gewicht der Wucherschulden, welche die Bürgerschaft drückte, fing man an, laut und lauter, den Stadträthen, den Landesherren, ja dem Kaiser zum Vorwurf zu machen, daß sie die armen Leute gleichsam dieser Pest zur Beute ließen. In Straßburg war dieser Vorwurf nicht gänzlich unbegründet. Mußten doch die Juden ihr Wuchergeld nicht weniger als dreimal versteuern, einmal dem Stadtrath, einmal dem Bischof und einmal dem Kaiser, und nicht nach bestimmten Sätzen, sondern wie es den Schutzherren paßte; der Kaiser nahm von seinen Kammerknechten soviel er konnte.

In dieser tiefsten Zerrüttung sozialer Verhältnisse war in Straßburg das Zunftregiment, wie wir gesehn haben, eingeführt

worden. Die Hoffnungen, welche man auf die Männer des Volks, die nun zur Regierung gekommen waren, setzte, waren ohne Frage auch ganz materieller Art. Es findet sich nirgends ausgesprochen, aber mit Zuhilfenahme so trefflicher historischer Analogien, wie sie die alten Stadtgeschichten Griechenlands bieten, darf man es ungescheut behaupten: was die Zünfte hauptsächlich von ihrer neuen Regierung erwarteten, waren Maßregeln zur Beseitigung der Judenschulden, ein Schuldentilgungsgesetz überhaupt. Daß man dazu nicht gelangte, daran war eben der Umstand schuld, daß die Juden durch ihre dreifache Abhängigkeit auch dreifach geschützt waren und eben deshalb vom Stadtrath gar nicht gezwungen werden konnten, auf einen Vergleich mit ihren Gläubigern einzugehen, wie der weise Solon einst seinen Bürgern einen solchen zuzuwenden wußte. Es wird von Bischof Berthold von Bucheck erzählt, daß er mehr als einmal die Juden geschützt habe gegen Vergewaltigung, freilich hat er wol schwerlich geahnt, welche Consequenzen dieser Schutz gehabt hat und welches Gräßliche vielleicht zu vermeiden gewesen wäre, wenn er mit dem Schutz auch auf den Gewinn verzichtet hätte, den er doch am meisten mit habsüchtiger Hand aus dem Judenwucher einstrich.

Wie oft hat man erzählt, daß der Judenhaß entstanden sei aus dem Aberglauben an vergiftete Brunnen, aus dem Vorwurf, daß die Juden zu Ostern Kinder geschlachtet hätten und dergleichen mehr. Unter den Straßburger Geschichtsschreibern muß man einen, der uns diese Ereignisse erzählt hat, vielleicht deshalb am meisten bewundern, weil er mit seltener Wahrheitsliebe die wahren Motive der Dinge enthüllt hat. Ist es vielleicht auch auf den ersten Blick noch grauenvoller zu erfahren, daß viele tausend Menschen in allen Städten des Rheins und Elsaß in den Jahren 1346—1348 getödtet worden sind, weil man sich der Verpflichtungen gegen sie entledigen wollte, so ist es doch andererseits für das Gewissen der Menschheit beruhigend, zu sehn, daß diese gewaltsame Revolution erst vor sich gegangen ist, als viele Mittel, aus dem qualvollen Zustand des materiellen

Elends arbeitsamer Menschen auf gesetzliche Weise herauszukommen, erschöpft waren.

Die Prozesse wegen der von den Juden vergifteten Brunnen waren wie eine moralische Seuche längst überall im Gang, als man auch in Straßburg anfing von dem Stadtrath Untersuchung und Gericht gegen die Juden zu fordern. Der Stadtrath weigerte sich, da geschah das Unerhörte, daß die Bürger auf das Rathhaus kamen und mit Gewalt und Drohung ihr sogenanntes Recht verlangten. Es waren Leute von der Metzgerzunft. Aber am Tage vorher, am 8. Februar 1349, hatte sich noch der Bischof mit den Stadtmeistern vereinigt, den Juden Schutz angedeihen zu lassen. So hatte denn der Ammeister Peter Schwarber die Metzger verhaften lassen, von denen einer die Kühnheit hatte an ihn heranzutreten und zu sagen, „er möge doch den Handwerkern auch etwas von dem Gelde geben, mit dem die Juden die Meister bestochen hätten“. Bald erscholl der Ruf zu den Waffen. Eine Revolution vollzog sich, ohne daß die Stadtmeister Widerstand leisteten, sie alle dankten ab. Bemerkenswerth war, daß man an der Spitze der Aufrührer auch Anhänger der Zorn sah, die sich seit ihrem Sturz ganz auf die Handwerker stützten.

Die neue Verfassung vermehrte die Zahl der Mitglieder des Raths um je drei aus jedem Stand, so daß es 11 vom Adel, 17 von den Altbürgern und 28 von den Handwerkern waren. Die Wahl jedes neuen Rathes geschah von dem gesammten abgehenden Rath; die vier Stadtmeister, welche wieder, wie ehedem, vierteljährlich im Vorsitz wechseln sollten, werden ebenfalls vom ganzen Rath gewählt, ohne Rücksicht des Standes, der Ammeister aber aus den Zunftvertretern allein.

Diese Verfassung blieb die Grundlage der Stadt durch alle Zeiten; bis zum Jahre 1419 stand sie völlig ungeändert aufrecht. Aber die Revolution sollte nicht mit dem friedlichen Werke einer weisen Verfassung schließen. Schreckliche Volksjustiz wurde auf dem Judenfriedhof vollzogen, wo man die Opfer dieser Revolution ver-

brannte. Vier Monate später schwang der schwarze Tod seine rächende Geißel um die Stadt, der seit dem Jahre 1348 die europäischen Länder heimgesucht hatte. Keine der furchtbaren Seuchen des Mittelalters ist genauer und eingehender geschildert als diese Pest, die kaum einen Ort verschonte. Wer hätte nicht die gräßlichen Erzählungen gelesen, die uns von Italienern, Deutschen, Franzosen und Engländern überliefert worden. Gerade über Straßburg sind wir durch ebenso farbenreiche Schilderungen unterrichtet, wie über Florenz und London in dieser entsetzlichen Katastrophe. Interesse historischer Art bietet dabei die Auffassung dar, mit welcher die verschiedenen Völker den gräßlichen Gast empfingen, und welche sich in den Erzählungen hier eines Villani, dort eines Knighton, des französischen Berichterstatters von Nangis und des deutschen von Straßburg widerspiegeln. Wenn auch nirgend die nackte Rohheit des Sinnengenusses sich mit dem Leichenhumor so mischte, wie man neuerer Zeit wol mehr nach Pariser Phantasie von Eugen Sue's Choleragemälde, als auf Grund der Quellen vermuthet hat, so waren doch Eindruck und Wirkungen der Pest in Florenz allerdings anders als in London. In Deutschland nimmt die durch das Ereignis entartete Phantasie am meisten Vorstellungen von religiöser Vergeltung und einer alle Stände gleichmachenden Justiz in sich auf, wie sich in den Todtentänzen der Maler dies ausdrückt. Auch die Secte der Geißler ist bezeichnend für diese Richtung, welche die Pest zwar in allen Ländern, aber doch am meisten in Deutschland zu neuem Aufschwung brachte, und die gleichsam das moralische und physische Elend der Zeit zum Abschluß einer ins Burleske hinüberstreifenden religiösen Selbstpeinigung brachte.

Noch sind uns die Reime erhalten, die die Geißler in Straßburg gesungen, wenn sie sich im Kothe der Erde peitschten:

„Nun hebet auf die starken Hände,
Daß Gott dies große Sterben wende.“

Man rechnet, daß im Durchschnitt, überall wo die Pest auftrat, der vierte Theil der Bevölkerung starb, was nicht ausschließt, daß

in manchen Gegenden behauptet wird, daß nur ein Drittel der Einwohner übrig geblieben wäre. Die Zahlen sind natürlich nicht mit vollem Vertrauen zu gebrauchen, aber tausende von Denen, welche in Straßburg die große Revolution und den Judenbrand erlebt hatten, waren in wenigen Wochen hingewürgt worden, und nur eines überdauerte die Geschicke dieses harten Geschlechtes: die festgestellte Verfassung vom Jahre 1349, die auch Berthold von Buchecks Nachfolger nicht zu erschüttern im Stande waren, als das Hereinziehen der Pfahlbürger in die Gerichtsbarkeit der Stadt neue Kämpfe herbeiführte.

Fünftes Kapitel.

Historiker und Mystiker.

Der geistige Boden, auf welchem die Litteraturblüte des deutschen Mittelalters im zwölften und dreizehnten Jahrhundert emporgewachsen, war die adelige Gesellschaft unter dem befruchtenden Sonnenglanze des Kaiserthums. Mit dem Fall der Staufer, mit dem Beginn jener sechs Jahrhunderte des Particularismus, aus dem erst unsere Gegenwart sich herausarbeitet, tritt eine neue geistige Macht in Deutschland auf. Ein edelgeborener Bürger, wie Gottfried von Straßburg, hatte sich dem Kern der ritterlichen Lebensanschauungen mit ganzer Seele hingegeben. Jetzt ist es vielfach das Bürgerthum, zu dessen Cultur und Geschmacksrichtung der Adel heruntersteigt.

Das Bürgerthum aber ist sehr deutsch, sehr exclusiv volksthümlich, es kümmert sich um fremde Bildung wenig, es hat nur das Christenthum gänzlich eingeordnet dem nationalen Gedankenkreis und gibt sich den politischen wie religiösen Interessen hin, bis die wieder erstehende Antike auf noch unbetretene Bahnen leitet und eine neue bürgerliche Figur in dem weltlichen Gelehrten zu Tage fördert, der mindestens mit eben so großer Inbrunst auf Horaz und Cicero schwört, wie auf den heiligen Bernhard oder Augustinus.

Im vierzehnten Jahrhundert aber ist diese Gattung noch nicht vorhanden. Noch immer tritt der Gelehrte als Geistlicher auf. Und als solcher schreibt er zwar mit verdoppeltem Eifer tiefsinnige theo-

logische Abhandlungen und spitzfindige canonistische Erörterungen in der Kirchensprache, oder er dichtet lateinische Verse über alles mögliche und unmögliche, wie der Straßburger Canonicus Gottfried von Hagenau († 1313) über die Feste der heiligen Maria. Aber er bequemt sich auch den litterarischen Bedürfnissen des Bürgers. Er predigt ihm in deutscher Rede. Er schreibt ihm erst lateinische, dann deutsche Geschichtswerke. Kurz, er bewegt sich mitten unter seinem Publicum, denn er hat gelernt, daß man aus vornehmer Höhe keine Massenwirkungen ausübt.

Und dieses Publicum ist, wie gesagt, rein deutsch. In Straßburg nehmen wir im vierzehnten Jahrhundert keine litterarischen Einflüsse Frankreichs wahr. Wie sehr auch der elsässische Adel französischer Mode und Sitte huldigen mochte, das Bürgerthum blieb davon frei. Der Geschmack des Ritterthums war gesunken, die großen Schöpfungen des dreizehnten Jahrhunderts verstand man nicht mehr zu würdigen, und diesen Meistern nachzueifern gab man sich vollends keine Mühe. Als einst ein Ritter, Ulrich von Rappoltstein, die unglückliche Idee faßte, das gewaltige Epos Wolfram's von Eschenbach, den Parzival, mit all den bunten zusammenhangslosen Abenteuern wieder auszustatten, welche die französischen Erzähler vorbrachten und Wolfram's künstlerische Weisheit über Bord geworfen hatte: da mußte er sich an zwei Bürger von Straßburg wenden, an Klaus Wisse und den Goldschmied Philipp Kolin, denen er einen eigenen Schreiber hielt und die ihm für gutes Geld die Arbeit lieferten. Aber — sehr charakteristisch — die Leute verstanden kein Französisch, sondern bedienten sich eines Juden als Dolmetsch. Im Jahre 1336 war das Machwerk fertig.

Doch nicht auf dem Gebiete der Romandichtung sollte sich das Straßburger Bürgerthum jener Zeit seine litterarischen Lorbeern pflücken. Ihr eigentliches Feld der Ehren liegt in der Geschichtsschreibung und im religiösen Leben.

Geschichtschreiber des dreizehnten Jahrhunderts.

Für die Straßburger war es ein bedeutender Moment, als sie im Jahre 1262 ihren Bischof bei Hausbergen aus dem Felde schlugen (oben S. 29). Für das ganze Elsaß war es ein großes Ereignis, daß im Jahre 1273 ihr Landgraf Rudolf von Habsburg deutscher Kaiser wurde (S. 46). Diese beiden Begebenheiten sind es, welche die elsässische Geschichtschreibung in's Leben rufen.

Was man früher von historischen Werken hier abgefaßt hatte, will nicht viel sagen. Aber mit der Schlacht von Hausbergen und mit der Erhebung Rudolf's von Habsburg wurde das ganz anders. War es nicht eine große Bethätigung städtischer Macht, als man jenen glänzenden Sieg erfocht? Mußte er nicht das schon früher hochgesteigerte bürgerliche Selbstgefühl noch beträchtlich heben? Und Rudolf von Habsburg, hatte er ihnen nicht oftmals schon Armeen angeführt? War er nicht vom Elsaß ausgezogen, um das Reich in Besitz zu nehmen? Waren es nicht elsässische Ritter, mit denen er seine Schlachten schlug? Kehrte er nicht in's Elsaß stets zurück, wenn er frischer Kräfte bedurfte? Wenig hatten sich die blühenden Lande des Oberrheins sonst um die ferne Ostmark an der Donau gekümmert. Nun hörten sie von König Ottokar und seinen Böhmen, sie hörten von Ungarn, Jazygen und Kumanen: und mitten in dieser seltsamen Welt nistete sich ihr Landgraf ein. Sie verfolgten seine Laufbahn mit stets wachsendem Interesse, das sich auch auf seinen Sohn Albrecht noch übertrug.

Alle diese Zeitläufte durchlebte ein Bürger von Straßburg, Namens Ellenhard, den „großen Ellenhard vor dem Münster" nannten ihn seine Mitbürger. Während der Schlacht von Hausbergen versah er bereits Wachdienste in der Stadt. Von 1284 bis zu seinem Tode 1304 war er Inspector des Münsterbaues und nebenbei Armenpfleger: selbst ein patriotischer, wohlthätiger und gebildeter Mann, der aus eigenen Mitteln viel zur Förderung des Baues und der städtischen Humanitätsanstalten beitrug. Das

Münster hat damals durch den Baumeister Erwin von Steinbach seinen höchsten Stolz, die Façade, erhalten. Gleichzeitig legte der Bauinspector Ellenhard den Grund zur städtischen Geschichtschreibung.

Um das Jahr 1290, als bereits das Alter an seine Thür pochte, empfand er das Bedürfnis, Umschau zu halten über die merkwürdigen Ereignisse, die vor seinen Augen vorübergezogen waren. Er selbst schrieb kurze historische Notizen zusammen, die er bis 1297 fortsetzte. Und durch Andere ließ er verschiedene historische und sonstige Aufzeichnungen machen, für die er auch zum Theil das Material lieferte. Alles noch in lateinischer Sprache.

Annalen des deutschen Reiches waren von den ersten römischen Kaisern bis auf Albrecht von Habsburg geführt.

Die Schlacht bei Hausbergen fand eine besondere Darstellung in ausführlicher Erzählung und lebendiger Schilderung. Dies wurde das Prachtstück der Straßburgischen Geschichtschreibung, das sich auf die späteren Historiker forterbte, wie in der Heldenzeit ein kostbares Schwert vom Vater auf Sohn und Enkel. Die Erinnerung an jenen Sieg hatte für den Straßburger kaum geringeren Werth, als für den Schweizer die Sage vom Tell und vom Rütli.

Die Geschichte König Rudolf's vertraute Ellenhard dem bischöflichen Notar Gottfried von Ensmingen an, der ihm auch die Wunder beschreiben mußte, welche das Muttergottesbild des Münsters im Jahre 1280 gewirkt haben sollte. Dieser Gottfried war ein ernster gesinnungsvoller Mann, der sich für den Ruhm deutscher Waffen ereifert und ganz erhitzt gegen die Habsucht des welschen Cardinals losfährt, gegen den Drachen — wie er sich ausdrückt — der die italischen Berge überstieg und seinen giftigen Schwanz durch das ganze deutsche Reich zog. Für Rudolf von Habsburg ist er voll Liebe und Verehrung. Gottfried's Nachfolger übrigens, den Ellenhard zehn Jahre später für die Darstellung von König Albrecht's Thaten gewann, überbietet ihn noch weit in Parteilichkeit für die Habsburger, in blinder Wuth wider deren Gegner.

Gleichzeitig brachte den Habsburgern auch ein Dominicaner

zu Colmar den Zoll seiner Verehrung dar in der sogenannten Chronik von Colmar, welche die Geschichte Rudolf's und seiner beiden Nachfolger im Reich bis 1304 erzählt. Das Buch ist dem Anscheine nach mit Sachkenntnis geschrieben und liest sich wie eine Reihe von Novellen mit lebhaftem Dialog und allerlei pikantem Aufputz. Diese Mönche kamen überall umher, verkehrten mit allen Ständen, vom Kaiser bis zum Bettler, wurden zu manchem benutzt, in vieles halb eingeweiht, den Rest mochten sie errathen. Man empfängt bei der Schrift den Eindruck, als ob eine Anzahl solcher weitgereister Herren sich eines schönen Tages bei einem guten Diner zusammenfinden und sich gegenseitig ihre Geschichten auftischen, möglichst in dem Ton von Leuten, die dabei gewesen sind: ungefähr wie englische Reporters, die sich in den Hauptquartieren kriegführender Mächte aufhalten durften.

Ein anderer Dominicaner von Colmar verfaßte geographisch-statistische Arbeiten über Deutschland und das Elsaß, sowie Annalen bis 1305. Der Mönch macht seine Aufzeichnungen von Jahr zu Jahr mit der Naivetät eines jungen Mädchens, das ihr Tagebuch führt und ein neues Kleid, das sie bekommt, mit derselben Wichtigkeit einträgt, wie die Capitulation von Sedan. Wenn man sich den Inhalt einer Zeitung bunt durcheinander gewürfelt denkt, jetzt ein Stück Feuilleton, dann ein Stück Inland, jetzt ein Stück Tagesneuigkeiten, dann ein Stück Ausland, jetzt ein Stück Volkswirthschaftliches, dann ein Stück Meteorologisches: so bekommt man ungefähr ein Bild dieser sonderbaren Arbeit.

Jedenfalls aber liefert sie mit ihren Notizen aus allen Lebensgebieten den Beweis, wie vielseitig die Interessen dieser Mönche waren. Wie sollten sie auch nicht? Albert der Große, ein schwäbischer Edelmann, den seine Zeit den Doctor universalis nannte, den die unsrige mit Alexander von Humboldt vergleicht, ein Mann, der den ganzen Umfang des damaligen Wissens beherrschte wie kein Anderer, und der namentlich für die Naturwissenschaften Epoche machte, Albert der Große war auch ein Dominicanermönch. Seine mannigfaltigen Interessen pflanzten sich auf seine Schüler fort und

trugen dazu bei, die Lebhaftigkeit des geistigen Lebens innerhalb des Ordens zu steigern.

Diese Lebhaftigkeit, die geistige Gewandtheit, das ungemeine Agitationstalent, die Rührigkeit und der Eifer jedes Einzelnen trugen zu der fabelhaft raschen Ausbreitung des Ordens wesentlich bei. Im Jahre 1216 war er offiziell gegründet worden. Fünf Jahre später besaß er bereits 60 Klöster, auf 8 Provinzen vertheilt. Im Jahre 1278 zählte er 12 Provinzen mit 417 Klöstern, im Jahre 1303 nicht weniger als 18 Provinzen mit 746 Klöstern. Am zahlreichsten war der Orden in Deutschland: 174 Klöster, wovon 114 allein auf Oberdeutschland und die Rheinlande fallen, das ist nur um ein Dutzend weniger als auf ganz Frankreich. Und in Deutschland wiederum hat vielleicht keine Landschaft die Wirksamkeit des Ordens so unmittelbar empfunden wie das Elsaß.

Die Mystiker.

Nächst Köln war Straßburg die bedeutendste Schule des Ordens in Deutschland. Die wissenschaftliche und Lehrthätigkeit der Mönche war hier sehr lebhaft. Die philosophischen, theologischen, kirchenrechtlichen Werke der berühmten Ordensmitglieder, Albertus Magnus, Thomas von Aquino, Raimundus von Pegnafort wurden unermüdlich studirt, commentirt und excerpirt. Bruder Hugo Ripilinus von Straßburg, ein guter Sänger, trefflicher Prediger, gewandt als Schriftsteller, Schreiber und Maler, verfaßte eine theologische Encyclopädie. Bruder Nicolaus von Straßburg, ein populärer, lebendiger Prediger, der sich in deutscher Sprache meist an Priester und Nonnen wendete, und sie ohne tiefe Speculation in einfacher und anschaulicher Weise zur Frömmigkeit und Ergebung in den göttlichen Willen anzuregen suchte, schrieb (bald nach 1326) ein Werk zur Widerlegung des thörichten Glaubens an den unmittelbar bevorstehenden Untergang der Welt.

Aber ganz außerordentlich muß der Einfluß dieser Mönche auf das Volk gewesen sein. Insbesondere auf die Frauen. In Straß-

burg hatten die Dominicaner sieben Nonnenklöster und nur ein Männerkloster. Das dominicanische Nonnenkloster Unterlinden zu Colmar war eine wahre Hochschule frommer Gefühle und überirdischer Zustände. Der Orden der Büßerinnen wurde den Dominicanern unterstellt, weil sie bei diesen am liebsten zur Beichte gingen und sich geistlichen Rath erholten. Bruder Heinrich, Prior im benachbarten Basel, dichtete deutsche Lieder eigens für gute und fromme Frauen.

Ganz vorzüglich waren es vornehme Damen, welche sich durch die aristokratischeren Dominicaner angezogen fühlten: während die armen und geringen sich lieber an die volksthümlicheren Franciscaner hielten. In Straßburg bestanden schon seit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts drei vornehme Beginenhäuser, auf Anregung der Dominicaner errichtet und unter ihre Aufsicht gestellt. Diese Häuser sind den adligen Damenstiftern vergleichbar: Vereine von reichen Wittwen und Jungfrauen, die freiwillig zusammentraten, um gemeinsam ein ruhiges und beschauliches Leben zu führen, ohne sich gerade Entbehrungen auferlegen zu wollen. Ihre Tafel war nicht schlecht besetzt, sie hatten ihr Silbergeschirr, ihren Schmuck, ihre Dienerinnen, sie luden sich Gäste zu Tische, unternahmen Badereisen, und kein Gelübde trennte sie auf ewig von allem irdischen Glück. Aber das einfache graue wollene Kleid und der lange Schleier deuteten auf Weltverschlossenheit, und sie werden gerühmt als „gar schweigsame, einfältige, gutherzige Frauen von gar großem inwendigem Ernst, so daß ihnen Gott gar heimlich war mit seiner Gnaden". Solche Frauen hatten vielleicht die höchsten geistigen Bedürfnisse, welche damals vorkamen. Das geistreiche Salongetändel der ritterlichen Zeit war abgethan, aber mit nicht minderem Geist und eben solcher Feinheit forschten jetzt im Verkehr mit erleuchteten Predigern tiefere Naturen nach dem Ewigen.

Für diese Kreise war es ohne Zweifel ein Ereignis, als der berühmte Philosoph und Mystiker Meister Eckard, ebenfalls ein Dominicaner, um das Jahr 1312 nach Straßburg kam.

Eckard war vermuthlich ein Landsmann Luther's und um 1260 geboren. Als Prior von Erfurt lernen wir ihn zuerst kennen. Seine Studien hat er in Köln und Paris gemacht, dann hohe Vertrauensposten des Ordens bekleidet, jetzt übernahm er das Lehramt an der Ordensschule in Straßburg und blieb hier etwa bis 1317, um nachher demselben Berufe noch in Frankfurt und Köln obzuliegen, wo er 1327 starb. Wenige Jahre vor seinem Tode haben Johannes Tauler von Straßburg und Heinrich Suso von Konstanz zu seinen Füßen gesessen und sind dann eifrige Verbreiter seiner Lehren geworden.

Meister Eckard gilt noch heute bei solchen, welche das christliche Dogma gern mit der Philosophie versöhnen möchten, für einen Mann, der sich im Besitz wichtiger Wahrheiten befand. Andere sehen in ihm einen Vorläufer der Hegel'schen Religionsphilosophie. Und so viel ist gewiß, daß er am Pantheismus nahe vorbeistreifte und daß die Kirche nach seinem Tode mehrere seiner Lehrsätze, denen sie ketzerischen Sinn beimaß, verdammte. Wir unsererseits bewundern an dem Mann vor allem die persönliche Energie des Denkens, die es wagte und durchsetzte, den kirchlichen Gedankenkreis in zum Theil origineller Weise speculativ zu verarbeiten — wir bewundern die Energie des Sprachgefühls, welche deutschem Wort und Laut das Gebiet der abstracten Gedanken ganz neu eroberte — wir bewundern die Energie des Charakters, die mit der Wucht der schwersten philosophischen Lösungen sich nicht innerhalb des kleinen Kreises der Gelehrten hielt, sondern frei und muthig vor die Welt trat. Meister Eckard ist der Ahnherr der deutschen Philosophie, der Philosophie in deutscher Sprache, und er ist der Ahnherr des deutschen Mysticismus.

Der Mysticismus ist nur eine der vielen Gestalten, welche der christliche Spiritualismus annimmt, eine der vielen Formen, in denen das Christenthum gegen die Sinnlichkeit ankämpft und den Versuch macht, des Menschen Leib zu einem überflüssigen, höchst schädlichen Anhängsel der Seele zu degradiren. Wenn sich Nonnen zu Unterlinden übten in stetem Stillschweigen, und selbst vom Auge nur

beschränkten Gebrauch machen wollten, um nicht durch den Anblick der Welt abgezogen zu werden von der frommen Versenkung des Geistes — wenn andere sich einbildeten, sie hätten es durch anhaltendes Weinen und Seufzen vor dem Marienbilde dahin gebracht, daß das Jesukindlein zu ihnen redete und ihnen Ablaß der Sünden versprach — wenn man der allerfrömmsten nachrühmte, sie werde zuweilen mehrere Fuß hoch über der Erde schwebend erblickt: so befanden sich diese verehrungswürdigen Damen mit dem Geiste des mittelalterlichen Christenthums in der allervollkommensten Uebereinstimmung und haben es vielleicht nur einem unglücklichen Zufalle zuzuschreiben, daß sie nicht heute im katholischen Heiligenkalender prangen. Die fortgesetzte Polemik gegen die Natur guckt daher auch aus Meister Eckard's Lehren überall hervor. Ja er hat den phantastischen Erzeugnissen überreizter Weibernerven ausdrücklich und in extravaganter Weise den Zoll seiner tiefen und ernstlichen Achtung entrichtet. Nur daß natürlich der speculative Gelehrte sich bei den Ergebnissen von Visionen und Träumen nicht beruhigen konnte.

Eckard muß sich auseinandersetzen mit dem gegebenen Dogma. Er sucht einzudringen in das Geheimnis der Dreifaltigkeit. Jenes „Eins ist drei und drei ist eins", das so vielen gelehrten und weisen Männern vor ihm schon so viel Kopfzerbrechens gemacht hatte, beschäftigt auch ihn. Er stellt sich den Sohn Gottes wie das Spiegelbild des Vaters vor, nur ein Bild von selbständiger Existenz: und der heilige Geist ist die Liebe, welche Gottvater und sein Abbild für einander tragen. Er denkt sich gleichsam einen Kreislauf des Lebens, ein ewiges Auseinanderströmen und wieder Zusammenströmen innerhalb der Gottheit.

Eckard grübelt ferner über das Räthsel der Erlösung. Er sinnt nach über die beziehungsreichen Begriffe des Gottmenschen, des Menschensohnes, des Mittlers zwischen Gott und Menschheit. Und das bringt ihn auf gar verwegene Ideen.

Wie verhält sich die Gottheit zur Welt? Sie ist nach Eckard keineswegs mit ihr identisch, wie der Pantheismus will. Aber die

Gottheit erscheint ihm wie ein unendliches Meer von unergründlicher Tiefe und auf ihrem Grunde ruhen von Ewigkeit her alle Creaturen. Doch ruhen sie da als bloße Möglichkeiten, wie ungeschaffene Kunstwerke im Geiste des Künstlers. Es muß ein Willensact des Schöpfers sie emporrufen, wenn sie in wirkliche Existenz treten sollen.

Diesem stillen unergründlichen Wesen der Gottheit nun kann die menschliche Seele gleich werden. Denn ihr ist von ihrem Ursprung her ein Fünklein der göttlichen Herrlichkeit geblieben. Wenn sie sich alles Irdischen abthut, sich „von den Creaturen scheidet"; wenn sie in völlige Armuth des Leiblichen versinkt; wenn alles Zeitliche für sie todt ist; wenn sie nackt und bloß dasteht; wenn sie sich des Vergänglichen entledigt, welches ihr das Licht verdüstert; wenn sie von niederen Dingen nicht so viel an sich hat als eine Nadelspitze tragen kann; kurz wenn sie mit aller Macht im höchsten Maß erfolgreich jenen Kampf gegen den Körper durchführt: so offenbart sich der dreieinige Gott in ihr oder so wird — wie sich Eckard ausdrückt — der Sohn Gottes in ihr geboren. „Der Mensch kann das erringen durch Gnade, was Christus hatte von Natur; ein solcher Mensch ist Gott und Mensch"; die Erscheinung des Gottmenschen erneuert sich in verkleinertem Maßstab. Auf diese Weise ist Christus ein Vorbild des menschlichen Lebens, so können wir Christo nachfolgen.

Die Polemik gegen den Körper gestaltet sich bei Eckard folgerichtig zur Ausmalung eines idealischen Zustandes, in welchem des Menschen edelster Trieb, die feinste, die oberste Kraft seiner Seele aufgeht in Gott. Wie Archimedes vertieft war, der den Ruf des plündernden Soldaten nicht hörte, so sollen wir uns sammeln um die einige ewige Wahrheit zu schauen. Wie das Feuer alles in Feuer verwandelt was ihm zugeführt wird, so verwandelt Gott uns in Gott. Die Seele wird mit der Gottheit vereint, so daß sie in ihr nicht mehr als ein besonderes Wesen gefunden werden kann, so wenig wie ein Tropfen Wein mitten im Meer.

Eckard hat im Grunde nur ausgeführt, er hat nur psychologisch

und metaphysisch näher bestimmt, was man früher in den Formen des Hohenliedes als Vereinigung des göttlichen Bräutigams mit seiner Braut, der Seele, bezeichnete und sinnlich ausmalte.

So beschaffen ungefähr waren die Lehren, welche der gefeierte Dominicaner in Straßburg vortrug und von hier aus zuerst in weitere Kreise verbreitete. Straßburg war für ihn, was der einflußreiche Katheder einer gutbesuchten Universität für den heutigen Philosophen wäre. Groß waren die Wirkungen seiner Lehre. Die ganze folgende deutsche Mystik beruht auf ihm und ist, was den speculativen Gehalt betrifft, über ihn nicht hinausgekommen. —

Eine wachsende religiöse Bewegung durchbebte die oberrheinischen Lande in den Jahren von Eckard's Aufenthalt zu Straßburg bis in die Mitte des Jahrhunderts. Miswachs und Hungersnoth, dann Bann und Interdict im Kampf zwischen Kaiser und Papst, schließlich die Pest (wir haben diese Zustände oben S. 57 ff. bereits geschildert), das alles wies die Menschen mehr als je auf ihr Inneres. Und sehr bemerkenswerth ist die hervorragende Rolle, welche die Laien dabei spielen.

Schon die Fahrten der Geißler sind ein Versuch religiöser Selbsthilfe, worin man durch selbstauferlegte Noth und Peinigung den zürnenden Gott zu versöhnen und sich auf das nahe geglaubte Weltende vorzubereiten suchte. Augenscheinlich hatten die kirchlichen Heilsmittel durch leichtsinnige Handhabung ihren Kredit verloren und die Geißler schieden zwar nicht aus der Kirche, aber innerhalb derselben verfolgten sie ihren eigenen Weg.

Nicht minder üppig wucherten in bewußtem Gegensatz zur Kirche die ketzerischen Secten. Straßburg war wie Köln immer ein Hauptquartier des mittelalterlichen Ketzerthums gewesen. Haben wir nicht gehört, wie verächtlich Gottfried von Straßburg über die Feuerprobe scherzte? Zu seiner Zeit wurden im Jahre 1212 hunderte von Ketzern verbrannt, und die Dominicaner — damals noch eine Privatgesellschaft — verdienten sich bei der Gelegenheit als Ketzerrichter ihre ersten Sporen in Deutschland. Jene armen Leute waren todt, andere

wuchsen nach, die Ketzerei war unausrottbar. Bald tauchen sie als „Ortlieber“, bald als Brüder und Schwestern des freien Geistes auf, bald legt man ihnen den Namen der Begharden und Beginen bei und bringt dadurch vorübergehend auch Verfolgung über die unschuldigen Beginen, die wir kennen. Jahrhunderte lang trieben sie in Straßburg ihr Wesen. Denn was auch die Bischöfe und Dominicaner unternehmen mochten, der Stadtrath — dem bei Zwistigkeiten mit dem Bischof die widerkirchlichen Elemente oft ganz willkommen waren — lieh nur ungern den weltlichen Arm dazu her.

Sie gingen in langen Röcken, welche vom Gürtel an vorne herab aufgeschnitten waren, den Kopf bedeckten sie mit kleinen Kapuzen, die Weiber verhüllten ihn mit übergeschlagenem Mantel. So zogen sie durch die Straßen und erbettelten „Brot um Gotteswillen!“ Die freiwillige Armuth erwarb ihnen allgemeine Sympathie. Sie verbreiteten ihre Ansichten durch Lieder, Predigten und populäre Schriften. Diese Ansichten waren radical genug. Sie läugneten die Gottheit Christi, erklärten die Kirche für überflüssig, bezeichneten den Papst als das Haupt alles Uebels, verwarfen die Sacramente und kirchlichen Ceremonien. Gott war ihnen mit der Welt identisch und aus dem pantheistischen Grundgedanken zogen sie die ausschweifendsten sittlichen Folgerungen. Im vierzehnten Jahrhundert haben sie sich entschieden Lehren Meister Eckard's angeeignet, denen sie eine bedenkliche Wendung in ihrem Sinne zu geben wußten.

Abgesehen von pantheistischen Anklängen schloß Eckard's Grundprincip einen oppositionellen Keim in sich, der sich unter günstigen Umständen zu dem protestantischen Gedanken des allgemeinen Priesterthums enwickeln konnte. Eckard setzt den Menschen in ein unmittelbares Verhältnis zu Gott, worin man nicht ersieht, was ihm Kirche, Priester, Sacramente, gute Werke weiter nützen sollen. Wer mit Gott innerlich vereinigt ist, was bedarf der noch zur Seligkeit?

Eckard erzählt einmal von einem seiner Beichtkinder, einer Schwester Katrei aus Straßburg, vielleicht einer frommen Begine, die durch freiwillige Armuth, dadurch daß sie Familie und Freunde

verließ, auf Vermögen und Wohlleben verzichtete, dadurch daß sie sich der äußersten Entbehrung, der Verachtung der Menschen, der grimmigsten Verfolgung aussetzte — in einen solchen Zustand von Heiligkeit gerathen sei, daß sie ihm selbst weit voraus war. Aus langen Tagen einsamer Betrachtung und Zurückgezogenheit kommt sie zu ihm mit den Worten: „Herr, freut Euch mit mir, ich bin Gott geworden!“ Er versetzt: „Dafür sei Gott gelobt! Gehe wieder von allen Menschen weg in Deine Einsamkeit: und bleibst Du Gott, so gönne ich Dir es wol.“ Sie ist ihrem Beichtvater gehorsam und begibt sich in einen Winkel der Kirche. Da geschah es ihr, daß sie die ganze Welt vergaß und so weit außer sich gezogen wurde und aus allen geschaffenen Dingen, daß man sie aus der Kirche tragen mußte und sie drei Tage für todt lag. Wäre ihr Beichtvater nicht gewesen, man hätte sie begraben. Endlich am dritten Tage erwachte sie. „Ach, ich Arme — rief sie aus — bin ich wieder hier?“ Und nun empfing der Meister ihre Belehrung, alle Herrlichkeit Gottes schloß sie vor ihm auf und wie man dazu gelangen könne. Und sie redete so viel von Gott, daß ihr Beichtvater immerzu sprach: „Liebe Tochter, rede weiter.“ Und sie sagte ihm so viel von der Größe Gottes und von der Allmacht Gottes und von der Vorsehung Gottes, daß er von Sinnen kam und daß man ihn in eine heimliche Zelle tragen mußte und er da lange lag, bis er wieder zu sich selber kam. „Tochter — sprach er — gelobt sei Gott, der Dich erschuf! Du hast mir den Weg gezeigt zu meiner ewigen Seligkeit. Nun flehe ich um der Liebe willen, die Gott für Dich hat, hilf mir mit Worten und mit Werken, daß ich ein Bleiben da gewinne, wo ich jetzo bin.“ Sie aber erwidert, das könne nicht geschehen, er sei noch nicht reif dazu, er würde rasend werden, wenn er es erzwingen wollte.

Wie mußte einem Laien zu Muthe werden, wenn er diese Erzählung las oder hörte. Der gelehrte Meister Eckard, der Stolz seines Ordens, der zu Paris die ganze theologische Bildung seiner Zeit eingesogen, der setzt sich selbst herab gegenüber einer einfachen

Frau, die nichts aufzuweisen hat, als ihre unendliche unaussprechliche Sehnsucht nach dem Höchsten, ihr unbezwingliches Verlangen nach der Seligkeit, dem sie alles opfert. Also es war denkbar, daß ein Laie durch eigene Kraft und durch die Gnade Gottes einen Zustand der Vollkommenheit erreichte, um den ihn die gelehrtesten Geistlichen beneiden mußten. Es war, als ob der Vorhang des Tempels gerissen und das Allerheiligste, bisher nur den Priestern zugänglich, allem Volk eröffnet wäre.

So kam denn dies noch hinzu zu den Geißlerfahrten, zu dem Ketzerwesen: ein starker religiöser Drang der Laien, ein leidenschaftliches Aufwärtsstreben zu Gott, ein schmerzliches Ringen nach der Seligkeit, aber ohne demonstrative Ceremonien, wie bei den Geißlern, ohne Empörung gegen die Kirche, wie bei den Ketzern.

Es bildet sich am Oberrhein aus Laien und Geistlichen eine stille Gemeinde der Frommen und Gottergebenen, welche die wunderbarsten Erscheinungen darbietet. Man führt ein Leben, wie man es in den Legenden der Heiligen beschrieben fand. Strenge ascetische Uebungen werden vorgenommen, man sucht mit der Zurückziehung von allem Sinnlichen Ernst zu machen, man bemüht sich, überirdische Träume und Visionen zu haben. Diese sind niemals schreckhaft und ungeheuerlich, sie haben stets etwas mildes, anmuthiges und sanftes. In das religiöse Leben kommt ein neuer Zug der Innigkeit und ein Zug der Hingebung an die abstracte Gedankenwelt. Sogar in Liedern sucht man Eckard's Grundgedanken auszusprechen:

Ich muß die Creaturen fliehen,
Und suchen Herzensinnigkeit,
Soll ich den Geist zu Gotte ziehen,
Auf daß er bleib' in Reinigkeit.

Die frommen Kreise treten mit einander in Beziehung, bestärken sich gegenseitig, tauschen ihre Erfahrungen aus, theilen sich in sorgfältiger Aufzeichnung Träume und Visionen mit, sammeln ihre Correspondenzen, verbreiten erbauliche Schriften unter einander: alles ungefähr so, wie es in der pietistischen Gesellschaft des achtzehnten

Jahrhunderts üblich war. Sie nannten sich „Gottesfreunde", mit einem Ausdruck, den Eckard von solchen gebraucht hatte, die zur Vereinigung mit Gott durchgedrungen seien. Diesen Zustand der Selbstentäußerung und der „Vergottung" in sich zu erleben, wie ihn Eckard geschildert hatte, das war ihr höchstes Ziel.

Alle Stände begegneten sich in dem neuen Medium hochgesteigerter Andacht, Laien und Priester, Vornehme und Geringe, Ritter und adlige Damen, Nonnen und Beginen, ja ein ungenannter Bauersmann wird als einer der „allerhöchsten Freunde Gottes" gepriesen.

In einem Laien, den seine Bekannten nur als den Gottesfreund im Oberlande verehrten, erhielt diese Richtung sogar eine reformatorische Wendung. Im Jahre 1317 als Sohn eines Kaufmanns geboren, übernahm er zuerst das väterliche Geschäft, hat aber dann sein bedeutendes Vermögen blos noch für Zwecke religiöser Propaganda aufgewendet. In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhundert stiftete er einen Geheimbund, worin man Pläne verfolgte, in die nur Wenige eingeweiht waren, und über die sich nichts anderes vermuthen läßt, als daß sie von demselben Gefühl eingegeben waren, das im folgenden Jahrhundert in den großen Concilien zum Ausdruck kam, von dem Gefühl, daß eine Reform der Kirche dringend noth thue, daß sie aber von innen heraus versucht werden müsse, ehe man zu anderen Mitteln greife. Mit vier Bundesbrüdern zog sich der Gottesfreund in die Wildnisse der Vogesen zurück und baute sich ein Haus, wo die Fäden ihrer gleichsam unterirdisch wühlenden Thätigkeit zusammenliefen. Ihre Verbindungen erstreckten sich über viele Länder. In Deutschland, in Italien, ja bis Ungarn hin, hatten sie eingeweihte Freunde. Einmal, im Jahre 1377, reiste der Gottesfreund nach Rom und suchte vergeblich in einer Unterredung mit Papst Gregor XI. diesen zu Reformen zu vermögen. Später wurde ein Mitglied des Bundes in Köln, ein anderes in Wien von der Inquisition aufgegriffen und verbrannt. Das Haupt der Gesellschaft aber soll weit über hundert Jahre alt geworden sein und starb in seiner Berg-

einsamkeit ohne irgendwelche sichtbare Spuren seiner Wirksamkeit zu hinterlassen.

Er war aber ein Mann von seltener Gewalt der Persönlichkeit. Er genoß ein Ansehen wie ein Patriarch. Bei wichtigen Gelegenheiten ließ er Sendschreiben ausgehen wie ein Apostel. Seine geistige Macht äußerte sich vor allem in dem ganz erstaunlichen Einfluß, den er bei unmittelbarem Contact auf die Menschen zu üben wußte. Bald diesen, bald jenen mitten im Weltleben Versunkenen, verstand er zu einem gottseligen Leben heranzuziehen und in eine Art Abhängigkeit von sich zu bringen, wodurch sie formell seine unbedingte Ueberlegenheit anerkannten. Sie mußten sich — wie er es nannte — ihm an Gottes Statt im Grunde ihrer Seele überlassen. Durch diese eigenthümliche Gestalt, die er dem mystischen Verzicht auf eigenen Willen gab, hielt er seinen Bund zusammen. So hatte sich ihm z. B. der berühmte Prediger, Bruder Tauler, Dominicanerordens; so desgleichen der Straßburger Bankier Rulman Merswin ergeben.

Johannes Tauler, ein Schüler Meister Eckard's, in Straßburg um 1300 geboren, hat in dieser Stadt den größten Theil seines Lebens gewirkt und ist daselbst 1361 nach langem, schmerzlichem Leiden gestorben.

Tauler hat bei der Nachwelt den Ruhm seines größeren Lehrers verdunkelt, ja fast absorbirt. Seine Predigten und Schriften waren weit verbreitet und wurden nachmals oft gedruckt. Man nannte ihn den hohen, den erleuchteten, begnadeten Lehrer; Luther, Melanchthon, Bossuet hielten viel auf ihn; der Begründer des Pietismus, sein Landsmann Spener, wollte seine vollständige Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der Reformation nachweisen. Gleichwol steht Tauler mit allen wesentlichen Gedanken seiner Lehre auf den Schultern Meister Eckard's. Nur allerdings, er ist nicht so abstract, er ist nicht so speculativ gestimmt: er ist populärer, anschaulicher, eindringlicher, seine Sprache „gleicht einer Wiese voll frischer duftiger Blumen, reich an inneren Anschauungen und vielfachen Beispielen

aus dem täglichen Leben, voll freundlicher, lieblicher, inniger, tiefer Worte", manchmal voll poetischen Schwunges. Kurz er ist nicht vorwiegend Denker, sondern vorwiegend Prediger und daher mehr auf das praktische Leben gerichtet. Er ist weit entfernt — wie es in der Richtung einer consequenten Mystik läge — ein blos beschauliches Leben als sein Ideal hinzustellen. „Werke der Liebe, sagt er, sind Gott wohlgefälliger, als große Beschaulichkeit. Bist Du in innerer Andacht begriffen und Gott will, Du sollst hinausgehen und predigen, oder einem Kranken dienen, so sollst Du es mit Freuden thun, denn Gott wird Dir da gegenwärtiger sein, als wenn Du in Dich selbst gekehrt bleibst." Er wies seine Zuhörer auf die werkthätige Menschenliebe und übte sie selbst. Er war ein süßer, sanftmüthiger, gutherziger Mann. Eine befreundete Nonne erklärte ihn für den liebsten Menschen, den Gott auf dem Erdreich habe, in dem der Geist Gottes wohne wie ein süßes Saitenspiel. Er war eine edle aber weiche Natur, dem die Kraft erst von außen gegeben werden mußte. Das that der geheimnisvolle Gottesfreund im Oberland.

Um das Jahr 1350 tritt der nur dreiunddreißigjährige ungelehrte Laie an den fünfzigjährigen Tauler, den gelehrten Priester, den angesehenen Prediger heran und weiß ihm bald zu imponiren. Er überzeugt ihn, daß er noch in der Nacht der Unwissenheit wandle. Er legt ihm allerlei geistliche Uebungen und körperliche Entbehrungen auf. Er läßt ihn nicht studiren und nicht predigen. Seine Beichtkinder muß er sich selbst verscheuchen und bei seinen Ordensbrüdern sich herabsetzen. Endlich nach zwei Jahren, arm und krank, verlassen und verachtet, leiblich auf's äußerste geschwächt, dabei aber immer demüthig und gottergeben wie er ist, hat er eine Vision. Nun erlaubt ihm der strenge Freund das Predigen wieder. Aber das erstemal, wie er auf der Kanzel steht und das zahlreiche, neugierig herbeigeströmte Publicum vor sich sieht, bricht er in Thränen aus und ringt vergeblich nach Fassung. Die Leute gehen schließlich unwillig nach Hause und sagen, der Prediger habe den Verstand

verloren. Aber bei einem neuen Versuch weiß er seiner Erregung Herr zu werden und reißt nun seine Zuhörer bis zur Verzückung hin.

Der Gottesfreund hat Tauler erst zu dem volksthümlichen Redner gemacht, der er war. Früher hatte er doch die Fesseln der Schule nicht ganz abgestreift, prunkte mit lateinischen Brocken und erging sich in scholastischen Distinctionen. Der Gottesfreund verlangte klare völlige Verständlichkeit und theilte ihm auch einigen reformatorischen Eifer mit. Tauler muß in seinen Predigten direct für die Gottesfreunde Propaganda machen, er muß seine persönliche Schüchternheit überwinden, er muß die ungeschminkte Wahrheit allen Menschen in's Gesicht sagen und die Laster seines eigenen Standes enthüllen: die Habsucht und Nachsicht der Beichtväter, die Feigheit der Prediger, die Fahrlässigkeit der Bischöfe, die Weltlust der Domherren, die Unkeuschheit der Priester und Mönche. Solche Buß- und Rügepredigten, später ganz gewöhnlich, hatten damals noch etwas verblüffendes. Tauler's erste derartige Rede brachte in der Stadt die größte Aufregung hervor. Die Dominicaner waren entrüstet, wollten ihn an einen andern Ort versetzen, und nur der Intervention der Bürger hatte er es zu danken, daß er überhaupt noch predigen durfte.

Aehnliche Aeußerungen des Unmuths über die Geistlichkeit, über die Verderbnis von Papst, Cardinälen und Bischöfen finden sich in dem Hauptwerke des Kaufmanns und Wechslers Rulman Merswin (geboren 1308, gestorben 1382) zu Straßburg. Aber diese Klagen und Kritiken halten sich zu sehr im allgemeinen, um auch nur ästhetisch irgend welchen Effect machen zu können.

Rulman Merswin ist eine Art deutscher Dante, nur in sehr, sehr verkleinertem Maßstabe, ohne die Bildung, ohne die Schicksale, ohne die Leidenschaft, ohne die plastische Phantasie des großen Italieners, aber doch mit verwandten Intentionen.

Sein Buch „von den neun Felsen“ (1352) schildert in der Form einer Vision die neun Stufen, auf denen man zur Pforte des Himmels gelangt. Die Felsen werden immer herrlicher, die Bewohner immer weniger. Auf dem obersten Felsen weilt nur die

geringe Zahl der wahren Gottesfreunde. Noch wenigeren aber ist es vergönnt, einen Blick in das innerste Wesen der Gottheit, in den „Ursprung“ zu thun. Wenn man sich Dante vergegenwärtigt, wie er mit Müh’ den Blick versenket „mehr und mehr hinein in jenen Strahl des hohen Lichts, das an sich ist die Wahrheit“: so kann man nicht ohne Lachen bei Rulman den naiven Bericht über die „große ehrwürdige Schule“ lesen, worin der heilige Geist der Schulmeister ist. Wie die Seele des Menschen hineintritt, sieht sie, daß die Schule voll von Zetteln liegt, auf denen die höchsten Wahrheiten verzeichnet stehen. Bei diesem Anblick wird sie überaus froh und gierig und springt voll Freuden unter die Zettel und wälzt sich darin um und um, bis daß sie voll der höchsten Wahrheiten wird. Der heilige Geist als Schulmeister, die ewige Wahrheit in Zettelgestalt, die lustige Seele, die sich darin wälzt wie ein nasser Pudel im Häckerling: es ist eine gar zu drollige, ehrliche, rührende, verrückte Phantasie.

Rulman Merswin gehörte zu den Vertrautesten des Gottesfreunds im Oberlande und war ihm unbedingt gehorsam. Im Jahre 1367 kaufte er auf dessen Veranlassung ein altes verfallenes Kloster auf dem grünen Wörth, einer Insel der Ill, und ließ es wieder herstellen. Er übergab es den Johannitern unter der Bedingung, daß stets ein Laie die Oberaufsicht führen müsse und daß jederzeit wohlhabende Laien darin Aufnahme fänden. Rulman selbst zog sich hier in ein beschauliches Leben zurück und blieb in ununterbrochener brieflicher Verbindung mit dem Gottesfreund im Oberland. Als aber Rulman gestorben war, bemühten sich die Bewohner des Johanniterhauses vergeblich, den Zusammenhang mit ihm aufrecht zu erhalten, Expeditionen wurden ausgesendet, um ihn aufzusuchen, er trat aus dem Dunkel nicht mehr hervor.

Damit verschwindet auch für uns jede Spur des merkwürdigen Geheimbundes, der es (wie Geheimbünde pflegen) bei großen weltbewegenden Tendenzen zu wirklich eingreifenden Thaten nicht hat bringen können.

Geschichtschreiber des vierzehnten Jahrhunderts.

Während Eckard, Tauler und manche Gleichgesinnte predigten, der Gottesfreund seine geheimnisvollen Reisen machte und Rulman seine mystischen Bücher schrieb: feierte die Straßburger Geschichtschreibung keineswegs. Was Ellenhard und die Dominicaner von Colmar verheißungsvoll begonnen hatten, blieb nicht ohne Fortsetzung. Ja das sinkende Jahrhundert hat einen Historiker hervorgebracht, der sich in weiteren Kreisen des lebhaftesten Beifalls zu erfreuen hatte. Das war der Canonicus Jacob Twinger von Königshofen (geb. 1346, gest. 1420), dessen Chronik in ihrer ersten Bearbeitung um 1390 erschien und einen fast beispiellosen Erfolg errang. Im Elsaß, in der Schweiz, in Schwaben und Baiern, ja den Rhein entlang bis nach Köln war sie verbreitet, und das ist für mittelalterliche Verhältnisse recht weit. In allen den genannten Ländern hat das Buch den größten Einfluß auf die Historiker des fünfzehnten Jahrhunderts ausgeübt, es wurde eifrig gelesen und benutzt, ausgezogen und fortgesetzt.

Wenn wir das von einem modernen Historiker hörten, würden wir uns nicht einen Mann vorstellen, der viele Sprachen verstände, viele Reisen gemacht, viele gelehrte Bücher gelesen, viele Archive durchstöbert hätte?

Nichts von alledem hier. Der mittelalterliche Historiker ist ein höherer Freibeuter. Er stiehlt und wird bestohlen. Was er für seine Zwecke brauchen kann, eignet er sich ungenirt an und ist bei seinen Fachgenossen auf gleiche Behandlung gefaßt: Autorrechte gibt es nicht. So verfährt auch Königshofen.

Da war ein bischöflicher Staatsmann, Matthias von Neuenburg, zugleich Bürger von Straßburg, der die Reichsgeschichte seiner Zeit bis 1356 in dem besonnenen Tone und mit der Sachkenntnis eines Mannes schrieb, der den Ereignissen nahe gestanden hat. Königshofen bestiehlt ihn.

Da war der Straßburger Priester Friedrich Closener, der im

Jahre 1362 eine Art statistisches Handbuch merkwürdiger Brände, Seuchen, Klöster, Judenverfolgungen, Ungewitter, Hungersnöthe herausgab, versetzt mit ausgeführten Abschnitten der Straßburger Stadtgeschichte und eingeleitet durch eine gedrängte Kaiser- und Papstgeschichte. Königshofen plündert ihn.

Da waren die älteren, da war Gottfried von Ensmingen, da war die Schlachterzählung von Hausbergen, da war das übrige, was Ellenhard angeregt hatte, da waren Darstellungen der Welt- und Reichs- und Kirchengeschichte. Königshofen erklärt alles für gute Beute, nimmt was er kriegen kann und schreibt aus was ihm paßt. Kurz er arbeitet wie ein heutiger litterarischer Tagelöhner, der aus fünf Büchern ein sechstes zusammenleimt. Und der Unterschied besteht nur darin, daß der Tagelöhner zwar viel Geld, aber keine Lorbeeren erwirbt; während Könighofen zwar viele Lorbeeren, aber kein Geld verdiente: denn die Honorare sind erst im Gefolge der Buchdruckerkunst entstanden.

Wie aber kam Jacob Twinger zu seinen Lorbeeren? Wie kam seine Chronik zu der großen Verbreitung?

Das Buch besaß drei Eigenschaften, die zu allen Zeiten einen gewissen Erfolg gesichert haben: es war zeitgemäß, gesinnungstüchtig und geschickt gemacht.

Unter den Bürgern jener Epoche befanden sich Männer, die weit in der Welt umhergekommen waren, die durch Handelsinteressen mit den entlegensten Theilen Europas in Verbindung standen; sie hatten die Denkmale der Vergangenheit gesehen, fremde Nationen und Sitten kennen gelernt; die Politik ihrer Stadt, an der sie oft activen Theil nahmen, brachte sie in fortwährende Berührung mit Kaiser und Reich: das alles erweiterte den Blick und erweckte das Verlangen nach einer über den Horizont der engsten Heimath hinausgehenden Belehrung, wobei aber natürlich die Ehre der Vaterstadt und die rühmlichen Thaten der Vorfahren nicht vergessen sein durften. Die lateinischen Hülfsmittel waren nur wenigen zugänglich, nach den gereimten deutschen Weltchroniken des dreizehnten Jahrhunderts

wollte man nicht greifen. Denn jene Zeit begehrte schon wie die unsrige für solche Zwecke Prosa, sie wollte sich nicht mit poetischen Floskeln herumschlagen, wo es oftmals auf rasche Auskunft ankam. Dabei war sie aber doch etwas verwöhnt durch die beliebte Schwank- und Novellendichtung, der trockene Bericht genügte ihr nicht, sie wollte nette, interessante, kleine Bildchen, die sich ungezwungen nach einander aufrollten und Geist und Phantasie mit leichter Nahrung frisch erhielten.

In Oberdeutschland fehlte es noch ganz an einem solchen Buche, während Niederdeutschland seit 1250 eine deutsche Weltchronik in Prosa besaß. Jacob Twinger kam also, wie man zu sagen pflegt, einem längst gefühlten Bedürfnisse entgegen. Und er war der Mann dazu, es auf das allervollkommenste zu befriedigen.

Königshofen war ein guter Erzähler. Und er war ein guter Erzähler um so mehr, je weniger er ein gewissenhafter Erzähler war. Auf Wahrheit kommt es ihm nicht so sehr an, als auf Abrundung und Pointe. Er will nicht sowohl möglichst richtig, als möglichst unterhaltend erzählen. Schwänke, Schnurren, Witze karrt er zusammen, wo er sie irgend findet. Und wo er sie nicht findet, macht er sie zur Noth. Auf wunderbaren und seltsamen Geschichten verweilt er mit Vorliebe. Ueberall hält er darauf, die Begebenheiten dramatisch zu beleben. Und obwohl ein Geistlicher, nimmt er durchweg den Standpunkt des deutschen Bürgers ein. Er steht auf Seite der Stadt gegenüber den Bischöfen, auf Seite des Kaisers gegenüber dem Papst, auf Seite des Vaterlandes gegenüber den Franzosen und anderen fremden Nationen.

Nun wird die vielfache Anerkennung nicht mehr auffallend erscheinen, die sich Königshofen errang. Seine Arbeit war nicht blos Stadtchronik von Straßburg und Landeschronik vom Elsaß, sie war auch ein Abriß der Universalgeschichte von der Schöpfung bis auf die Gegenwart, und sie war überdies ein Schatz amüsanter Histörchen. Er wand seinem Heimathsort den Ehrenkranz und wußte in das Oertliche und Landschaftliche so viel Deutsches und Allgemein-

menschliches zu verflechten, daß durch sein Verdienst die Erweiterung des geschichtlichen Bewußtseins auf den gesammten Inhalt der Weltbegebenheiten für einen großen Theil unseres Volkes von Straßburg ausgegangen ist.

So erblicken wir abermals die oberrheinische Capitale als Mittelpunct. Die Stadt, aus welcher sich Eckard's Lehre und der deutsche Mysticismus zuerst verbreitete, ist auch ein Centrum der Historiographie.

Sechstes Kapitel.

Das Straßburger Münster.

Wenn religiöse Schwärmerei den Geist tief ins Jenseits, in eine phantastisch überirdische Welt verlockt hatte, so führte ihn die Betrachtung der vaterländischen Geschichte mit ihren Fehden und Kämpfen, Siegen und Ehren wieder auf die Gegenwart und den festen Boden der Wirklichkeit zurück. Tauler und Königshofen sind es zumeist, welche uns diese beiden Richtungen repräsentiren. Sie sind es vor Allen, welche Straßburger Bürgerherrlichkeit des vierzehnten Jahrhunderts auf die Nachwelt gebracht haben. Aber ein dritter Name steht neben ihnen, größer als beide, ein kühnerer, ein gewaltigerer, ein weit mehr schöpferischer Geist, ein Mann, dem es beschieden war, mit dem, was er gewollt, mit dem, was er vollbracht auf die Folge der Jahrhunderte eine selten unterbrochene, mehrfach gesteigerte Wirkung auszuüben.

Was Tauler war, dankte er theils Meister Eckard, theils dem Gottesfreund vom Oberland; was Königshofen leistete, dankte er theils seinen Vorgängern, theils dem Zeitgeschmack, dem er sich fügte: der Dritte, den wir meinen, verdankt sein Bestes eigener Kraft. Jene beiden sind keine Menschen, die sich über Mittelmaß erheben: dieser hat in seinem Fache geradezu das Höchste geleistet. Jene beiden sind schließlich nur deutsche Localberühmtheiten: dieser ist ein Weltname. Tauler und Königshofen sind nur Talente: Erwin von Steinbach ist ein Genie.

In Erwin von Steinbach hat die elsässische Baukunst ihren Gipfel erreicht. Erwin ist der größte Architekt des Elsasses und der zweitgrößte des ganzen deutschen Mittelalters, der erste nach dem Meister des Langhauses und der Façade vom Kölner Dom.

Unter allen Landschaften Deutschlands finden wir das Elsaß am dichtesten mit älterer Architektur übersät. Hier wurde am intensivsten während des Mittelalters gebaut. Schon zur römischen Zeit muß es nicht arm an Denkmälern gewesen sein, und die Kunsttradition blieb lange lebendig.

Das Straßburger Münster, das schon im neunten Jahrhundert von einem Dichter als glänzender Bau gerühmt wird, war eine altchristliche Basilica, worin die Nische der Apsis unmittelbar an das Querschiff sich ansetzte. Und wenn auch der damalige Bau gänzlich verschwand, so ist doch die Grundanlage geblieben und wurde sogar auf eine andere Straßburger Kirche (St. Stephan) übertragen.

So trifft man auch sonst noch antike und altchristliche Reminiscenzen in den Details späterer elsässischer Bauwerke. Der Aachener Rundbau Karl's des Großen ist wie anderwärts auch hier einmal von einem Nonnenkloster (Ottmarsheim) im elften Jahrhundert nachgeahmt worden. Als um diese Zeit eine allgemeine Baulust ganz Deutschland ergriff und der romanische Styl seine große Blüte erlebte, da zeichnete sich das Elsaß durch frühe Aufnahme und Ausbildung des Gewölbebaues, durch großartige und mannigfaltige Thurmanlagen, durch originelle Entwickelung der Vorhallen und Portale aus. Im Gegensatz zu den schlankeren und mehr aufstrebenden Bauten des Niederrheins, finden wir hier vielfach schwere und düstere Formen. Dabei im einzelnen neben den Grundzügen der deutschen Bauschule manche fremdartige Bildungen, die man den benachbarten romanischen Provinzen, vielleicht sogar Italien, entlehnt glaubt. Das Elsaß ist auch in der Kunst ein Mittelland, und der Zusammenfluß mannigfaltiger Elemente erzeugt oft eine eigenthümliche, ja abenteuerliche Originalität.

Zu Anfang des elften Jahrhunderts (1015) begann Bischof

Werner (S. 16) den Neubau des im Jahre 1002 verwüsteten Münsters. Sein Nachfolger weihte 1031 die Kirche St. Thomas und unternahm den Bau von Jung St. Peter zu Straßburg. Ob von diesen Bauten irgend etwas noch erhalten, kann man so bestimmt nicht sagen. Aber die vordern Theile des Straßburger Münsters lassen fast alle Abstufungen in der allmählichen Entwickelung des romanischen Styles erkennen.

Der älteste Theil ist die Gruftkirche, wovon die östliche Hälfte etwa dem Ende des elften, die westliche dem Anfang des zwölften Jahrhunderts angehört. Dann folgen Apsis, Querschiff und die zwei Kapellen, die sich zu beiden Seiten der Apsis lagern: auch dies wieder allmählich entstanden und die Spuren an verschiedenen Stylübergängen aufweisend, aber doch alles aus dem Ende des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts stammend und der höchsten Ausbildung des romanischen Styls angehörig, wo er schon den Spitzbogen verwendet und nach und nach der Gothik sich nähert.

Diese hält nun im Lauf des dreizehnten Jahrhunderts ihren Einzug. Wie die deutsche Poesie des Ritterthums unter der Einwirkung der französischen gestanden hatte, so war in ihrem Gefolge — wenn auch langsamer — der gothische Styl aus seiner französischen Heimath herübergewandert. An den Grenzgebieten wie im Elsaß mußte man am frühesten der neuen Mode sich bequemen. Die Gothik erscheint um 1250 zu Straßburg, Hagenau, Weißenburg, Colmar. Man hat hier viel aus Frankreich direct gelernt. Der Styl des Chors zu Weißenburg erinnert sehr stark an den der Ste. Chapelle zu Paris. Das Schiff des Straßburger Münsters hat nicht minder bei Paris sein Vorbild.

Die Abteikirche zu St. Denis, welche man die Geburtsstätte der Gothik nennen kann, wurde von 1231 an theilweise umgebaut, und verschiedene Neuerungen, welche eine consequentere Entwickelung der Gothik einschließen, kamen dort zum ersten Mal zur Anwendung. Dort scheint der Meister des Straßburger Langschiffes seine Studien gemacht und die Erfindungen der letzten Mode gleich an den Rhein

übertragen zu haben, wo sie von Straßburg auch nach Freiburg hinüber kamen.

Der Münsterbau war 1275 vollendet bis auf Façade und Thürme. Ungesäumt aber sollten diese in Angriff genommen werden und hier war es, wo Erwin von Steinbach eintreten und seine unsterbliche Schöpfung beginnen durfte (1277).

Wie sehr auch sein Vorgänger ein französisch gebildeter Architekt war, wie vertraut er sich mit den jüngsten Fortschritten der Gothik zeigte: den Geist der Gothik in seiner entschiedenen Entfaltung hatte er seinem Bau nicht einzublasen vermocht. Nirgends vielleicht hat sich der verwegene Idealismus des Mittelalters so glänzend gezeigt, wie in den gothischen Bauten. Ist es nicht ein Unternehmen, wie es die biblische Sage von jenen himmelstürmenden Menschen zu Babel meldet? Die lastenden Steinmassen sollten, allen Gesetzen der Schwere zum Trotz, leicht wie Bäume in die Höhe schießen oder wie Springbrunnen emporquellen.

Diesen aufstrebenden Charakter hatte das Langschiff nicht mehr gewinnen können. Der Architekt war an das vollendete Querschiff gebunden, die breite Lagerung des romanischen Baues war ihm gegeben, er mußte sich fügen: aber er that, was er konnte, um die ungünstigen Bedingungen zu überwinden.

Die Breite des Mittelschiffes durfte er nicht ändern: also änderte er die Höhe und hob es beträchtlich über das Maß, das ihm ursprünglich zugedacht war, hinaus. Aber auch so brachte er es nur zu einem Verhältnis von 1 zu 2 zwischen Breite und Höhe (47′ 6″ rhein. im Lichten breit, 96′ hoch), während z. B. das verwandte Freiburger Münster viel schlankere Verhältnisse aufweist. Dadurch hat das Innere etwas Gedrücktes bekommen, romanische Proportionen bei der fortgeschrittensten Gothik im Ganzen.

Was wird nun Erwin thun, indem er den Bau übernimmt? Soll er von dem inneren Widerspruche des Langschiffes noch irgend etwas in die Façade hineintragen? Soll hier noch etwas Lastendes und Schweres zurückbleiben? Oder soll er die vielen Abstufungen

des Styls, welche das Denkmal bereits umschließt, durch eine neue vermehren?

Erwin wählte unbedenklich das letztere. Er wollte sich keinen Zwang anthun. Sein Genius sollte sich ungehemmt entfalten, aber doch nicht rücksichtslos, sondern mit gebührender Beachtung des Vorhandenen, das Erwin's maßvoller Sinn zu schätzen und zu verwerthen wußte. Erwin legte die gewöhnliche französische Façade zu Grunde, aber er hat sie ganz selbständig durchgebildet und so zu sagen durchgeistigt.

Er theilte die Façade mit einer dem Gegebenen angemessenen Höhe und Breite in zwei Stockwerke, welche durch die hinlänglich kräftige Markirung der Horizontalabschnitte den Eindruck der Ruhe machen mußten. Die Verticaleintheilung mit drei Portalen entsprach den drei Schiffen im Innern. Das untere Stockwerk wird durch die Portale eingenommen. Das Radfenster über dem Hauptportal füllt das ganze Mittelstück des zweiten Stockwerks und fügt dem Innern noch den schönsten und lebendigsten Schmuck hinzu, indem das colossale durchbrochene Rund eine volle Garbe des Lichtes in den weiten Raum hineinwirft. Ueber den beiden Seitentheilen erhoben sich die Thürme als dritte Stockwerke, denen durchbrochene luftige Kegel als Helme aufgesetzt werden sollten.

Diese graziösen Bildungen sollten nicht ohne Vorbereitung an die dichteren Massen unter ihnen sich ansetzen. Schon in der Gesammtgliederung ist das verticale Moment geziemend betont. Dann sind die dritten Stockwerke sehr luftig und durchsichtig gehalten. Und dazu tritt noch — Erwin's eigenster Gedanke — das emporsteigende Stab- und Maßwerk, welches in einer Entfernung von zwei Fuß die ganze Façade gleichsam überspinnt und den Blick des Beschauers leise nach oben leitet. Dem Ernsten, Ruhigen, Dunklen, Feierlichen, schwer und colossalisch Gelagerten ist so ein leichtes, lebendiges, heiteres, anmuthig umspielendes Element beigesellt, das sich in die Thürme fortsetzt. Es ist als ob Epheuranken das Gebäude überzogen hätten, und dann weit, weit darüber hinausgewachsen wären . . . . Sicherlich war

Erwin nicht ein strenger, trüber, sondern ein feiner, liebenswürdiger Geist.

Leider war es ihm nicht vergönnt, den Bau zu Ende zu führen. Ueber mangelnde Förderung hatte er nicht zu klagen. Die Zeitgenossen erkannten seinen Werth. Sein Vorgesetzter, der uns wohlbekannte Bauinspector Ellenhard, ließ es an Eifer und Förderung gewiß nicht fehlen, bis er starb und Erwin selbst die Oberaufsicht erhielt. Bischöfe und Rath wetteiferten, das Werk zu betreiben. Abläße wurden ausgeschrieben, um Geldbeiträge oder freiwillige Arbeiter herbeizuziehen. Freies Geleit für Hin- und Zurückfahrt wurde Allen zugesagt, welche Material herbeischaffen wollten. Mit sichtlichem Entzücken über den gelingenden Bau schreibt Bischof Konrad von Lichtenberg: „Das Werk steigt gleich den Blumen des Maies in die Höhe.“

Aber ach, der Werkmeister wurde hinweggerissen. Erwin starb 1318, ehe das Gebäude auch nur bis zur heutigen Plattform gediehen war. Der Bau ging nun zunächst langsam von statten, und den spätern Baumeistern fehlte die Ehrfurcht vor Erwin's Entwurf. Um 1365 setzte man auch über das Radfenster ein drittes Stockwerk, das schon an sich ziemlich kahl und unvollkommen war und außerdem Erwin's Gedanken völlig verdarb. Der ganze Vorbau erhielt nun das Ansehen einer selbständigen, an das Münster zufällig angelehnten Wand. Das relative Verhältnis von Höhe zu Breite wurde ein ganz anderes als im Inneren; die absolute Höhe stieg weit über das dahinterliegende Dach und beide Umstände bringen ein unangenehmes Gefühl der Enttäuschung hervor, wenn man das ohnedies gedrückte Innere betritt.

Sodann ist nur ein Thurm fertig geworden, auch dieser erst im fünfzehnten Jahrhundert durch Meister Hans Hültz aus Köln (gestorben 1449) und schon im spätgothischen Geschmack vollendet, aber immerhin ein Werk von nicht gemeiner Kühnheit und unzweifelhafter Eleganz.

So haben freilich alle Epochen der mittelalterlichen Baukunst,

von den ersten Anfängen bis zur Entartung, sich in das Münster, gleich wie in ein grandioses Album eingezeichnet. Aber diese Bemerkung kann uns über die mangelnde ästhetische Einheit nicht trösten. Schade, daß Erwin nicht dasselbe Glück zu Theil wurde, wie jenem Kölner Domarchitekten, dessen Entwurf noch ein spätes Jahrhundert sorgsam auszuführen trachtet. Indessen ahnt Jeder die Größe des Straßburger Meisters aus dem, was wir besitzen. Immer ist es doch Erwin's Idee, die das Ganze beherrscht. Und der gewaltige Eindruck, den alle davon getragen, die sich von Aeneas Sylvius bis auf Goethe und die Heutigen über das herrliche Denkmal ausließen: dieser Eindruck ist Erwin's That, ist die Folge von Erwin's Plan.

So wie das Werk war und werden sollte und wurde, konnte natürlich nicht ausbleiben, daß es auf die benachbarten Bauleitungen Einfluß übte. Der Thurm des Münsters zu Freiburg zeigt uns vermuthlich, wie sich Erwin den seinigen dachte. Und im Elsaß selber hat er zu Thann, Weißenburg und Schlettstadt verkleinerte Nachbildung gefunden.

Mit dem Ansehen des Straßburger Münsters wuchs das Ansehen der Straßburger Bauhütte. Und als im Jahre 1459 eine Brüderschaft aller deutschen Bauleute und Steinmetzen sich bildete, übertrug man dem Werkmeister des Straßburger Münsters den Vorsitz und das Oberrichteramt. Die Hauptstadt des Ketzerthums, die Hauptstadt des Mysticismus, die Hauptstadt der Geschichtschreibung ist also auch die Hauptstadt der Baukunst. Auf einigen dieser Gebiete muß sie ihren Ruhm mit der rheinischen Schwesterstadt Köln theilen. Brauchen wir Symbole dieser verwandten und hervorragenden Stellung, so sind es der Kölner Dom und das Straßburger Münster.

Gleich der Architektur, waren auch Plastik und Malerei mit dem Aufschwung des städtischen Gewerbes aus der Hand der Geistlichen in Bürgerhände übergegangen. Aber wir haben für diese Epoche keine Urkunde, wie die Encyclopädie der Herrad von Lands-

berg für das zwölfte Jahrhundert (oben S. 37). Wenig ist uns geblieben: Glasgemälde zu Neuweiler, Weißenburg und im Münster; Wandgemälde zu Weißenburg; Sculptur in dem reichen Statuen- und Reliefschmuck des Straßburger Münsters. Die Straßburger Maler müssen als tüchtig bekannt gewesen sein, da Karl IV. den Nicolaus Wurmser von Straßburg zu sich berief und neben Theodorich von Prag zur Ausschmückung seiner Burgen verwendete. Die vorhandenen Glasgemälde präsentiren sich zum Theil in wunderbarer Pracht und Farbenglut, und die plastischen Werke des Münsters (deren einige von Frauenhand, von einer Künstlerin Savina, herrühren) gleichen in Leichtigkeit und Freiheit der Behandlung den französischen Sculpturen. Aber was will das alles sagen neben der staunenswürdigen Schöpfung Erwin's und seiner Nachfolger.

Man begreift, wie der Localpatriotismus darin das achte Wunder der Welt erblicken mochte.

Es ist doch etwas Großes, so hoch in die Wolken zu bauen. Seit den Werken orientalischer Despoten, seit den riesigen Hügeln, welche ägyptische Könige als Pyramiden über ihren Gräbern aufführten, hat man so vermessen nicht mehr in die Lüfte gestrebt. Auch dort eine Art Mittelalter, die Wissenschaft in den Händen der Priester, der Unterschied der Stände bis zur schroffsten Trennung gediehen. Aber dort der Uebermuth eines Despoten, den die Herrschaft über Knechte trunken macht: hier das Selbstgefühl eines Bürgerstandes, der die Macht des Fleißes und der Hingebung in sich kennen gelernt hat. Dort der grollend geleistete Dienst eingeschüchterter Sklaven: hier die begeisterte Arbeit freier Männer, die trotzig in schwindelnde Höhen klimmen mit einem heiligen, kühnen Glauben, wie jenes fromme Weib: „Herr, freuet Euch mit mir, denn ich bin Gott geworden."

Aber nicht solche Betrachtungen sind es zunächst, zu denen uns Deutsche das Münster auffordert. Ist es nicht ein Werk deutschen Genies, das wir da bewundern? Und war es nicht der Ausdruck unserer tiefsten Erniedrigung, daß wir den Schatz nicht mehr zu

hüten vermochten? Und ist es nicht wieder der Ausdruck unserer neugeborenen nationalen Ehre, daß wir ihn zurückgewonnen haben?

Er liegt da, als ob sich einer jener alten Steinriesen hingelagert hätte, von denen die heidnischen Lieder wissen, und dem alten grauen bärtigen Mann ist ein schlankes, zierliches, lebensfrisches Kind auf die Schulter gestiegen und streckt sich hoch in die Höhe und guckt neugierig hinaus über Stadt und Strom und Hain und Feld und Auen, über Wiesen und Bäche, und das ganze unübersehliche, reiche blühende, grünende Land, bis zu den fernen dunklen Bergen, hier zu den Vogesen, dort zum Schwarzwald . . . Freust Du Dich auch, Du stolzes Riesenkind, daß Dein Blick, so weit er reicht, jetzt wieder nur auf deutschen Boden fällt?

Siebentes Kapitel.

Die ersten Franzosenkriege.

Wenn man die Geschichte des Elsasses in der frühern Zeit des Mittelalters überblickt, so zeigt sich, daß das Land stets in den nächsten Beziehungen zu der deutschen Reichsgewalt, ja selbst zu den Personen der deutschen Könige und Kaiser gestanden hat. Nie ist es daher gelungen, irgend eine Landesherrschaft, ein Landesfürstenthum zwischen das Kaiserthum und die unabhängigen Reichsstände des Elsaß einzuschieben. Wenn sich die Städte in harten Kämpfen ihre eigenthümlichen und selbständigen Verfassungen errungen haben, wenn die Bischöfe, Aebte, Grafen und Herrn unter einander und mit den Städten in endlosen Fehden standen, so waren sie doch alle in dem einen Punkte einig, keine andere Herrschaft als die des Kaisers und Reichs über sich und ihre Heimat anerkennen zu wollen. So hatte das Elsaß zu der Zeit, wo das ganze Deutschland mehr und mehr den Charakter einer Föderation fast souverainer Staaten annahm, eine vorherrschend kaiserliche Richtung treu bewahrt. Eben zur Zeit Karl's IV. hat die kurfürstliche Gewalt ihren Abschluß gefunden, eben damals hat man sich in Baiern wie in Sachsen, in der Pfalz wie in den rheinischen Kurfürstenthümern beglückwünscht, daß der Kaiser Karl IV. auf das kaiserliche Recht der höchsten Gerichtsbarkeit förmlich Verzicht geleistet, und daß nun in diesen Ländern es nicht mehr gestattet

war, gegen die Entscheidungen der Landesfürsten bei Kaiser und Reich Berufung einzulegen.

In Oesterreich hat man um dieselbe Zeit kein Mittel gescheut, um die Länder des Habsburgischen Hauses von aller Reichsgewalt und allem Reichszusammenhang zu emancipiren: im Elsaß dagegen konnten dieselben Habsburger als Landgrafen dem allgemeinen Zuge des Landes und der Bevölkerung keinen Augenblick entgegenwirken. Nie wäre es gelungen, hier eine Herrschaft aufzurichten wie in Oesterreich. Nur das Reich, nur den Kaiser mochte man als Herrn gelten lassen.

Noch Karl IV. dankte dieser vorherrschend kaiserlichen Gesinnung im Elsaß die Anerkennung seiner Macht, denn sowie die elsässischen Städte in dem Streite zwischen Ludwig dem Baiern und den Päpsten ganz entschieden die Partei des Kaisers behaupteten, und auch durch Bann und Interdict nicht einen Augenblick in ihrer Treue gegen Kaiser und Reich schwankend gemacht werden konnten, so traten sie doch nach Ludwig's Tode eben auf die Seite jenes Karl, der mit Hilfe des Papstes die deutsche Krone erlangt hatte. Es war ein unvergeßlicher Augenblick, als Karl IV. vor dem Münster die Belehnung an Bischof Berthold von Straßburg ertheilte und als der Stadtrath dem neuen Kaiser huldigte, nachdem der Bischof von Bamberg Interdict und Bann im Namen des Papstes aufgehoben hatte.

Auch in dieser historischen Scene, welche Anlaß gab, das Bildnis Karl's IV. an dem südlichen Portale des Querschiffs des Münsters neben den Kunstwerken Savina's zu verewigen, ist uns ein Charakterzug entschlossenen Bürgersinnes überliefert; Herr Peter Schwarber, der Ammeister, welcher im Namen der Rathsherrn um Aufhebung des päpstlichen Bannes bat, verwahrte sich doch mit aller Entschiedenheit gegen jede Zumuthung, das Andenken Kaiser Ludwig's, um deswillen die Stadt gelitten hatte, auch nur im mindesten zu verunglimpfen oder entwürdigen zu lassen. So tief war in diesem bürgerlichen Gemeinwesen die Anhänglichkeit und Treue an das Reichsoberhaupt begründet. Hieran konnten innere

Streitigkeiten zwischen Bischöfen und Bürgern oder zwischen Bürgern untereinander nichts verändern; die Nachfolger Berthold's von Bucheck, Johann von Lichtenberg, dann einer aus dem Geschlechte von Ochsenstein, hierauf ein anderer Lichtenberg, machten der Stadt Schwierigkeiten wegen der Gerichtsbarkeit über die Ausbürger oder Pfahlbürger, Leute, welche sich in den Stadtverband aufnehmenließen, ohne daß sie in den Städten wohnten. Die Herrschaften des Landes erblickten hierin eine Anmaßung der Städte die Bischöfe von Straßburg bestritten denselben das Recht, solche auswärtige Bürger anzunehmen.

In Straßburg gab es manchen Streit zwischen den Familien der Rosheim und Rebestock, welche in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sich nicht minder stark bekämpften, als einst die Zorn und Mülnheim um die Herrschaft in dem Rathe der Stadt. Auch der hohe Adel des Elsaß stand in ununterbrochenen Fehden bald mit Straßburg und Hagenau, bald mit Colmar und Mülhausen: es gehört zu den ermüdendsten Schauspielen, diese zahllosen Kriege der kleinen unmittelbaren Stände des heiligen römischen Reichs gerade auch hier im Elsaß in den Chroniken zu verfolgen. Nur das Verhältnis zum Kaiser gewährt Lichtblicke einer ernsteren Ordnung. Karl IV. pflegte nicht ohne Verständnis die Beziehungen zu den Städten und ihre Streitigkeiten löste er mit geschickter Hand, wie im Jahre 1356 die Zwietracht zwischen Straßburg und Schlettstadt über die beiderseitige Gerichtsgewalt. In die Entwickelung anderer Städte griff er nicht minder vortheilhaft ein, in Colmar entfernte er im Jahre 1358 die Edelleute aus dem Stadtrath; Hagenau erhielt eine neue Stadtverfassung, damit, wie es da heißt, des Reiches Ehre und zugleich der Stadt Nutzen gefördert werde.

So war also das Kaiserthum noch immer der Angelpunkt aller Bewegungen der elsässischen Reichsstände. Aber mit den Nachfolgern Karl's IV., mit der Regierung Wenzel's, Rupprecht's, Sigismund's und dann der Habsburger trat der Einfluß der Reichsregierung immer mehr zurück. Um den Frieden aufrecht zu halten, waren die Städte mehr und mehr auf sich selbst angewiesen. Sie traten in

große Bündnisse ein, welche am obern und mittleren Rhein geschlossen worden sind, und welche durch Städtetage und gemeinsame Berathungen zu ersetzen suchten, was dem Reich an Kraft und Mitteln fehlte, die Ordnung aufrechtzuerhalten; so traten Hagenau, Straßburg und Weißenburg in die Eidgenossenschaft von Speier im Jahre 1381, so schlossen 52 oberrheinische Städte 1385 den großen neunjährigen Bund von Constanz. Aber Anstalten dieser Art konnten im besten Falle doch nur genügen, wenn man blos die inneren Verhältnisse im Auge hatte, und wenn es gegönnt gewesen wäre, unabhängig von den allgemeinen Weltangelegenheiten in diesen Grenzländern des Reiches ein auf sich selbst gestelltes Staatsleben zu führen. Allein seit der Mitte des 14. Jahrhunderts pochten die Kämpfe des westlichen Europa in gewaltigerer Art an die Pforten Deutschlands. Die langjährigen Kriege Englands und Frankreichs konnten nicht ohne Rückwirkungen auf das benachbarte Elsaß bleiben. Während dieses hundertjährigen Kampfes bildete sich eine neue Mittelmacht zwischen Deutschland und Frankreich, das neue burgundische Reich, das, wie einst das Lothringen der Karolinger sich rasch erhob und seine Arrondirung vorwiegend in den Gebieten suchte, wo es keine feste Landesherrschaft gab, wo keine Fürsten saßen, die sich des fremden Andranges erwehren konnten, wie im Elsaß und in der Schweiz. Hier lag die Vertheidigung auf den Schultern schwacher Reichsstände, wenn nicht die Kaiser stark genug waren, die Grenzen zu schützen. Der Charakter der Geschichtsepoche, welche wir zunächst betrachten, ist im Elsaß doch vornehmlich durch diese äußeren Einwirkungen bestimmt, die sich mit steigernder Gefahr besonders an drei Knotenpunkten der Entwicklung erkennen lassen. Noch in der Zeit Karl's IV. war die Noth der englischen Invasion gleichsam ein Gradmesser für die äußere Schwäche des Kaiserthums geworden. Im 15. Jahrhundert haben erst die Franzosen, dann die Burgunder die Unabhängigkeit vom Elsaß wie von den oberschwäbischen Gebieten auf das schwerste geschädigt. Die Geschichte dieser fremden In-

vasionen ist das mittelalterliche Vorspiel von dem, was sich in neuerer Zeit unter Ludwig XIV. vollendet hat.

Oesterreichisch-habsburgische Familienbeziehungen waren es, durch welche der erste ausländische Sturm im Elsaß entstanden war. Eine Tochter des im Jahre 1326 zu Straßburg verstorbenen Herzogs Leopold war an Herrn Enguerrand von Coucy vermählt. Ihr Sohn, Enguerrand VII., beklagte sich schon seit dem Tode seiner Mutter im Jahre 1349 über Vorenthaltung seines Erbes durch die österreichischen Herzoge. Prozesse solcher Art waren im heiligen römischen Reich an der Tagesordnung, nur wurden sie fast nie geschlichtet, weil es an jeder Executive fehlte, wenn man vom kaiserlichen Gericht ein Urtheil auch erwirkte. Durch eine besondere Verkettung von Umständen war nun der junge Herr von Coucy ein mächtiger Mann geworden, indem er die Freundschaft des gewaltigen Königs Eduard III. von England gewann. Dieser lernte ihn kennen, als Enguerrand im Jahre 1360 unter den Geiseln für die Befreiung des französischen Königs Johann nach England kam. Diese Geisel besaßen alle Freiheit am Hofe Eduard's III. und bekannt genug ist, wie ein französischer Prinz gegen Pflicht und Ehrenwort entfliehen konnte, und dadurch den König Johann nöthigte, nach London zurückzukehren. Enguerrand de Coucy dagegen wußte Eduard's III. Tochter Isabella zu fesseln und bekam sie zur Gemahlin. Der junge Coucy wurde Herr von Bedford und erhielt die Hilfe Englands zur Eroberung seiner elsässischen Erbschaften.

Seit dem Frieden, den 1360 Eduard III. mit Frankreich geschlossen, waren die zahlreichen Söldner, welche England im Kriege gebraucht hatte, eine wahre Landplage für Lothringen und Burgund geworden. Eben diese Truppen nun sollten dazu dienen, um die Ansprüche der Coucy im Elsaß zu verfechten. Ein Hauptmann, Arnauld von Servole, trat im Jahre 1365 an der Spitze eines gewaltigen Haufens, den man bis auf 60,000 Mann schätzte, mit der Erklärung hervor, daß er im Namen seines Herrn von Coucy käme, um die österreichischen Herzoge zu bekriegen. Einer der wunderlichsten Aben-

teurer des spätern Mittelalters! den man nur den Erzpriester von Verny nannte und der mit seinen Söldnern das ganze Burgund durchplündert, und selbst den Papst in Avignon trotz Kirchenbann nicht geschont hatte. In Metz ließ er sich eine Summe von 18,000 Goldgulden bezahlen, um welche er die Stadt zu schonen versprach; dann kam er nach dem Elsaß, obwol Karl IV. eben damals selbst in diesem Lande war und erleben mußte, daß ein Haufen erwerblosen Kriegsvolks unter dem Aushängeschild erbrechtlicher Ansprüche eines französischen Herrn die Gebiete des Reichs ungestraft vor seinen Augen verwüstete. Enguerrand von Coucy war dabei in keiner Weise persönlich hervorgetreten. Aber Servole erklärte sich für seinen Hauptmann, und seine Ritter mit kostbarem Harnisch und „spitzen Hauben", waren nicht weniger lüstern nach dem Geld der reichen Städte von Straßburg, Mülhausen, Colmar und Basel, wie das barfüßige und schlecht bekleidete Gesindel, das als Fußvolk in ihrem Gefolge stand.

Hilflos sank das ganze Elsaß in die Hände dieser damals sogenannten Engländer. Nur feste Burgen und Städte leisteten Widerstand, und zu Tausenden flüchteten die Einwohner des Landes mit ihren Habseligkeiten in dieselben. Vor Straßburg erschien der Erzpriester mit gesammter Macht und forderte die Bürger zum Streite heraus, aber diese fühlten sich nicht gewachsen und wagten daher nicht, die verschossenen Thore zu verlassen. Erst spät im Jahre hatte Karl IV. mit Fürsten und Städten des Reichs sich verbunden und war im Felde erschienen. Der Erzpriester zog sich in's obere Elsaß, plünderte Schlettstadt und wandte sich gegen Colmar, wohin endlich auch Karl IV. nachrückte, um die unwillkommenen Gäste zu vertreiben. So war doch noch durch Reichshilfe das Land befreit worden, aber Enguerrand von Coucy gab deshalb seine Ansprüche nicht auf. Im Jahre 1375 richtete er eine neue Aufforderung an den Herzog von Oesterreich, ihm sein Erbtheil herauszugeben, und da eine abschlägige Antwort erfolgte, so warb er mit englischem Gelde ein neues Heer, — es waren Eng-

länder darunter, doch nur zum kleinsten Theil, aber überall, wo von diesen Kriegern in Elsaß und Schwaben die Rede war, da sprach man wieder von den bösen Engländern, die nun zum zweitenmale die Länder plünderten, um gegen die habsburgischen Landgrafen ein angebliches Erbrecht ihres Herrn durchzusetzen.

Enguerrand stand selbst an der Spitze dieses Heeres und er erklärte, der Herzog von Brabant als kaiserlicher Reichsvicar habe seine Ansprüche gebilligt, doch war nie ein Reichsurtheil in dieser Angelegenheit erfolgt. Der Zeitpunkt aber, den Coucy zu seiner Unternehmung wählte, war in mehr als einem Betracht sehr günstig und Kaiser Karl IV. war diesmal völlig außer Stande, den bedrängten Reichslanden Hülfe zu bringen.

In den vorderösterreichischen Gebieten herrschte damals Herzog Leopold III., der auch die Landgrafschaft im Elsaß hatte; er war in langen Streit mit den Gemeinden der Schweiz verwickelt und ebenso wenig gerüstet, dem Einbruch der Fremden zu wehren. So kam es zu einem verderblichen Krieg, in welchem die Vertheidiger das verzweiflungsvolle Mittel wählten, ihre Dörfer und Feldfrüchte selbst zu zerstören, um den Kampf gegen den gewaltigen Feind lediglich hinter festen Mauern und nur im Bunde mit dem Hunger der englischen Räuber zu führen. Herzog Leopold, der auf die Unterstützung der Schweizer vergebens gerechnet hatte, mußte schließlich doch die Hand zu einem Vergleiche bieten, in welchem er seinem Vetter von Coucy die Herrschaften Nidau und Büren abtrat. Aber schon hatten sich Coucy's Schaaren, nachdem sie das Elsaß verlassen, über den Hauenstein nach der Schweiz gewendet und hier noch schlimmer geplündert, als im Elsaß zuvor. Winter und Hungersnoth und die unverzagten Thaten einzelner Gemeinden halfen dem Lande zur Ruh. Die Entlibucher mit ihren schweizerischen Helfern schlugen zuerst eine Schaar von 3000 Mann; am meisten thaten die Berner gegen die „Gugelhüte“, da sie den Herrn Ifer von Galcis schlugen und mit dem Spotte eines unvergessenen Volksliedes verfolgten, worin es am Schlusse heißt:

Herzog Ivo von Galis kam gen Frauenbrunnen,
Der Bär der schrie: „Du magst mir nit entrinnen,
Ich wil euch schlagen, erstechen und verbrennen!“
Zu Engelland und zu Frankenreich
Die Witwen schrien allgeleich:
„Ach Jammer, ach und weh!
Gen Bern sol niemand reisen meh!“

Im Dezember desselben Jahres verließ Coucy die unwirthlichen und ausgebrannten Gebiete der Schweiz und des Sundgaues. In späterer Zeit verwerthete er sein abenteuerliches Leben in würdigerer Weise durch Thaten gegen die Türken, und fand in harter Gefangenschaft zu Brusa in Asien seinen Tod.

Das kühne und doch glücklich zu Ende gebrachte Abenteuer des Herrn von Coucy lud aber andere Ritter der französischen Nachbarschaft zu ähnlichen Unternehmungen in die hilflosen Reichslande ein. Wenige Jahre später war es ein Graf von Varsey, unweit Chatillon, der dem Elsaß zu zweien Malen schweren Schaden zuzufügen wußte, wenn auch Straßburg stark genug des schwachen Feindes sich erwehrte.

Was aber im 14. Jahrhundert noch als vereinzelte Unternehmung französischer Condottieri auftrat, erhielt im fünfzehnten bei weitem mehr Zusammenhang und trat bereits mit dem bestimmten Ziele französischer Gebietsvergrößerungen an unsern deutschen Grenzen hervor; die Reichsgebiete in Schwaben und Elsaß erschienen als gute Beute für die westlichen Nachbarn, je mehr innere Zerrissenheit und Schwäche der Reichsgewalt zu kühnem Raube einzuladen schien. Als die Macht Frankreichs in den Tagen der Jungfrau von Orleans zu neuem Glanze emporstieg und die Engländer unter Heinrich VI. zum Frieden genöthigt worden sind, hat man die Schaaren der Franzosen mit dem Namen der Armagnac's bezeichnet, obwol der alte Feldhauptmann Bernhard von Armagnac längst todt und sein Sohn Jean sie nicht mehr unter seinem Banner hielt. Aber in diesen Heeren der Franzosen war die ganze Ritterschaft von Frankreich vertreten; es konnte nicht fehlen, daß auch jenseits des Jura und der Vogesen,

was ritterlich fühlte und dachte, große Hinneigung zu diesem ritterlichen Soldatenthum empfand. Die Engländer, welche das Elsaß verwüsteten, waren durch Bürger und Bauern hinausgedrängt, aber der Adel hatte ihre Gesellschaft nicht misachtet; was vornehm und adlig sein wollte, ahmte die Sitten der fremden Soldaten nach — der Gugelhut ward seitdem Mode bei den Rittern von Schwaben und Elsaß. Auch der Frauen Tracht ist ganz französisch und mit starker sittlicher Entrüstung erheben sich die bürgerlichen Meistersänger in satirischem Gedicht gegen die entblößten Nacken und gegen die neuen Kleider mit den tief unter die Achsel fallenden Aermeln an den knappen Leibchen, durch welche der Busen unnatürlich geschwellt wird, wie zu einem jener Kirchenteller erhoben, auf welche man die Wachskerzchen für die armen Seelen ringsum aufsteckt. Wie verhaßt scheint noch dies welsche Wesen dem deutschen Bürgersmann! und ganz bezeichnend will der Volkswitz die Armagnacen nur als arme Gecken kennen, brotlose, armselige Leute, die nicht anders wie ehedem die Engländer die Blöße ihrer Armuth nur durch Raub und Diebstahl zu decken vermögen.

An den Päßen der Vogesen saß Herr Hanns von Finstringen (Fenestranges), beider Sprachen mächtig, deutsch von Abkunft französisch von Gesinnung, ein rechter Verächter des bürgerlichen Wesens, welches im deutschen Elsaß in seiner Blüthe stand. Der war es, welcher nicht ohne Zustimmung des Bischofs von Straßburg zuerst im Jahre 1439 den Armagnacen die Wege in das Elsaß wies, und sie über die Steige von Zabern in die gesegneten Fluren am Rheine geleitete. Noch vor kurzem hat man auf der Bibliothek in Straßburg das vermoderte Banner mit dem Bilde unserer lieben Frau aufbewahrt, unter welchem ein allzukühner Theil Straßburgischer Bürger den 12,000 gut bewaffneten Reitern sich entgegenwarf, aber ebenso wie Ludwig von Lichtenberg der Uebermacht weichen mußte. Ohne Widerstand brennend und brandschatzend zogen die Armagnacen drei Wochen im Elsaß umher — man hat sie die Schinder genannt — und raubten dem Landmann sein mühsam erworbenes Gut und

den Städtern die Sparpfennige, um welche sie sich lösen mußten, wenn sie in Gefangenschaft gerathen, oder ihre Gemeinden von größerem Schaden behüten wollten. Denn der Franzmann trieb sein Handwerk in großem Styl, und begnügte sich nicht mit kleiner Beute. Mehr als 600 Frauen ritten den Abenteurern zur Seite, wenn sie in die offenen Orte einzogen und in ihren Lagern hätte man Toilette und Haushalt von Damen, genau so wie heute, gefunden, wenn ein glücklicher Führer die bösen Gäste zu überraschen vermocht hätte. Aber Pfalzgraf Ludwig vom Rhein ließ sie entwischen, und die Städte beschränkten sich auf Vertheidigung von Mauern und Thoren. Als die Armagnacen nach Hause zurückkehrten, konnten sie am Hofe Karl's VII. von den Städten am Rhein, von Straßburg und Basel erzählen, und in dem jungen Dauphin lüsterne Blicke nach diesen unbeschützten Grenzen des Reiches erwecken.

Es war die Zeit, wo Friedrich, Herzog von Steiermark, zum Kaiser der Deutschen erwählt worden war. Der Streit zwischen den schweizer Eidgenossen und den habsburgischen Fürsten hatte nie geschwiegen. Seit der streitlustige Herzog von Tirol, Friedrich mit der leeren Tasche, in den Händeln des Constanzer Concils in die Reichsacht des Kaisers Sigismund gefallen war, hatten die Eidgenossen viel habsburgisches Gut an sich gerissen und nicht wieder herausgegeben. Der junge Sohn dieses Friedrich mit der leeren Tasche stand noch unter der Vormundschaft des Kaisers, und dieser dachte daran, die Hausmacht in Schwaben nach Kräften zu stärken. Schwerer Krieg herrschte auch da zwischen den Eidgenossen und dem Adel, der österreichisch dachte und wirkte, und die Habsburgermacht am liebsten in ihrer alten Geltung wieder aufgerichtet gesehen hätte. Auch Zürich war von dem Bunde der Eidgenossen abgefallen und hielt sich zu Kaiser Friedrich; Basel aber und die übrigen Städte, welche in Bündnissen standen, waren uneins, ob man den Eidgenossen in den oberen Landen zu Hilfe verpflichtet sei. So standen denn die Dinge allerdings in seltener Weise für die Habsburger

günstig, und wenn je, so schienen sie jetzt Gelegenheit zu haben, ihre alte Herrschaft in Schwaben in vollem Maße wiederherzustellen. Mit dem französischen Hof stand man auf gutem Fuß, der junge Herzog von Tirol sollte des Königs Tochter heirathen und nicht ohne Freude sahen die Franzosen, wie sich des Kaisers Geheimschreiber mit Briefen an sie wendete und klagte, daß die Schweizer wachsende Frechheit zeigten und ihre Unterdrückung eigentlich ein gemeinsames Interesse aller Könige wäre. Man erwiderte von Frankreichs Seite mit unverholener Theilnahme und in der That das unglaublichste geschah: der deutsche Kaiser schloß einen geheimen Bund mit Frankreichs König und forderte Unterstützung mittelst jener zahlreichen Söldner, welche Ludwig noch immer nicht zu entlassen gewagt hatte. Im Elsaß standen die Städte durchaus auf Seite der Eidgenossen, des Kaisers Vertrag mit Frankreich gefährdete sie nicht weniger, als diese, und man redete schon davon sich in den Schutz des Herzogs von Burgund zu begeben; nur die beruhigenden Versicherungen, welche von Seite des Kaisers auf eine diplomatische Anfrage Straßburgs gegeben wurden, vermochten das nur allzugerechte Mißtrauen wieder einzuschläfern.

Am Hofe Karl's VII. faßte man dagegen den Antrag des Kaisers Friedrich von Anfang an in ganz anderem Sinne auf, als ihn Friedrich meinte. Dieser hatte eine Kriegshilfe von 5—6000 Mann verlangt, die Franzosen dagegen hielten eine Unternehmung, bei der sie nicht mit ganzer Kraft auftraten, für gewinnlos; — Friedrich schloß den garstigen Handel mit dem Wunsche, einen Theil der Armagnacen zur Verfügung seiner Parteigänger, der Zürcher und des Hauptmanns Hanns von Rechberg, zu erhalten. Der König dagegen schickte 40,000 Soldaten unter dem Befehl des Dauphin Ludwig selbst, der keinem andern, als sich selbst zu dienen kam. So war das Ungeheuere geschehn, daß der römische Kaiser Schuld an dem größten Unternehmen trug, welches die Franzosen bis dahin gegen deutsches Land in's Werk gerichtet hatten. Da und dort wurde die unglaubliche Kunde verbreitet, daß der Kaiser die Franzosen her-

beigerufen hätte, und Straßburg wurde von Basel gewarnt und zu Vorsicht und Rüstung ermuntert. Die kaiserliche Regierung leugnete freilich jeden Antheil an der Unternehmung des Dauphin von Frankreich und wälzte die Schuld auf Zürich, aber die Franzosen waren nun da und zogen unaufhaltsam den Thälern der Eidgenossen entgegen, eine gewaltige Streitmacht von ritterlichen Kämpfern aus allen Ländern der Welt nebst Fußvölkern; auch der berühmte Führer gegen die Heere der Jungfrau von Orleans, Talbot, mit 4000 Engländern, hatte sich dem ruhmlosen Raubzug angeschlossen. Frankreichs Absicht war, wie Basel richtig vorausgesehen, gar nicht auf die Länder der Eidgenossen gerichtet. Als der Dauphin über Belfort und Mümpelgard in den Sundgau eindrang, erklärte er laut, wie die Krone von Frankreich im Bunde mit dem Kaiser und den Ständen des Reiches die Frechheit und den Ungehorsam der Schweizer gegen alle Obrigkeit strafen wolle. Er verlangte daher im Elsaß zur Ausführung dieses Werkes willige Aufnahme von 24,000 Mann, die er in die Städte legen wollte, nicht als Feind, wie er sagte, sondern als Freund des Reiches und seiner Stände. Auch vom Rheinstrom und den natürlichen aber seit Jahren entfremdeten Grenzen Frankreichs wagte der Dauphin Ludwig zu sprechen.

Allenthalben herrschte ein panischer Schrecken unter den Städten des Elsaß. So oft man nun auch schon die unliebsamen wolbekannten Gäste gesehen hatte, so war es doch diesmal eine wesentlich verschiedene Sachlage. Die Krone Frankreichs nahm im eigenen Namen den Krieg auf. Der Papst segnete das Unternehmen, weil er wußte, daß es auch gegen Basel gerichtet sein und die dort versammelten ihm feindlichen Väter des großen Concils nöthigen werde, sich endlich aufzulösen; der Kaiser erschrak nun allerdings selbst über die Folgen seiner Politik, aber wehren konnte er den Franzosen nicht. So war denn ein Sturm im Anzug, wie sich noch keiner so beängstigend für die oft mishandelten Elsässer zusammengezogen hatte. Nur in Straßburg verlor man nicht die Besinnung. Fleißige Unterhandlung mit den Städten des schwäbischen Bundes ließ Hilfe

und Zuzug erwarten, wenn sich das Gewitter gegen das Elsaß und seine Städte richten sollte, und mit Basel wurden gemeinsame Vertheidigungsmaßregeln besprochen. Inzwischen war der Dauphin im Gefolge des bewaffnet ihm zuströmenden deutschen Adels an Landskron und Basel vorüber bis an die Birs gezogen. Hanns von Rechberg hatte gerathen, die Eidgenossen nicht im freien Felde anzugreifen. Mit 8000 Mann rückte der Seigneur de Bueil, gestützt auf den Marschall Dammartin, welcher in Muttenz stand, auf das Dorf Pratteln. Hier war es, wo die 1650 Mann starken Eidgenossen in der Nacht vom 25. auf den 26. August angelangt waren, um 8 Uhr Morgens das zehnmal stärkere Heer angriffen und im ersten Anlauf über die Birs zurückwarfen, so daß zahlreiche Feinde von den Fluthen des Wassers ergriffen wurden. Nie aber hat der Siegesrausch einer kleinen Zahl von Helden so verderblichen Jammer gebracht, als bei dem Kirchhof von St. Jakob, wo sich die eidgenössische Schaar von der gesammten Uebermacht der Armagnacen umzingelt sah, und nur noch übrig hatte, im Kampfgewühl den Tod zu suchen, wo siegen unmöglich war. Aber mehr als 6000 Reiter wurden dem Dauphin hier erschlagen und sein Sieg war wie eine Niederlage. Die Schweizerberge hätten ihm offen gestanden, aber er begnügte sich mit dem Erfolge und zog in das Elsaß zurück, wo es nun deutlicher werden sollte, was die Franzosen begehrten.

Viele von den österreichischen Rittern im obern Elsaß öffneten freiwillig ihre Burgen, und nahmen Besatzung von dem Dauphin, da er sich als Freund und Bundesgenosse des Kaisers empfahl; in Ensisheim, der herzoglichen Stadt, nahm er sein Hauptquartier und heischte nun auch von den Reichsstädten Winterquartiere. Die Leiden der englischen Invasion schienen sich in verstärktem Maße zu wiederholen. Wo war Hilfe und Rettung? Zwar Ludwig von der Pfalz stand mit Rath und That den Straßburgern bei, aber es mangelte an jeder Hilfe des Reiches, obwohl sich Bürgermeister und Rath an den Kaiser gewendet hatten, „damit sie nicht, wo Gott für sei, vom Reiche abgedrängt würden". Endlich war nach langen Be-

rathungen auf dem Reichstag zu Speier der Reichskrieg gegen die Armagnacen im October 1444 beschlossen. Freilich waren die seltsamsten Eröffnungen von Seite der Franzosen gemacht und das Mistrauen der Stände gegen den Kaiser, und der Städte gegen die Fürsten, und der Fürsten gegen die Ritterschaft so glücklich durch gallische List und Tücke geweckt, daß an ein ernstliches und bedeutendes Eingreifen des Reiches noch möglichst lange nicht gedacht werden konnte. Zwar war Pfalzgraf Ludwig zum Reichsfeldherrn ernannt, aber außer dem Reichspanier war nichts gesendet worden, womit man die Franzosen zum Lande hinausjagen konnte.

Der Dauphin begab sich nach Nancy, seine Armagnacen aber ließ er im Elsaß, wo sie von den Kriegssteuern herrlich zu leben verstanden. Der kleine Krieg, den Bauern und Bürger gegen die Franzosen führten, verdoppelte nur die Leiden des Landes, da man mit Brand und Verwüstung den kleinen Abbruch strafte, welchen die ungeregelten Haufen verursachen konnten. Von den Reichsfürsten hatte der von Trier sich allezeit für Frieden und Vermittlung mit dem Könige von Frankreich ausgesprochen und dadurch die Rüstungen des Pfalzgrafen nur gelähmt. Viele Monate lang hielten sich die Schaaren des Königs im Elsaß und nur der harte Winter und Mangel an Lebensmitteln zwangen ihn die Vermittlung Triers anzunehmen und den Abzug der Söldner zu veranlassen.

Am 20. März 1445 räumten die Franzosen das Elsaß unter den Verwünschungen einer erbitterten Bevölkerung, deren Haß sich nun um so kräftiger gegen den Adel kehrte, der die Feinde begünstigt hatte, gegen Hans von Finstringen und dessen Freunde. Da gab es mancherlei Herren, wie die Grafen von Lupfen im Schwarzwald, die es mit den Franzosen gehalten; auch Herzog Sigmund von Tirol und seine Räthe wurden beschuldigt, die Fremden gerufen zu haben, und ein wilder Rachekrieg erhob sich von Straßburg und Basel im Sundgau und Oberelsaß gegen zahllose Burgen, die man zerstörte und brach und über deren Trümmern sich dann neue Fehden fortzeugend erhoben. War die fremde Invasion schlimm

genug, so war vielleicht noch schlimmer, daß auch nach dem Abzug der Armagnacen die Reichszustände nicht besser wurden und kaum mehr von Kaiser und Reich zu hören war. Während Karl VII. die rückkehrenden Armagnac's in fünfzehn Compagnien organisirte, und damit den Grund zu dem stehenden Heer legte, welches in den folgenden Jahrzehnten den militairischen Namen Frankreichs begründete, blieb die ausgesprochene Tendenz, welche in dem Armagnacen-Krieg hervortrat, unbeachtet, und das schwerverwüstete Grenzland fernern Zufällen preisgegeben. Man muß es erstaunlich finden, wie tief der nationale Selbständigkeitstrieb wurzelte, daß diese Städte noch immer an dem Reich und Kaiserthum mit ehernen Klammern festhielten!

Inzwischen war in Burgund Herzog Karl der Kühne zur Herrschaft gelangt und Frankreich hatte eine rivalisirende Macht gefunden, welche seine Tendenzen, deutsches Land zu gewinnen, mit großem und durch einige Jahre glücklichem Erfolge aufnahm. Gerade diese freien Gemeinden in der Schweiz und im Elsaß, die in fortwährendem Kampfe mit Herrn und Rittern standen, schienen ja wie gemacht zu sein, dem neuen Staate anheimzufallen. Hatten sie sich nicht geneigt erwiesen zu Frankreich überzugehen, so konnte ein mächtiger Mittelstaat, wie einst das alte Lothringen war, doch hoffen, die Verwelschung der deutschen Grenzgebiete zu bewirken. Die österreichische Landgrafschaft im Elsaß war an Herzog Sigmund von Tirol übergegangen, der seine Besitzungen im Aargau gegen die Eidgenossen kaum zu vertheidigen wußte und seit dem Jahre 1465 auch im Sundgau und Breisgau von den Schweizern angegriffen wurde. Die österreichischen Leute auf diesen Herrschaften litten unsäglich und der Herzog, der immer hoffte, von den Reichsstädten Unterstützung zu gewinnen, mußte erleben, daß Mülhausen sogar gegen ihn auf Seite der Schweizer trat. In dem Frieden, den Sigmund unrühmlich mit den Schweizern abschloß, war hervorgetreten, wie wenig Nutzen seine elsässischen Besitzungen dem habsburgischen Hause

brachten, wenn nicht eine wesentliche Verschiebung der politischen Machtverhältnisse zu seinen Gunsten eintrat. Man hatte bei der Entscheidung solcher Fragen in jener Zeit den patriarchalischen Gesichtspunkt des Erträgnisses der Herrschaften überall vorangestellt, auch Herzog Sigmund berechnete sein Einkommen und entschloß sich, Anträge, die ihm von Seite Burgunds gestellt wurden, die vorderen Länder zu verpfänden, anzunehmen. Das war also wieder ein neuer Versuch auf eine neue Art das Ziel zu erreichen, das über dem Rhein bald dieser, bald jener sich steckte. So geschah, daß am 21. März 1469 der Sundgau nebst der Grafschaft Pfirt, die Landgrafschaft im Elsaß und der Breisgau an Herzog Karl den Kühnen für 80,000 Gulden verpfändet wurden. Am 21. Juni nahm Markgraf Rudolf von Hochberg nebst den anderen herzoglichen Commissären von diesen Ländereien Besitz und ließ die Einwohner huldigen.

Kaiser Friedrich III. wußte genau um den ganzen Handel, denn er stand selbst mit Herzog Karl von Burgund in guten Beziehungen und hielt Reichstag in Metz, während es zwischen den Elsässern und den herzoglichen Vögten zu schwerem Streit gekommen war; allein das Reichsoberhaupt betrachtete diese Frage als eine vollständig häusliche und habsburgische Angelegenheit, und von einer nationalen Erwägung war um so weniger die Rede, als der Herzog von Burgund des Reiches Lehnsfürst war und nun mit Friedrich sogar in Unterhandlung trat über die Vermählung seiner Tochter Maria mit dessen Sohn Maximilian. So eröffnete sich die Aussicht, daß das, was eben Herzog Karl auf dem Wege der Pfandschaft von den Oesterreichern gewonnen, auf dem Wege der Erbschaft an das kaiserliche Haus dereinst zurückfallen werde. Das war denn auch der Grund, weshalb der alte Kaiser Friedrich den Herzog Karl auf alle Weise begünstigte. Er hat ihn unterstützt in den Uebergriffen gegen die Schweizer, er hat auch die Verpfändung der elsässischen Besitzungen gebilligt. Je weiter der Herzog von Burgund in den reichsfreien Landen vordrang, desto größere Aussichten eröffneten sich dem Hause von Oesterreich dereinst mit der Erbschaft

des Burgunders. Es war vielleicht einer der gefährlichsten Anschläge, welchem das Elsaß entgegensah, da ein entschlossener, mächtiger, vor keiner Gewaltthätigkeit zurückscheuender Fürst die Landgrafschaft des Elsaß übernahm und bei allen Schritten, die er that, das Reichsoberhaupt selbst als stillen Theilnehmer ansehn durfte.

Herzog Karl von Burgund betrachtete denn auch den Besitz des Sundgaues nur als die willkommene Stufe, um die Mauern der Reichsstädte zu ersteigen und zum Herrn der letzteren sich aufzuwerfen. Er hatte einen Vogt für diese Länder eingesetzt, dessen Person und Charakter dem gewaltsamen Herzog am besten Bürgschaft für das Gelingen seiner Pläne gab: ein deutscher Edelmann, der ganz verwelscht war, die Städtefreiheit haßte und durch listige Ueberredung die Schwachen zu täuschen, durch Grausamkeit die Zögernden zu schrecken wußte. Das war Peter Hagenbach, der elsässische Geßler, dessen Schädel noch nach Jahrhunderten zu Colmar kein rechtes elsässisches Herz ohne Schrecken und Grauen betrachten konnte, wenngleich der Zweifel sehr berechtigt war, ob es auch der echte Kopf des bösen Landvogts sei. Aber alles Schreckliche hatte nun einmal Sage und Geschichte in der Erinnerung an diesen furchtbaren Mann geknüpft. Gewaltthätiger Misbrauch der Macht gegen jeden Stand und jedes Geschlecht, Hohn gegen alles, was den Menschen heilig ist, einschleichende Freundschaft und Heuchelei, das ganze Bild des typischen Tyrannen, wie es in jedem Volksstamme unter anderen historischen Namen bewahrt wird, ist uns in diesem Peter Hagenbach geschildert. „Der Herzog von Burgund, so klagt das Volkslied, derselb kond an sie hetzen, den Hagenbach, das wütend Schwein; derselb bezwang sie schier, daß sie ihm mußten gehorsam sein, Als wie gezähmte Thier.“

Hagenbach hatte seinen Sitz in dem alten habsburgischen Amt zu Ensisheim aufgeschlagen, von dort hat er die Lande mit dem bösen Pfennig heimgesucht, welchen er als Steuer auf Wein und Lebensmittel legte. In der That, mit rücksichtsloser Härte wurde gegen Die verfahren, die sich weigerten, zu zahlen. Ein tieferes In=

teresse aber beansprucht sein Versuch, die Stadt Mülhausen der Herrschaft des Burgunders zu unterwerfen. Mit größter Offenheit hat er einen Antrag dieser Art dem Rathe von Mülhausen am Ende des Jahres 1472 gemacht. Die Mülhausener waren nämlich sehr verschuldet und zahlreiche Wechsel von Bürgern der Stadt befanden sich in fremden Händen. Peter von Hagenbach kannte diese Verhältnisse sehr genau, seine Voreltern waren aus Mülhausen und manche Familienverbindungen hatte er noch mit adligen Geschlechtern der Stadt. Es mag wol sein, daß den letzteren ein Handel, wie ihn der Herzog von Burgund vorschlug, nicht unerwünscht gewesen wäre. Man bot viel Geld, man versprach die Wechsel der Bürger einzulösen, wenn die Stadt dem Herzog zuschwören wollte; im entgegengesetzten Falle drohte Peter von Hagenbach der Stadt mit Gewalt. Die Lage war für die Mülhausener verzweifelt genug.

Im Anfange des Jahres 1474 war Herzog Karl selbst nach Elsaß gekommen, hatte sich zu Breisach niedergelassen und zog von da mit 5000 Mann vor Mülhausen, um die Stadt zu zwingen. Nur das Frühjahrswetter und Ueberschwemmungen der Ill nöthigten zum Abzuge. Aber es war klar, daß die Forderungen und Absichten des Herzogs nur verschoben seien; die Mülhausener hatten sich daher an die Städte vom Rhein und von Schwaben gewendet, um Unterstützung und Hilfe zu erlangen. Und nicht umsonst; denn in dieser großen Noth geschah, daß diese Bürgerschaften einen außerordentlichen Entschluß ihrer Opferwilligkeit faßten, indem nicht nur der Stadt Mülhausen durch bedeutende Vorschüsse aufgeholfen, sondern auch die Pfandsumme vollständig aufgebracht werden sollte, um die der Herzog Sigismund von Tirol Land und Leute dem Herzog Karl überlassen hatte. Nichts war mit der Freude in den österreichischen Besitzungen zu vergleichen, als die Nachricht von diesem Beschluß der Reichsstädte bekannt wurde. Sofort erhoben sich einzelne Gemeinden gegen die burgundischen Beamten und von Gericht und von Vogtei des Hagenbachers wollte Niemand mehr hören. Da kam es zu heftigem Streit; Peter von Hagenbach, entschlossen,

den Widerstand des Volkes zu brechen, zog in der Charwoche 1474 nach Breisach im Breisgau, um sich da zu befestigen. Am Charfreitag drang er mit seinen Soldaten und dem Henker in die Kirche, als eben der Pfarrer auf der Kanzel die Leidensgeschichte des Herrn vortrug und gebot ihm herabzusteigen, dem Volke aber hieß er den Spaten zur Hand zu nehmen und Graben und Schanzen zu machen. Aber der Rächer der Unbilden fand sich unter Hagenbach's eigenen Leuten. Durch Soldaten-Meuterei fiel der Vogt. Ein Hauptmann von 200 deutschen Kriegsknechten, Namens Vögelin, verabredete mit den Bürgern einen Angriff auf die Person Peter's von Hagenbach, welcher vollständig gelang. Unter dem Vorwand, Auszahlung des rückständigen Soldes zu fordern, fand sich der Hauptmann im Schlosse ein, auf ein gegebenes Zeichen mit der großen Pauke drangen die Bürger aus allen Gassen hervor, umringten den Landvogt und nahmen ihn sammt Johann Werner von Pforr, den er zum Schultheißen gemacht hatte, gefangen. Als die burgundischen Truppen herankamen, war alles vorüber, von Bürgern und Vögelin's Leuten angegriffen, wurden sie aus der Stadt vertrieben; gegen Hagenbach aber trat der Stadtrath mit schwerer Anklage auf Leib und Leben hervor, und im raschen Prozeß ward er zum Tode verurtheilt. Acht Henker stritten um das traurige Vorrecht, ihm den Kopf abzuschlagen. In das Osterlied: „Christ ist erstanden“, mischte sich die Freude über seinen Fall: „Der Landvogt ist gefangen, des sollen wir froh sein, Sigmund soll unser Trost sein Kyrie eleison.“

In der That aber war weder vom Kaiser noch vom Herzog Sigmund von Oesterreich irgend ein Einfluß genommen, um die Ereignisse abzuwenden, welche das unglückliche Elsaß durch ihre schmähliche Verpfändung ertragen mußte. Auch als Herzog Karl von Burgund mit neuer gewaltiger Macht die Schweizer mit Krieg überzog und von Besançon her erst die schwäbischen Gebiete unterwerfen wollte, um endlich auch im Elsaß dauernde Herrschaft zu gewinnen, war es wieder nur die eigene Kraft, mit welcher die tapfern Länder den fremden Bedränger schlugen.

Ganz genau wie zwei Jahrhunderte später Ludwig XIV. durch Reunionskammern elsässisches Gebiet einzog, so hat auch durch Gerichtsurtheil des hochburgundischen Parlaments Karl der Kühne die Grafschaft Mümpelgard als sein Lehen gefordert. Von da sollte eine Reihe von Eroberungen ihre strategische Basis erhalten. Da vereinigten sich Reichsstädte und Schweizer Eidgenossen mit aller Macht, dem Herzoge zu widerstehen. Von Colmar, Schlettstadt, Mülhausen, Straßburg, wie von Bern und Solothurn, zogen die Streiter zum Kampfe aus. Aber erst in mehreren Feldzügen ist es gelungen, die gewaltige Macht des Burgunders zu brechen.

Schon erhob sich auch Lothringen gegen Karl den Kühnen, aber Herzog Renatus wurde besiegt, verlor sein Land und mußte flüchtig in der Schweiz und im Elsaß Bundesgenossen suchen. Als hierauf die große Coalition gegen Karl den Kühnen unter allen unabhängigen Reichsgliedern des westlichen Deutschlands sich bildete, an welcher auch der Herzog von Tirol und Vorarlberg Theil zu nehmen gezwungen war, stellten die elsässichen Städte zahlreiche Truppen ins Feld. Die Straßburger standen am 2. März 1476 bei Granson im Hintertreffen, mit der Aufgabe, das kämpfende Heer gegen einen Hinterhalt des Herzogs Karl zu decken. Elsässer fochten bei Murten am 9. Juni in den vordersten Reihen und zu der Schlacht bei Nanzig, im Januar 1477, wo Karl der Kühne den Tod fand, hatte Straßburg ein Contingent von 500 Reitern gestellt. Das burgundische Reich, für welches Karl eine Königskrone verlangte, fiel hier in Trümmer und die Erbschaft mußte der Gemal seiner Tochter Maria, Maximilian, ohne die Hoffnung übernehmen, die stolzen Gemeinden der Schweiz und die freien Reichsstände des Elsaß unter burgundisches oder habsburgisches Szepter jemals zu beugen.

Achtes Kapitel.

Kaiser Maximilian's Zeit und der Bauernkrieg.

Man stellt sich gerne vor, es wären ausschließlich die Herren und Ritter gewesen, welche in dem fehdereichen Mittelalter die deutschen Gauen beunruhigt hätten, aber auch die Städte beherbergten unruhige Elemente genug, immer bereit, den Frieden zu stören; und mancher kleine Krieg war entstanden, weil die steifen Rathsherren dem Drange einer kriegslustigen Volksbewegung nicht widerstehen konnten. Da zogen die Zünfte mit ihren Fahnen hinaus, der Schützenmeister mußte die Kanonen der Stadt herbeischaffen und dann ging es lustig zur Belagerung von Burgen, deren Herren oftmals zwar durch schwere Schädigung, nicht viel seltener aber auch blos durch eine unvorsichtige Rede den Zorn des beweglichen Volks in der Stadt erregt hatten. Besonders seit dem Aufkommen der schweren Geschütze, denen die Burgmauern nicht mehr zu trotzen vermochten, steigerte sich die Kampflust der Bürger, denn alle diese wohlhabenden Städte hatten ihre tüchtige Artillerie, während ein Ritter schon sehr reich sein mußte, wenn er eine Anzahl von guten Büchsen seinen Leuten zur Vertheidigung geben wollte. Welch' unerschöpflicher Quell von Streit und Kampflust sprudelte in diesen stets sich erneuenden Zünften; da haben die Bäcker in Straßburg ihren Tanzsaal mit großen Bildern von dem Kriegszug und der Zerstörung der überaus festen Burg von Wasselnheim schmücken

lassen. Unter vielen andern Sprüchen war da zu lesen: „Schießen und Werfen laßt euch nicht dauern, wir wollen brechen Thurm und Mauern.“ Die Herren von der Thann, die Besitzer von Wasselnheim, hatten der Stadt kein Leid zugefügt, sie wurden 1448 lediglich angegriffen, weil sie Wasselnheim von jenem Finstingen zu Lehen hatten, der im Armagnacen Krieg die schmähliche Rolle des Verräthers spielte. Noch aggressiver war das Vorgehen der Städte, als im Jahre 1468 der Pfalzgraf vom Rhein mit dem Weißenburger Abt in Streit gerieth und hierauf nicht blos die Weißenburger, sondern auch die übrigen Reichsstädte zu Straßburg sich verschworen, gegen die Pfalzgrafschaft Partei zu nehmen. Wie einst im alten Rom die vorwärtsdrängende Plebs mit stets neuer Unternehmungslust Krieg auf Krieg beschloß, so hat das Regiment der Zünfte des 15. Jahrhunderts die Fehdelust vermehrt.

Das ganze Reich bedurfte Frieden, Deutschland einer Gewalt, die Recht und Ruhe zu schaffen vermochte. Ein starkes Gericht und einen starken Arm haben die Stände gesucht, als sie den Maximilian zum Kaiser wählten. Und in der That, es schien, als ob das alte Reich noch einmal sich neu gestalten sollte. Wer hätte nicht von jenem Reichstag von Worms gehört, wo man den allgemeinen ewigen Landfrieden verkündigte, wo ein höchstes Gericht geschaffen wurde, das allen Krieg und alle Fehde für immer beseitigen und jeden Streit vor seinen Schranken schlichten sollte (1495).

Die Städte selbst nahmen auf diesem Reichstag eine noch nie erreichte Stellung ein. Maximilian I. war ein Freund der Städte. Für die im Elsaß hatte er als ihr doppelter Nachbar doppelte Neigungen. Als Herr und Vormund seines Sohnes in den Niederlanden, und zugleich als Landgraf vom Elsaß, berührten sich seine Hausangelegenheiten in der mannigfachsten Weise mit den Reichsstädten und Ständen des Elsaß. Anfänglich hatte man in Straßburg ein gewisses Mistrauen gegen den habsburgischen Glückspilz, der mit der schönen Maria das herrliche Land von Burgund und zugleich die reichen Provinzen der Niederlande erworben, und im

Jahre 1492 wäre es nahezu mitten in der Predigt, welche Geiler von Kaisersberg im Dome hielt, zu offenem Kampf zwischen Maximilian's Landsknechten und den Bürgern gekommen, wenn nicht die Stadtvorsprecher, von Maximilian's guten Gesinnungen gegen die Stadt überzeugt, die Ruhe erhalten hätten. Aber seitdem hielt sich der Kaiser oftmals bei seinen Straßburgern auf und war beliebt, wie keiner seiner Vorgänger seit Karl IV. In dem bairischen Erbfolgekrieg, wo Maximilian die Pfalzgrafen vom Rhein in die Acht gethan hatte, wurde er von Straßburg mit Geschütz und Mannschaft unterstützt, dann nahm er im Frieden den Pfalzgrafen die Landvogtei von Niederelsaß ab, und vereinigte sie mit der Landgrafschaft in seinem Hause. Nur mit den endlosen Forderungen, die das bedürftige Reichsoberhaupt an die guten Städte des Elsaß stellte, wollten die Bürger sich nicht befreunden. Aber der Kaiser war immer geneigt, den Vorstellungen des Stadtraths Gehör zu geben, erließ die Hälfte seiner Steuern, freilich nur, um das nächstemal desto sicherer das Doppelte zu begehren.

Der Verkehr dieser elsässischen Bürgerschaften mit dem Kaiser erinnert noch einmal an die staufischen Zeiten, wo Schwaben und Elsaß recht als die kaiserlichen Länder gegolten haben. Aber während die Schweizer Gebiete soeben mit Maximilian um ihre völlige Losreißung kämpften, schloß sich das Elsaß mit warmer Gesinnung an die Person des Kaisers, der immer durch neue Besuche die Straßburger besonders entzückte. Das eine Mal brachte er die fünfzig Centner schwere „geklockte" Büchse, die Appenzellerin, dem staunenden Volk zum Geschenk, das andere Mal machte er selbst den Schützenmeister bei den Proben mit den neuen Kanonen, dem Strauß und dem Löwen, welche die Stadt hat verfertigen lassen. Wie sehr hat er die heitere Theilnahme der Metzer Bürger erregt, da er mit seinem Hofnarren allein zu Tische saß, und Trompeter mit zwei sonst nie gesehenen Pauken die Musik dazu machten. Die zahlreichen Besuche des Kaisers verzeichneten die Bürger von Straßburg sorgfältig in Tagebüchern und Hauschroniken. Auch war er

persönlich anwesend, als Bischof Wilhelm 1507 die Weihe erhielt. Selbst bei dieser Gelegenheit vermochte das gute Verhältnis zu den Bürgern dauernd doch nicht getrübt zu werden, als es zwischen dem Hofgesinde und der Gärtnerzunft zu schwerer Schlägerei kam und des Kaisers Beamte von Bürgern als „mitgeloffene Finanzer" ehrenrührig beschimpft wurden. Anfangs wollte der Kaiser die schwere Beleidigung nicht ohne ernste Genugthuung dulden und verklagte die Stadt bei dem schwäbischen Bundesgericht wegen Ehrenbeleidigung seiner Getreuen, bald ließ er sich aber wieder besänftigen und so erhielten sich bis zu Maximilian's Tod diese schönen Beziehungen und gingen sogar noch auf den neuen Kaiser Karl V., den Herrn der Niederlande und mächtigen König von Spanien, theilweise über.

Aber wenn es ein Element in den Städten gab, welches den Frieden des Reichs nicht selten bedrohte, so machten in der Masse der Bevölkerung schon in Maximilian's Zeit bereits Gährungen der wunderbarsten Art sich geltend. Man kennt die Klagen des Bauersmannes, der immer gleich gedrückt war, mochte er den Burgenbesitzenden Edeln, oder den frommen und wohlbehäbigen Abt, oder den staatsklugen Bischof, oder auch den wohlweisen Stadtrath als Grundherrschaft anerkennen. Die Bauerschaften des ganzen westlichen Europa haben in endlosen Kämpfen durch das ganze Mittelalter hindurch die heftigsten und fast immer die grausamsten Erschütterungen hervorgebracht. Schon die Bauern des 10. Jahrhunderts haben in der Normandie gegen die Verkümmerung des freien Nießbrauchs von Forst und Wasser ihre Fäuste erhoben. Mit dem gerechten Zorn über Frohndienst und Leibeigenschaft verbanden sich schon damals die Trugbilder eines ländlichen Comunismus in Bezug auf Bodenbesitz und Grundeigenthum und die schwärmerischen Ideen eines Gottesreiches: so bei den Bauern in Jütland und Schonen im 11., bei den armen Hirten der Picardie, den Pastoureaux, im 13. Jahrhundert. Die Jacquerie in Frankreich und die englischen Bauern im 14. Jahrhundert führen Krieg

gegen fremdes Gut und Eigenthum. Nur in einigen glücklichen Erscheinungen finden wir eine sorgfältige Grenze eingehalten zwischen den Ansprüchen persönlicher Freiheit, welche die Bauern mit Grund erhoben, und den Thorheiten communistischer und religiöser Bestrebungen. Die Stedinger haben an der Nordsee den Heldenkampf um ihre persönliche Freiheit geführt, und ihre Verketzerung wurde von jeher als eine Lüge der römischen Kirche betrachtet. Die Gemeinden in den Niederlanden, und voran die Friesen, haben widerholt ebenso wie die Waldstätte Uri, Schwiz und Unterwalden nichts als persönliche Freiheit und persönliches Recht auf ihre Banner geschrieben, unter denen die letztern siegreich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeschritten sind. Es war drückend, die schwäbischen und elsässischen Bauern in schwerem Frohndienst arbeiten zu sehen, während der benachbarte schweizer Landmann Herr war auf seinem Grund, persönlich frei, und in Abgaben oder Leistungen an Kirchen oder Herren nur nach klarem Recht besteuert werden konnte. Es erklärt sich leicht, daß von diesen schweizer Bauern eine Art Evangelium sozialer Stellung durch That und Beispiel über alle Bauerschaft hin sich verbreiten mußte. Wie im Norden die Käsebrödter 1491, die Dithmarsen 1500 das Beispiel der freien Friesen nachbildeten und ihre Freiheit hier gegen die Dänen, dort gegen Holland behaupteten, so erhob sich auch in Schwaben und Elsaß der Ruf der freien Bauerschaft der Schweiz seit dem Ende des 15. Jahrhunderts lauter und lauter und wurde um so drohender, je fester und versteinerter die Gewalten dastanden, welche sich dem Freiheitsdrang der Bauern entgegenstellten, und je mehr die Wege zu ihrem Ziele durch heimliche Verschwörung, finstere Rachepläne und religiösen Schwarmgeist alsbald gleichsam aufgelockert wurden.

Nichts ist bezeichnender für den lang und schwer ertragenen Druck, den im Elsaß der unfreie Mann ertrug, als die dramatische Geschichte, die uns aus dem dritten Viertel des 15. Jahrhunderts unter dem Namen des Buchsweiler Weiberkriegs bekannt ist. Es war Herr Jakob von Lichtenberg mit dem Bart, der nach seinem

Schloß Buchsweiler die schöne Bärbel brachte, und Anlaß gab zum Aufstand seiner Dienstleute. Denn die schöne Bärbel misbrauchte die Liebesgunst ihres Herrn wie je ein Weib und ließ die Bauern frohnen und die Weiber spinnen, und sie mußten ihr Lein säen und Lichter machen und von sämmtlichen Kühen von Buchsweiler täglich die Sahne senden. Wie von den sagenhaften Vögten des Königs Albrecht in der Schweiz galt auch von ihr der Leumund unnatürlicher Gelüste, neben schnödem Misbrauch der Gewalt; sie habe ihre Söldlinge zu den säugenden Müttern geschickt und deren Milch begehrt; wer sich weigerte, wurde in den Thurm gesetzt. Als sie nun abermals einen Frohntag geboten hatte, und die gedrückten Leute die Ungebühr nicht länger duldeten, zogen sie aus und führten Klage bei Jakob's Bruder Ludwig. Da hieß die Bärbel ihren Knechten, sie möchten die zurückgebliebenen Weiber und Kinder von Haus und Hof vertreiben; wollten die Männer nicht frohnen, so sollten auch die Weiber nicht bleiben; aber die Weiber hatten sich gewaffnet, die Einen mit Bratspieß, die Andern mit Heugabeln, und trieben das böse Weib mit ihren Helfern in die Burg zurück. Erst als Jakob's Bruder Ludwig mit Gefolge herbeikam, wurde Ruhe gestiftet, die schöne Bärbel aber mußte nach Hagenau fort von den Gütern ihres Geliebten. Nach dessen Tode entging sie dem traurigen Schicksal zahlloser Frauen früherer Zeiten nicht, deren zweifelhafte Existenz dem Aberglauben als Hexenwerk und dann dem Richter als todeswürdiges Verbrechen galt. So starb sie als Zauberin; aber das Loos jener Leute ward schwerlich verbessert.

Die Jahrbücher melden von mehrfachen Widersetzlichkeiten gegen die Grundherren und Klöster. Aber man würde sehr irren, wenn man dächte, daß lediglich der Bauerstand an der Bewegung Theil nahm. Alles was mit den sozialen Zuständen unzufrieden war, befand sich in einem revolutionären Bund, der alsbald greifbare Gestalt erlangte. Um Schlettstadt traten Bauern und städtische Leute 1493 zu einer geheimen Gesellschaft zusammen. Es waren Männer aus Sulz, Dambach, Scherweiler und vielen andern Orten,

die nächtlicher Weile ihre Zusammenkünfte am Ungersberg hielten. Kein geringerer, als Hans Ulmann, der Bürgermeister von Schlettstadt, stand an ihrer Spitze; auf ihre Fahne hatten sie den Bundschuh gemalt, wie ihn die Bauern trugen. Man hatte die Absicht, Schlettstadt zu überrumpeln, in dieser Stadt die Gewalt an sich zu bringen und von da die misvergnügten Bauerschaften zu organisiren, auch mit den Schweizern sich zu verbinden. Die weitestgehenden Pläne wurden gehegt. Unter den furchtbarsten Eidschwüren mußten die Theilnehmer am Bunde Treue und Verschwiegenheit geloben. Die Ziele, die man verfolgte, waren nicht allen gleichermaßen bekannt, aber sie erstreckten sich ebensosehr auf die Abstellung der Lasten und Frohnden der Bauern, wie auf die Beseitigung von Zöllen und Steuern der Bürger. Wenn aber noch ein Zweifel sein könnte, daß hier auch tiefere geistige Kräfte wirkten, so würde er beseitigt durch die klare Forderung der Abschaffung der geistlichen und rothwelschen, d. h. der neueren von Juristen geführten Gerichte. Eine merkwürdige Erscheinung fürwahr, daß es eben wieder elsässische Männer waren, die für das altgermanische Gericht in die Schranken traten und den Kampf gegen die neue juristische Gelehrsamkeit, gegen die neuen Gesetzbücher und Strafprocesse begannen. Schon sprach man davon, daß man die Juden tödten und ihre Güter theilen müsse. Die Geistlichen sollten nicht mehr als eine Pfründe haben; auch die Beichte wollte der Bundschuh beseitigen.

Es war eine sehr weit verzweigte Verschwörung. Sie wurde erdrückt, aber der Bundschuh blieb immer die Fahne des Schreckens, unter welcher die Bauern sich noch durch Jahrzehnte geeinigt haben. Welche Mühe hat es zuweilen noch 20 Jahre später verschworenen Bauern bereitet, einen armen Maler durch List oder Geld zu bestechen, daß er das verpönte Zeichen auf Leinwand malte. Jedermann wußte im ganzen Reich, was der Bundschuh zu bedeuten hatte, den man zu Schlettstadt zuerst auf die Fahne gesteckt hat. Eben diese Verbreitung der Sache bewirkte, daß man in Schlettstadt sich vorsah, und den Ausbruch des Aufstandes verhinderte. Anfäng-

lich wollte man nicht daran glauben, daß Ulmann in die Sache verwickelt sei, durch seine Flucht erst machte er seine Schuld offenbar und wurde zu Basel gefangen und lebendig geviertheilt. Viele andere Opfer fielen dem Henker anheim. Von mehreren erzählte die Geschichte gleichlautend dasselbe, wie sie sämmtlich gestorben seien mit fester Zuversicht auf den Fortgang des Bundschuhs. Maximilian selbst nahm die Sache sehr ernst und schloß einen Bund mit Fürsten und Städten, damit man sich hilfreiche Hand leiste, wenn der böse Geist noch einmal erwachte.

Aber die Gährung wuchs. Unter den niedern Bürgern der Städte und den mishandelten Bauern des Landes bestand in Bezug auf Klöster und Geistliche eine unverkennbare Gesinnungsverwandtschaft. Besonders gegen die reichen Prälaten richtete sich der Haß der armen Volksklassen. Nicht blos im Elsaß, auch über dem Rhein hatte die Bewegung Stütze und Nahrung gefunden. Bei Bruchsal, im Bisthum Speier, wurde der Plan einer allgemeinen Erhebung der Bauern 1505 entworfen und man rechnete 7000 Männer im Bunde. In Schlettstadt tagte die Commission, welche die Mittel berieth, wie man die Empörer bestrafen und unschädlich machen könne; aber acht Jahre später trat einer der alten Führer, Joß Fritz, der der Strafe entgangen war, viel gewaltiger noch im Breisgau auf und verbreitete diesseits und jenseits des Rheins seine gefährliche Lehre. Wir sind über die Entwickelung und Thätigkeit dieses Mannes etwas genauer unterrichtet; nicht ohne großes Agitationsgeschick wußte er die Leute in seine Bahnen zu zwingen. Neben ihm waren in andern Gegenden andere zum Theil wilde Gesellen, wie der Gugelbastian, aufgestanden, und der arme Konrad in Würtemberg genoß einen so verbreiteten Ruf, daß sich eine große Anzahl von geheimen Bünden nach ihm benannte.

Es waren Vorboten der allgemeinen Erhebung. Die elsässischen Stadtregierungen, und vor allem Straßburg, verfolgten mit Spannung die immer weiter greifende Gährung. Häufige Warnungen waren von Freiburg und von der österreichischen Regierung aus Ensisheim

dem Stadtrath von Straßburg zugekommen. Noch ängstlicher blickten Grundherren und Klöster in die Zukunft.

In diesem Augenblicke traf nun die kirchliche Bewegung, welche von Wittenberg ausging, zündend mit den sozialen Forderungen der großen Massen zusammen. In allen den südlichen und westlichen Ländern Deutschlands, wo der gemeine Mann seit Jahren dumpfen Haß gegen die herrschenden Klassen brütete, legte das Evangelium einen gefährlichen Keim in den von wildesten Leidenschaften bereits vollständig durchwühlten Boden. Wer weiß nicht, welche Noth die frommen Kämpfer der Reform mit den Schwärmern, den Schwarmgeistern, hatten, die sich an ihre Sätze so wenig, wie an die Gebote Rom's hielten, die den eigenen individuellen Eingebungen als Offenbarungen Gottes folgten, wie Thomas Münzer, der da sagte, er müßte Gottes spotten, wenn er nicht mit ihm redete, wie mit Abraham und andern Propheten, und der in offener Predigt aufrief zu Thaten der Gewalt. „Sieh zu, sagte er, die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei, das sind unsere Fürsten und Herren, nehmen alle Creaturen zum Eigenthum; die Fisch im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden muß alles ihr sein.“ Als die Bauern im Hegau aufstanden, war Münzer unter ihnen.

Eine ebenso eingreifende, gewaltsame Natur war der frühere Professor zu Ingolstadt Balthasar Hubmaier, aber er war systematischer, wenn man will, doctrinärer als Münzer. Hubmaier hat in der österreichischen Stadt Waldshut das Hauptquartier seiner widertäuferischen Lehre aufgeschlagen; politische, soziale und religiöse Fragen waren fortan zu einem unentwirrbaren Knoten geschürzt. Am 1. Januar 1525 brach auf den Gütern des Abtes von Kempten der Aufstand aus. Zu den Bauern gesellten sich die Bürger der Stadt, das Kloster wurde zerstört und der Abt gefangen, die Mönche vertrieben oder getödtet. So begann die Revolution, die sich an tausend Orten unter den bis in die kleinsten Details ähnlichen Erscheinungen wiederholt hat. Alle äußeren Umstände dieser Erhebung blieben sich im ganzen deutschen Reiche so völlig gleich, daß man die

strengste Organisation der Massen schwerlich zu verkennen vermag.

Vom Elsaß war der Bundschuh ausgegangen, er hat in heimlichen Verschwörungen unter verschiedenen Formen seinen Weg durch halb Deutschland gemacht; die Wogen des Meeres brausten nun zurück, welches er aufgeregt hat. In wenigen geschichtlichen Ereignissen des Elsaß drückt sich so sehr das innere Zusammenleben des Volkes mit seinen deutschen Nachbarstämmen aus, wie in der Revolution des sechszehnten Jahrhunderts. Während der Bauernkrieg an der französischen Grenze halt macht, ist Anfang und Endpunkt desselben gerade im Elsaß zu suchen. Wir werden noch kennen lernen, welche wechselnden Einflüsse französischer und deutscher Reformation das geistige und kirchliche Leben der Zeit im Elsaß erfahren hat, in diesen elementaren Erscheinungen der großen Massen dagegen waltet ausschließlich der böse Geist deutscher Nation. Dieser gerechte Aufschrei unterdrückter Freiheit, der aber sofort mit titanischer Kraft jedes edlere Maß überschreitet, sofort zur blinden Naturgewalt wird, und in träumerischer Fiebergluth dennoch der religiösen Erhebung und des himmlischen Reiches nicht entbehren kann — in diesem Aeußersten menschlich sozialer Verirrung zeigt sich der elsässische Bauer nun in der nackten Wahrheit seiner germanischen Natur, wie der überm Rhein in Schwaben und Thüringen.

Es waren Geistliche, welche von der Lehre Thomas Münzer's und Hubmaier's eifrigen Gebrauch unter dem Landvolk machten. Einer, Namens Johannes Berner, predigte im Sundgau mit großem Erfolg; auf den Herrschaften der österreichischen Landvogtei fanden gleich im Anfang des Jahres 1525 die ersten Zusammenrottungen statt. In Ensisheim traf die Regierung alle Anstalten zur Vertheidigung der Stadt; und als man die Bauern aufforderte auseinander zu gehen, antworteten sie rund: „Man drückt uns zu hart, wir wollen selbst Meister sein und ohne Herrschaft leben.“ Sie wußten, daß es auch in den Städten Leute gab, die zu ihnen hielten. In Mülhausen erhoben sich schon früher Bürger gegen Geistlichkeit

und Klöster, ein Theil des Volkes erwartete sehnsüchtig die Bauern, welche das wahre Evangelium angenommen hätten. In Wort und Liedern richtete man sich gegen den Adel und die reichen Leute, welche auf stolzen Hengsten reiten und im Uebermuth daher gefahren kommen, „das Gut der Armen ohn' Unterlaß verzehren". „Der Arme bleibt doch ungespeist", heißt es in einem Lied, „soll das evangelisch sein?" —

Man sieht schon, der Aufstand hatte einen weit umfassenderen Charakter angenommen, als jener war, den der Bundschuh vom Jahre 1493 als Ziel der Bewegung bezeichnete.

Die Bauern waren gut geführt. Sie wollten sich, wie schon der Bundschuh beabsichtigte, vor allem in den Besitz der Städte setzen und dann mit vereinter Macht die Herrschaften und Fürsten angreifen. Die Mittel zum Krieg mußten die Klöster liefern, welche vollständig ausgeplündert und dann verbrannt zu werden pflegten Vergeblich hatte der Rath von Straßburg sich an die Wüthenden gewendet, um wenigstens für einige Pflegebefohlene, wie etwa die Aebtissin von Andlau, Schonung zu erhalten. In zahllosen Schaaren sah man die Mönche und Nonnen die einsamen Wege über das Gebirge nach Lothringen aufsuchen, um in Nanzig Rettung und Schutz zu finden. Im April standen im obern Elsaß an 13,000 bewaffnete Bauern zu einer Armee vereinigt unter der Führung von zehn Hauptleuten; zum Obrist hatten sie Wolf Wagner von Rhinau gewählt. Wenn sie an die Städte kamen, ließen sie Aufforderung ergehn, sich den Bauern anzuschließen und die Thore zu öffnen, oder sie luden sich wohl zum Abendimbiß ein, wie zu Reichenweiher oder zu Ebersheimünster. Am 18. Mai ümlagerten zahlreiche Bauernschaaren Kaisersberg, während andere aus dem Oberelsaß Zabern umzingelt und eingenommen hatten. An der Spitze der letzteren standen der gewaltige Erasmus Gerber, Ittel Jörg und Peter von Nordheim. Sie waren fast gleichzeitig, wie die Bauern im Sundgau aufgestanden, und um St. Leonhard und am Ottilienberg hatte ein widertäuferischer Prediger, Clemens Seich, ihre Schaaren zu entflammen gewußt. Als

sie vor Zabern gerückt waren, weigerte der Rath sich nach Kräften die Thore zu öffnen, aber Einverständnis mit dem Pöbel der Stadt nöthigte zur Capitulation. Schon waren einzelne Schaaren in lothringisches Gebiet eingebrochen, in ganz Elsaß war keine Macht stark genug, den Bauern Widerstand zu leisten. Der Bischof von Straßburg und der Stadtrath suchten versöhnende Schritte, auch einzelne Gutsherrn hatten vermittelnde Vorschläge gemacht. Herr Nikolaus Ziegeler von Ziegelberg kam mit dem Antrag zu seinen Bauern, er wolle freiwillig Zins und Gülten verringern, und alle billigen Forderungen sonst gewähren, wenn sie sich ruhig halten wollten, allein die Bauern verlangten unbedingte Annahme der Artikel, die sie aufgestellt hatten. Waren einzelne Haufen geneigt, da und dort nachzugeben, so war der Terrorismus doch zu weit vorgeschritten, um ein friedliches Ende zu finden. Schwankte ja doch selbst in den Reichsstädten die Gesinnung der Bürger unstet hin und her und war in Weißenburg das Außerordentliche geschehn, daß die Bauern Herrn der Stadt wurden. Denn die alte große und reiche Abtei, der Stolz des elsässischen Landes in den ältesten Zeiten seiner Cultur war ganz besonders ein Gegenstand des Hasses der neuen Secten geworden. „Sollen wir", sagten die Bürger von Weißenburg, „uns von den Bauern um Gut und Leben bringen lassen, um den Abt zu schützen, der uns selbst bedrückt und beschwert?" Und so sehr auch der Stadtrath und der bessere Theil der Bürger Einhalt gebot, die Stadt fiel in die Hände der Bauern und die Abtei in Trümmer.

Unter den Grundsätzen der Bauern war auch der, daß kein Unterschied zwischen Reichs- und anderen Städten sein sollte, sie stritten gegen die Vorrechte jeglichen Standes. In dieser Noth stand Straßburg allein, wie die Königin der Städte, unerschüttert im Innern, der Revolution gegenüber. Nicht fehlte es an Versuchen, zum Theil von geschickten Händen, die Brandfackel des Zwistes auch in dieses Gemeinwesen zu werfen. Die Führer der Straßburger Kirchenreform, von denen noch viel zu erzählen sein wird, die Butzer, Kapito, Hedio genossen eines weithin reichenden Rufes. Den Pre-

digern der Bauern schien es nothwendig, diesen Männern den literarischen Handschuh zuzuwerfen. Wie Münzer „wider das geistlose sanftlebende Fleisch zu Wittenberg" geschrieben und getobt hatte, so haben auch die Prediger der Bauern nach Straßburg geschrieben, daß sie bereit seien, das wahre Wort Gottes zu verfechten, daß ihre Schaaren den christlichen Frieden und das Reich Gottes bringen wollen und werden. Da entschloß sich Butzer mit Erlaubniß des Raths in der That hinaus zu gehen zu den Bauern, um mit ihnen zu reden und sie zu belehren, aber sein evangelisches Wort von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit ging spurlos an tauben Ohren vorüber. Schon war der Hochmuth der Bauern von ihren Führern auf's äußerste gestachelt. Ließen sich doch die Weiber beim Marktverkauf in Straßburg vernehmen: „Nun werden wir bald selbst auf vornehmen Pantoffeln einhergehn." Und nicht ohne Grund schienen die Klagen der Meistersänger zu sein:

„Wo ich jetzt in der Welt umfahr,
So nimm ich allermeiste wahr
Der Hoffahrt von den Bauern."

Als Erasmus Gerber mit seinem Haufen vor Mutzig lag, erließ er im Tone kaiserlicher Proclamationen die Aufforderung, daß die Bürger zu den Bauern schwören sollten; als der Landvogt Freiherr von Mörsberg mit Friedensanerbietungen kam, ließ ihn Gerber nicht einmal vor, und in noch schnöderer Weise wurde die Gesandtschaft abgefertigt, welche mit dem Ammeister Martin Herlin und den Räthen des Landgrafen aus Straßburg zu ihnen kam. Die Bauernhäupter, so ließ man sagen, säßen jetzt zu Tische, die Gesandtschaft möge nur auf den in der Nähe liegenden Holzblöcken warten. Dann endlich vorgelassen, erhielt sie schließlich den Bescheid: „Die Bauern hätten nun lange genug in Unterdrückung geschmachtet und wollten ihre Frohne, Zinse und Gülten los sein. Auch wüßten sie besser, was ihnen nützlich wäre, als die von Straßburg, die sich nur wieder nach Haus begeben könnten."

Der volle Höhestand des revolutionären Wahnsinns war erreicht.

Höher und höher stieg bei den Führern die Verblendung, recht unmittelbar vor dem gähnenden Abgrund, und immer wüster und wüster löste das Volk jede Schranke der Ordnung und Sitte. „Sie hatten ganz und gar keine Ruh, trugen den Wein in Fässern zu. Der Wein macht sie allesammt rasen." So entrollten uns die Geschichtschreiber der Bauern-Bewegung das Bild ihres immer tieferen Verfalls. Längst waren die zwölf Artikel der Bauern, welche in Thüringen oder Franken entstanden und auch nach Elsaß hinüber getragen worden waren, ein bloßes Blatt Papier, im schreienden Widerspruch mit allem, was wirklich geschah und gethan wurde. Die Artikel selbst waren mannigfach abgeändert und im Elsaß, wie es scheint, in einer Form beschworen worden, die in manchen Punkten weitergehende Forderungen enthielt, als in ihrer ersten und echten Fassung. Ihrem Ursprunge nach waren die zwölf Artikel der Bauern die Grundrechte der Revolution, mit den Menschenrechten zu vergleichen, welche 250 Jahre später in Paris verkündigt worden sind. Von denselben theoretisch hohen Gesichtspunkten getragen, fordern sie nichts, was nicht zum großen Theile heut verwirklicht wäre. Aber wenn die französische Revolution, von großen Geistern durchgeführt, auf blutgetränktem Boden die Keime eines neuen sozialen Lebens emporschießen sah, so hat der Aufruhr des 16. Jahrhunderts nur Tod verbreitet. Wie der Anfang des Bauernkrieges nichts als roheste Gewaltthat war, so war auch sein Ende nichts als ein Act der Rache, ein ruhmloser Sieg der staatlichen Ordnung ohne innere Heilung.

Nachdem Bischof und Stadtrath von Straßburg und der Landvogt alle Versuche, die Ordnung durch Vermittlung herzustellen, für gescheitert ansahen, wandten sie sich an Herzog Anton von Lothringen. Dieser und seine Brüder, Claudius von Guise, Ludwig von Vaudemont und die Ritterschaft von Lothringen fanden hier Gelegenheit, zum ersten Male das Schwert des Katholicismus zum furchtbaren Ausrottungskriege zu schwingen gegen die Ketzerei der neuen Zeit. Mit andächtiger Gewissenhaftigkeit und nicht um irdischen Lohn hat Herzog Anton das Amt des furchtbaren Richters

übernommen. Unter seinen Landsknechten fanden sich Leute aus aller Herren Länder, auch Albanesen und Stradioten. Die Bauern hatten ihre Stellung in Zabern nach Möglichkeit befestigt. Die Stadt mit den umliegenden Dörfern und Verschanzungen bildete ein großes Lager, wo 30,000 Mann mit Waffen aller Art und auch mit Kanonen versehen, den Entscheidungskampf erwarteten. Am 15. Mai rückten die Lothringer von Sarburg gegen Zabern vor. Am 16. trafen die ersten lothringischen Reiter bei Lupfstein auf eine große Schaar von Bauern, bald kam es hier zum Handgemenge, in welchem die Lothringer mit immer größeren Massen die tapferen Vertheidiger erst aus ihrem Lager, dann aus dem Dorfe vertrieben, bis der Kampf zwischen den Mauern des Kirchhofs und der Kirche sein blutiges Ende nahm. Was da nicht erschlagen wurde, fand seinen Tod in den Flammen des Dorfes. Darauf zog der Herzog unbehelligt gegen Zabern. Wiewol die Bauern des Kriegshandwerks nicht unkundig waren, so war es doch nicht ihre Sache, eine Stadt zweckmäßig zu vertheidigen. Als der Herzog seine Mörser gegen die Mauern richtete, und rasch das Zerstörungswerk begann, nahmen die Bauern gern die dargebotene Gunst freien Abzugs und gänzlicher Vergebung an. Am 19. Mai sollte der Ausmarsch der Bauern waffenlos erfolgen; die Lothringer standen in langer Reihe zu beiden Seiten vom Stadtthor an bis an ihre Lager. Da entstand ein Streit zwischen einem Landsknecht und einem der Bauern, die vorbeizogen, und sofort fiel unter den Landsknechten ein verhängnisvolles Wort: „Schlagt drauf, es ist uns erlaubt.“ Die Bauern, die sich verrathen sahn, riefen nach Waffen, wollten zur Stadt zurück, um ihre Hellebarden zu holen, aber die geldrischen und lothringischen Landsknechte stürzten wüthend über die Wehrlosen her und bald ist das Thor durch die Leichen gesperrt. Ein furchtbares Gemetzel war geschehn. 18,000 Bauern, versichern einige Berichte, seien erschlagen worden. Erasmus Gerber war in das Schloß geflüchtet und dort gefangen worden. Am Abend stand er an einem Weidenbaum gebunden, den Strick um den Hals, unweit des herzoglichen

Lagers. Aber die Leidenschaft war nicht aus seiner Seele gewichen. Er erzählte von seinen Plänen, von seiner Religion und von der Rache, die er über seine Gefangenwärter verhängen wollte, wenn es ihm gelungen wäre, zu entkommen. So litt er nachher den Tod, wie so viele andere, deren man habhaft wurde. Drei Tage aber nach dem Blutbad von Zabern zog Herzog Anton nach Scherweiler und besiegte den letzten Rest der Bauern in einem hartnäckigen Kampf. Die Revolution war besiegt, nur in Weißenburg fand noch ein kurzes Nachspiel der Bewegung statt, indem die Fürsten von der Pfalz und Trier den Abt zurückführten, den man dem Treiben der Bauern schutzlos preisgegeben hatte, und die Stadt in schwere Buße nahmen.

Wenn sich an die nun folgende grausame Wiederherstellung jener alten Ordnung, die von den Bauern umgestürzt worden war, nicht auch die völlige Ausrottung der kirchlichen Reform anknüpfte, und wenn die Lehre des Evangeliums, welche im Elsaß verbreitet war, nicht in das klägliche Ende der sozialen Revolution verstrickt zu werden vermochte, so ist auch dies jenem großen und erleuchteten bürgerlichen Wesen zu verdanken, das im Sturm der Zeit Widerstand geleistet, um desto sicherer die echte und wahre Freiheit des deutschen Geistes zu retten, und die Sache der neuen Kirche zu entwickeln. Straßburg und seine Reformatoren haben im Elsaß genau die Stellung bewahrt, die Wittenberg und Luther dem verderbendrohenden Aufruhr gegenüber einnahmen, welcher unter dem Schirm evangelischer Freiheit die Welt erschütterte. Dieselbe Klugheit und Mäßigung, welche an der Elbe die geordnete Staatsgewalt mit der Reformation versöhnte und befreundete, hat auch in Straßburg in noch viel schwierigeren Verhältnissen inmitten von hochkatholischen Mächten und Herren bewirkt, daß hier in den westlichen Marken des Reiches der protestantische deutsche Geist unausgerottet blieb, und zu eigenthümlicher, für ganz Deutschland selbst bedeutender Entwickelung kam. Mag uns dies Bild zunächst in seiner ganzen Tiefe beschäftigen.

Neuntes Kapitel.

Reformatorische Volksstimmungen.

Im fünfzehnten Jahrhundert ist das Elsaß nicht eben reich an litterarischen Erscheinungen. Die Männer, die von hier aus zuerst wieder bedeutend eingriffen in das geistige Leben Deutschlands, die Kaisersberg, Wimpheling, Brant, sind nicht früher als um die Mitte des Jahrhunderts geboren (Kaisersberg 1445, Wimpheling 1450, Brant 1458), und ihre Thätigkeit führt uns schon an die Schwelle der Reformation. Die Voraussetzungen der Reformation aber sind lange vorhanden, ehe die entscheidende That eintritt: einerseits die Verweltlichung der Kirche, andererseits das Kraftgefühl und die rege Kritik des Volkes.

Wenn wir uns die Kirchenlieder, Erbauungsschriften und biblischen Poesien eines Heinrich von Laufenberg oder Priester Liutwin zu Gemüthe führen, so fühlen wir uns nicht erhoben oder zur Andacht gestimmt. Ein merkwürdig weltlicher Athem weht uns daraus an. Heinrich von Laufenberg war der fruchtbarste geistliche Dichter und Prosaschriftsteller des fünfzehnten Jahrhunderts in deutscher Sprache. Er lebte zuerst als Weltpriester zu Freiburg im Breisgau und zog sich dann 1445 in das einst von Rulman Merswin gegründete Johanniterhaus zum grünen Wörth (s. o. S. 81) zurück. Aber die alte mystische Vertiefung in das Jenseits wohnt nicht mehr in diesen Räumen. Heinrich's zahlreiche Kirchenlieder klingen bei all ihrer

Anmuth und gefälligen Leichtigkeit der Form wie Volksballaden oder Schelmenliedchen, denen sie zum Theil wirklich nachgebildet sind.

Wollen wir noch einmal die alte Kirche in ihren edelsten Erzeugnissen, in ihrem schönsten Wirken auf Menschenherz und Menschenphantasie belauschen, so müssen wir uns an die Kunst halten und die stille Werkstatt zu Colmar aufsuchen, worin Martin Schongauer malte und seine Kupferplatten gravirte.

Martin Schongauer oder Martin Schön (geb. um 1420, gest. 1499) war unbedingt der größte deutsche Künstler des fünfzehnten Jahrhunderts. Er hat wie andere rheinische Maler jener Zeit von den Niederländern zu lernen gesucht und ist bei Rogier van der Weyden zu Brüssel in die Schule gegangen. Seine Farbe und ein gewisser Realismus der Formgebung zeigen, was er sich dort angeeignet. Aber den geistigen Gehalt, das Gefühl, hat er nach Brüssel schon mitgenommen und unversehrt von dort zurückgebracht.

Jene Mystik, die wir kennen, war in ein minnigliches Spiel mit dem Seelenbräutigam verlaufen, jene sanften Visionen und lieblichen Träume des frommen Herzens waren durch Gebete und Gedichte tief ins Volk gedrungen und auch dem deutschen Maler, insbesondere am Rhein, nicht fremd geblieben. Auch in ihm ging jener Same der göttlichen Liebe auf, und die paradisischen Seelenzustände heiliger Einfalt und idyllischer Schwärmerei reizten auch die malerische Phantasie. So finden wir in der Kölner Malerschule des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts eine Zartheit, eine Verklärung, eine überirdische Ergriffenheit, die ganz unbeschreiblich sind. Wie jene weltentrückten Gottesfreundinnen aussehen mochten in dem Augenblicke ihrer höchsten Verzückung, das können wir an den Bildern von Meister Wilhelm und Stephan Lochner studiren, an diesen Madonnen voll Andacht und Hoheit, die nicht mehr auf goldenen Himmelsstühlen thronen, wie in der altchristlichen Kunst, sondern sich menschlich nahe auf grünen Rasenbänken unter bunten Blumen niederlassen, in Anbetung des Heiligen ver-

sunken und wie von einem Abglanze des Himmelslichtes überströmt. Hinter ihnen blühen Rosenhecken, durch welche kleine Vögel zierlich schlüpfen, holde Engel spielen mit dem Christuskinde, holde Engel, die wie weiße Wölkchen um die Jungfrau schweben, jubiliren in den Lüften.

Dies ist die Stimmung, die uns auch bei Martin Schongauer noch entgegen tritt. Eine heilige Jungfrau im Rosenhag ist sein Hauptwerk. Und einen Zug tiefer Innigkeit und manchmal leiser Sehnsucht hat er der Gottesmutter stets geliehen. Ueberraschende Züge warmer menschlicher Empfindung verrathen überall das sinnige Gemüth. Aber freilich, jene Gottgelassenheit, jenes fromme Entzücken spricht sich nur in den Mienen, nur in den Köpfen aus. Hier ist der Meister auf seinem Felde. Da hat er Schönheitsgefühl und Formensinn, alles, was zu den höchsten Leistungen befähigt, aber das Nackte, Beine, Arme, Hände sind mager, unschön, die Bewegung oft verzeichnet. Es ist, als ob er den Körper gering geachtet hätte, um ganz sich in die Darstellung der Seele zu versenken. Aber nur im Milden und Heiligen ist er zu Hause. Die Frauen gelingen ihm vortrefflich. Das erhabene Dulden des Erlösers hat er ergreifend vorgeführt. Johannes am Fuße des Kreuzes ist ein rührendes Bild des Jünglingsschmerzes: er steht aufrecht, das Köpfchen leicht gesenkt, in dem starren Auge zittern Thränen, die rechte Hand faßt krampfhaft ins Gewand und wird von der Linken fest umklammert. Immer hat der Schmerz bei Schongauer etwas gemildertes und die Hände sind sehr ausdrucksvoll.

Er war eine weiche Natur, und alles, was er geschaffen, trägt den Charakter des Zerfließenden an sich. So fruchtbar seine Phantasie in der Bildung des Weiblichen, so unfruchtbar ist sie in der Darstellung des Männlichen. Er weiß nicht mannigfaltige lebenskräftige Individuen hinzustellen. Er verfällt in den gewöhnlichen Heiligentypus oder in jenen Typus der Scheuslichkeit, den die Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts für Pharisäer, Henkersknechte und andere Juden bereit hielt. Wo er einmal sich an's wirkliche Leben wagt und Genrebilder

versucht, liefert er als echter Idealist unwillkürlich Carricaturen. Und wo er ganz phantastische Regionen betritt, verliert er sich in's Maßlose und zeichnet Teufelsfratzen wie Höllenarabesken hin.

Schongauer, in Italien als Bel Martino berühmt, war allenthalben hochgeschätzt. Seine Gemälde sollen weitherum in's Ausland gegangen sein. Und noch bedeutender war er im Kupferstich, dem er zuerst eine große künstlerische Wirkung abgewann. Der junge Michelangelo hat es nicht verschmäht, seine Versuchung des Antonius mit der Feder zu copiren. Und sonst arbeitete man viel in seiner Art; mehrfach, besonders in Colmar, wurde nach seinen Stichen gemalt. Daneben bemerkt man gerade wie in Köln, daß die niederländische Manier immer mehr um sich greift. So wird es auch in Straßburg gewesen sein, wo der Maler Johann Hirtz berühmt war, der bereits die Landschaft ausgebildet haben soll.

Wie anders aber erscheint uns die Kunst, wenn wir ein paar Jahrzehende weiter gehen. Wenn wir z. B. die helldunklen Holzschnitte des Hans Wächtlin betrachten (der 1514 zu Straßburg das Bürgerrecht erhielt), seine nackten, kräftigen Gestalten, seine üppige mannigfaltige Vegetation, seine reiche, belebte Landschaft, seinen oft überladenen Renaissance-Schmuck, seine antiken Stoffe, wie Orpheus, Pyramus und Thisbe und ähnliche. Oder vollends wenn wir die üppigen breiten Figuren des Hans Baldung Grien neben die mageren ascetischen Körperformen Martin Schön's halten.

Dieser geniale Künstler war ein Schwabe, arbeitete lange in Freiburg und wurde 1533 bischöflicher Hofmaler in Straßburg, wo er 1545 starb. Man hält ihn für einen Schüler Dürer's, dessen Art er an den Oberrhein verpflanzt habe. Und ohne Zweifel hat er (gerade wie Hans Wächtlin auch) von Dürer viel gelernt, aber er ist ein Individuum für sich, das in der Großartigkeit des Styls, in der Breite der Formgebung, in der Liebe zum leidenschaftlich Bewegten an Michelangelo erinnert. Ungemeine Sicherheit der Technik, kühne, virtuose Mache; Kenntnis der Natur, völlige Beherrschung der Ana-

tomie; packende Lebenswahrheit; drastischer, ungemilderter Ausdruck; höchst originelle, vom Typischen oft gänzlich losgelöste Auffassung und Composition; vollendete Wiedergabe des bewegten Menschenleibes; Mannigfaltigkeit charaktervoller, kraftstrotzender Gestalten und durchgearbeiteter männlicher Physiognomien: — dies sind die Eigenschaften, welche seine Arbeiten auszeichnen.

Das Idyllische, Friedliche, Innige ist abgethan. Natur in allen Erscheinungen, vom Niedrigsten bis zum Höchsten, will bei ihm zum Ausdruck kommen. Die Landschaft spielt eine große Rolle. Dem Thierleben, namentlich den Pferden, widmet er das ernstlichste Studium. Nackte, fleischige, elastische Kindergestalten liebt er in mannigfaltigen Wendungen gehäuft anzubringen. Einen betrunken schnarchenden Bacchus oder übermüthige Zechgesellschaften weiß er mit jederlei Muthwillen höchst drollig und derb zu vergegenwärtigen. Hexenwesen und alle Teufelei ist ihm willkommen. In Farbe und Licht geht er auf die grellsten Effecte aus.

Man sieht, die Welt hat sich verändert zwischen Martin Schongauer und Hans Baldung Grien. Die feineren Bedürfnisse des Gemüthes sind verschwunden, die zartbesaiteten Seelen haben sich verloren. Das harte Geschlecht, das gegen die Pfaffen rebellirte, ist aufgetreten. Ein Hünengeschlecht, das kräftige Kost brauchte. Ein Geschlecht, das die Geduld verlor und dreinschlug. Ein Geschlecht, dessen starke Sinne das ewige Gesetz über sich wie eine Zuchtruthe fühlten. Ein Geschlecht, welchem das Gute wie ein köstliches Kleinod erschien, das man dem Beelzebub und der ganzen höllischen Armee in fortwährendem Kampfe abtrotzen müsse.

Es ist ein handelnder Menschenschlag, der keine Zeit zu innerer Sammlung, zu Beschaulichkeit und zu Betrachtung findet. Darum kommt auch behagliches künstlerisches Bilden, es kommt die Behandlung großer Stoffe mit großem Aufwande von Mitteln immer mehr ab. Die Künste der Vervielfältigung werden bevorzugt. Man arbeitet für den Tag, nicht für die Ewigkeit. Es gibt fast keine gewählte, ästhetischen Interessen zugängliche Gesellschaft mehr. Die-

jenigen die sich anschickten es zu werden, die classisch gebildeten Gelehrten, gehen bald im Dienste der praktischen Zwecke auf.

Wir befinden uns in der Epoche, in der die deutsche Naturwissenschaft allen anderen voran ist, in der Epoche von Peuerbach bis Kepler. Und wie sonst mit den Naturwissenschaften der Aufschwung der Industrie Hand in Hand geht, so war es auch hier. Diesem Aufschwung ist es zuzuschreiben, daß Kupferstich, Holzschnitt und Bücherdruck in Deutschland erfunden wurden. Jene Künste der Vervielfältigung verdanken den Fortschritten des damaligen Naturwissens ebenso ihre Entstehung, wie in unserer Zeit die Photographie und Telegraphie. Nur muß man die Männer der Forschung, welche die Kenntnisse vertieften, weniger in den Hörsälen der Universitäten, als in den Werkstätten der Handwerker im unmittelbaren Verkehr mit den Rohstoffen suchen. Ein Kupferstecher wie Martin Schongauer hängt mit dem Goldschmiedehandwerk auf das Engste zusammen.

Ihren Ausgang scheinen die genannten Erfindungen alle vom Rhein zu nehmen, der Kupferstich insbesondere vom Oberrhein, die Buchdruckerkunst speziell von Straßburg.

In der Nähe des Klosters St. Arbogast, das südwestlich von der Stadt an der Ill gelegen war, hauste seit etwa 1420 ein mainzischer Patricier, Johann Gensfleisch von Gutenberg, der in Folge städtischer Fehden seine Heimath hatte verlassen müssen. Er war ein unruhiger Geist. Er war wie ein Schatzgräber, der sich in leidenschaftlicher Begier durchtastet durch dunkle Gänge und feuchtes Gemäuer, einem ungewissen, flackernden Lichte nach, das ihm aus der Ferne zu winken scheint. Der gewaltthätige Junker wurde im Exil zum Industriellen. Er schliff Steine, polirte Spiegel, associirte sich mit Straßburger Bürgern, um ihr Kapital für seine Unternehmungen flüssig zu machen, wogegen er ihnen Einblick versprach in alle seine verborgenen Künste.

Darunter befand sich auch die Erfindung, die seinen Namen für alle Zeit berühmt machen sollte. In dem Hause an der Ill

wurde die erste Druckerpresse aufgestellt, und noch im folgenden Jahrhundert hat man sie zum Andenken gezeigt.

Mit der Presse war es freilich nicht gethan, die beweglichen Lettern mußten hinzukommen, und darauf verfiel der Junker erst, nachdem er 1444 in seine Vaterstadt zurückgekehrt war. Er hat also sein Werk erst außerhalb Straßburgs gekrönt. Aber immerhin darf sich die oberrheinische Hauptstadt rühmen, daß sie 24 Jahre lang der Schauplatz seiner rastlosen geheimnisvollen Experimente war. Und mit Recht hat man nicht weit vom Münster das Denkmal des Mannes aufgestellt, welcher dort eine der Waffen zu schmieden begann, mit denen das Volk sich die mittelalterlichen Zwingherren der römischen Hierarchie vom Halse schaffen sollte.

Uebrigens hat sich Straßburg die weltbewegende technische Errungenschaft sehr früh angeeignet. Bald nachdem aus Gutenberg's Mainzer Officin die ersten Bibeln hervorgegangen waren, wandte Johann Mentelin, ein ehemaliger Gehülfe Gutenberg's, die neue Kunst zu Straßburg an. Schon im Jahre 1458 druckte er täglich an dreihundert Blätter. Und bald thaten sich andere Druckereien neben ihm auf.

Deutschland war das Land in Europa, worin um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts das Bedürfnis nach Ausbreitung der Bildung in alle Stände am stärksten empfunden wurde. Diesem Verlangen kamen Holzschnitt und Bücherdruck entgegen: wo das gedruckte Wort nicht half, für den, der nicht lesen konnte, trat die bildliche Darstellung ergänzend ein. So wie sich die Litteratur der neuen Verbreitungsmittel bemächtigte, war ihr demokratischer Charakter entschieden. Sie mußte auf die weitesten Kreise zu wirken suchen, sie mußte auf die Straße hinuntersteigen, sie mußte sich dem Geschmacke der Massen bequemen.

Die Massen aber verlangten derben Scherz. Ein geriebner Litterat, wie der Satiriker Thomas Murner, wußte ganz genau:

Wer dem Ungelehrten will
Schreiben der muß spaßen viel.

Diesen Grundsatz hatten schon die österreichischen Schwankdichter des dreizehnten und vierzehnten, die Nürnberger Possendichter des fünfzehnten und die fahrenden Spielleute aller Jahrhunderte zur Anwendung gebracht. Und für die Zeiten vor, in und nach der Reformation sind es ganz besonders elsässische Satiriker, welche durch Witz und Laune die weitesten Kreise entzücken: Sebastian Brant, Thomas Murner, Johann Fischart, denen sich im dreißigjährigen Krieg J. Moscherosch beigesellt und denen manche andere von geringerer Bedeutung zur Seite stehen, wie Bartholomäus Gribus aus Straßburg und Jodocus Gallicus aus Ruffach, die sich zu Heidelberg in spaßhaften Universitätsreden auszeichneten (welche 1489 erschienen), oder wie die zahlreichen Verfasser komischer und satirischer Flugschriften, z. B. eines Fastnachtsspiels in Versen vom Jahre 1520, worin ein Examen neugeworbener Landsknechte vorkommt, das mit Falstaff's berühmter Rekrutenwerbung verglichen worden ist.

Wir besitzen Gedichte eines elsässischen Ritters aus dem fünfzehnten Jahrhundert, der in alter Weise Liebesseufzer ausstößt und in den herkömmlichen Formen einer Dame seine Huldigungen darbringt. Einmal läßt er sich auf der Fahrt nach dem idealischen Venusreich, das — wie solch paradiesische Gegenden pflegen — von Wüsteneien, Wildnissen und allerhand Gefahren umgeben ist, durch seinen treuen Knappen begleiten. Das ist aber ein irdischer Kloß, der wenig Sinn hat für seines Herrn Schwärmerei, er fängt über ihn zu spotten an, stößt Flüche aus und kann so plebejische Gefühle wie den Hunger nicht unterdrücken, sondern schreit jämmerlich nach einem Stück Brot.

Wir finden uns an Don Quixote und Sancho Pansa erinnert. Die beiden vertreten aber hier den Unterschied zweier Zeiten. Schon erscheint der liebegirrende Ritter als ein verspäteter Nachzügler, und die bestimmende Macht auf geistigem Gebiete liegt bei dem hungrigen Knappen, dem Repräsentanten des Volkes. Die soziale Voraussetzung der Litteratur des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts war

der aristokratische Salon: die sociale Voraussetzung der Litteratur des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts ist die bürgerliche Kneipe.

Dürfen wir es wagen, an der Hand elsässischer Berichterstatter, in eines dieser dumpfen, schwülen, überfüllten, glücklicherweise noch nicht tabaksqualmenden Locale einzutreten und uns die „Abendzech" zu betrachten?

Welches Gewühl und Gewirre, welches Meer von Stimmen, die durcheinander tosen. Dort an dem großen Tisch sitzt das junge Volk, da geht es am tollsten her und da haben die Kellner am meisten zu laufen in aufgeschürzten Aermeln mit Henkelkrügen, Bechern, Seideln, Kühlkesseln. „Holla, schenk ein, Wirthsknecht!" „Hör, Weinschenk, bring mir den Rothen, bleich sehn die Todten!" Die Gesellschaft wird immer lauter, unflätige Witze fliegen hin und her. „Kann keiner ein Liedlein?" Und nun geht das Singen los:

> Ist keiner hie, der spricht zu mir:
> Guter Gesell, den bring ich dir,
> Ein Gläslein Wein, drei oder vier?

Zechlieder, Buhllieder, Schelmenlieder. „Schürz Dich, Gretlein, schürz Dich! Wol auf, mit mir davon!" Ein junger Mensch schäkert mit der ab und zugehenden Magd: „Die Brunnen die da fließen, die soll man trinken, und der einen lieben Buhlen hat, der soll ihm winken, ja winken mit den Augen und treten auf den Fuß; es ist ein harter Orden, der seinen Buhlen meiden muß." „Ja wol", seufzt ein blasser Gesell, der in der Ecke sitzt, und summt sich ein Verslein, wobei er an die ferne Liebste denkt: „Es steht ein Lind in jenem Thal, ist oben breit und unten schmal." Der Chor aber brüllt: „Den liebsten Buhlen, den ich han, der liegt beim Wirth im Keller."

Aber verlassen wir den tobenden Tisch und setzen uns zu den Alten, da geht es etwas ruhiger, aber nicht minder fröhlich her. Man ist unersättlich im Erzählen und Anhören komischer Geschichten, witziger und sinnreicher Aussprüche und Einfälle. Und je Derberes

einer aufzutischen weiß, desto bereitwilliger lohnt ihm wieherndes Gelächter.

Ach, wie läßt man sich da über die armen Frauen aus! Wir sehen wol, wie gänzlich sie aufgehört haben, ein verfeinerndes Culturelement zu bilden. Da weiß man nicht genug vorzubringen, um mit schmunzelndem Behagen dieses schwatzhafte, unzuverlässige, putzsüchtige, kokette, mannstolle Wesen herabzusetzen. Und die spärlichen Worte der Anerkennung, die sie vielleicht findet, gelten höchstens der allergetreuesten Sklavin des Mannes.

Nach den Frauen kommt die Politik an die Reihe. Wie es mit dem römischen Reiche stehe, wie die Türken um sich greifen, wie der Papst Haus halte, was von dem Franzosen und seiner List zu fürchten wäre, und wie die deutschen Fürsten ihre Länder regieren. Da regnet es immer neue Geschichten. Einer erzählt von dem Theologen zu Heidelberg, der in Gegenwart von fünf Fürstinnen und vier Fürsten auf der Kanzel erklärte: „Von den Fürstinnen halte ich, was ich von anderen frommen geistlichen Frauen halte, daß sie einst selig werden. Aber von den Fürsten glaube ich auch und halte, daß keiner selig werde, er sterbe denn in der Wiege."

Hiernach bringt ein anderer die Geistlichen auf's Tapet und erzählt die Geschichte von der Prälatenversammlung, die einen schlichten Dorfgeistlichen zur Predigt beruft. Das Pfäfflein hat Angst und grämt sich in seiner Einfalt, was er den hohen Herren vortragen solle. Da kommt der Teufel in Menschengestalt zu ihm und spricht: „Warum machst Du Dir Sorge über das, was Du morgen predigen sollst? Rede nichts, als Folgendes: Die höllischen Fürsten entbieten euch geistlichen Fürsten und Prälaten und Regierern der Kirche ihren freundlichen Gruß, als ihren liebsten Freunden, weil ihr zu allen Zeiten thut, was ihnen lieb ist." Der Priester befolgt den Rath und es geschieht ein Wunder, so daß ihm die Prälaten Glauben schenken mußten: „aber wenig besserten sie sich deshalb".

„Ja, ja — sagt ein würdiger Bürger, der Alles ruhig mit

angehört hat und nun das Gespräch zusammenfaßt — die Christenheit ist verderbt, verderbt von oben bis unten, vom Papst bis zum Küster, vom Kaiser bis zum letzten Schweinehirten."

Unterdessen ist ein fahrender Spielmann eingetreten und fragt, ob er nicht den Herren mit seinen Künsten dienen dürfe. Da verstummt dort der Gesang, hier das Gespräch, man drängt sich um ihn und er gibt das Neueste zum Besten.

Der Stand dieser Spielleute hatte sich mit dem Aufschwung der Komik, die sie vorzugsweise pflegten und mit der erhöhten Werthschätzung des Volksliedes gehoben, zu dessen Verbreitung und Bewahrung sie am meisten berufen waren. Das Volkslied hatte, wie die Komik, nie aufgehört zu bestehen, aber es kam erst recht zu Ehren, seit die große Poesie, die Kunstdichtung verfiel. So hatten herumziehende Sänger, Musikanten und Puppenspieler, Gaukler und Possenreißer, kurz, was man fahrendes Volk nannte, das ganze Mittelalter hindurch ihr Wesen getrieben. Aber wenn sie früher tief erniedrigt und als ehrlose Leute der allgemeinen Verachtung preisgegeben waren; wenn z. B. Heinrich der Glichezare, dem das zwölfte Jahrhundert den Reinhart Fuchs verdankte (oben S. 39) noch ein rechtloses, jeder Unbill ausgesetztes Dasein führte: so bildeten sie jetzt im Elsaß eine anerkannte Zunft, welche nur ihren Mitgliedern gestattete, Musik, Spiel und Kurzweil zu treiben, und scherzhaft das Königreich der fahrenden Leute genannt wurde. Die Herren von Rappoltstein waren ihre Patrone und ernannten den Obersten der unruhigen Schar, den Pfeiferkönig, der mit einigen anderen Erwählten das Pfeifergericht bildete und regelmäßige alljährliche Festversammlungen, die Pfeifertage, abhielt.

Noch heute werden zu Rappoltsweiler und Bischweiler alljährlich Volksfeste gefeiert, welche den alten Namen bewahren. Aber sie sind nur noch ein schwacher Abglanz dessen, was sie früher waren, als der langgestreckte Festzug sich mit Opfergaben nach der Kirche bewegte, die Stadttrompeter und Trommler voran, dann der Fahnenträger und hinter ihm der Pfeiferkönig mit vergoldeter Krone

und paarweise die Mitglieder der Innung, jeder auf seinem Instrumente spielend, was ihm gut dünkte: dies alles nur die Einleitung zu Concert, Bankett, Gericht und dreien fröhlichen rauschenden Tagen. Die Krone des Pfeiferkönigs fing so gut wie manche andere von reellerem Werthe mit dem Jahre 1789 auf dem Haupte ihres Trägers zu wackeln an. Das Königreich der fahrenden Leute hat vor der französischen Revolution nicht Stand gehalten, und 1838 starb das letzte Mitglied der ehemaligen Pfeiferbruderschaft.

Die Revolution hat solche alte verrostete Institutionen wie überflüssigen Urväterhausrath zum Fenster hinausgeworfen. Aber im fünfzehnten Jahrhundert war die Einrichtung der Pfeiferinnung selbst revolutionär und zeigte, daß die eingewurzelten sozialen Vorurtheile bereits einen tüchtigen Stoß erlitten hatten. Der ehemals verachteteste Stand war in der öffentlichen Meinung beträchtlich gestiegen und beinahe mit altangesehenen bürgerlichen Gewerben auf eine Stufe gestellt: während der ehemals hochgeehrteste Stand, die Geistlichen, immer tiefer sank und seinen Boden in stetiger Abnahme mehr und mehr verlor.

Keine Gesellschaftsclasse ist so sehr auf die öffentliche Achtung angewiesen, wie der Clerus. Darauf beruht seine innere und äußere Macht. Versteht er nicht zu imponiren, so versteht er nicht zu regieren. Das hatten die Geistlichen des fünfzehnten Jahrhunderts gründlich verlernt. Mit dem Respect war es vorbei. Man schlage nur die Novellenbücher auf, ob da nicht stets die Geistlichen am härtesten mitgenommen werden. In dem gereimten Schwank von den drei Mönchen in Colmar wollen die Mitglieder dreier verschiedener Orden den Beichtstuhl benutzen, um eine brave Frau zu verführen, werden aber von der Rache des beleidigten Ehemannes ereilt. Und die Wirklichkeit blieb hinter der poetischen Erfindung keineswegs zurück. Schon im Jahre 1372 brachten die Nonnen dreier Straßburger Klöster beim Papst eine Klage gegen die Dominicaner ein: „Sie wollen uns — berichteten sie — ihren geistlichen Beistand nur gewähren, wenn wir ihnen Geld, Geschmeide und andere Dinge

geben; sie kommen in unsere Klöster in kurzen Röcken, bebänderten Mützen, Stiefeln, wie weltliche Leute; sie haben vor uns getanzt und uns zu eitler Lust aufgefordert, ja einige von uns haben sie verführt." Alle solche Zustände hatten sich im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts gesteigert. War es da ein Wunder, wenn man die Mönche öffentlich in derbstem Ausdruck mit ihren Erfolgen bei Frauen neckte, wenn ihnen das Genrebild regelmäßig die Rolle des Fauns übertrug, wenn „Mönch" und „Nonne" geradezu Schimpfnamen wurden, wenn die Volkspolemik sich gegen den ehelosen Stand überhaupt erklärte? Der Haß der Laien gegen die Geistlichkeit war entschieden. Man fing an ihnen ihre Reichthümer zu misgönnen und bedenkliche finanzielle Berechnungen anzustellen. Lange ehe Luther seine Thesen anschlug, war der Ablaß verachtet. Lange ehe ein Führer sich zeigte, waren die Massen in die revolutionäre, nichts hochachtende, nichts schonende Stimmung hineingerathen, auf welche sich die ganze Bewegung nachher stützte.

Sogar bis in die kirchlichen Gebäude selbst trugen Künstler und Handwerker die Feindseligkeit gegen das Pfaffenvolk.

Von jeher hatte man in der plastischen Ausschmückung der Architektur dem Humor ungescheut den Zügel schießen lassen. An der Kirche zu Andlau aus dem elften Jahrhundert sieht man phantastische Reliefs, Gestalten aus dem Thierkreis, Männer und Frauen, die auf Fischen reiten, Fußkämpfer, Ritter, Centauren, Bogenschützen, alles bunt durch einander. In der Kirche zu Rosheim aus dem zwölften Jahrhundert sitzen auf dem Dach groteske Figuren und im Innern treiben sich auf Consolen und Kapitälen Frösche, Larven und anderes verdächtige Gesindel umher. In der Kirche zu Maursmünster aus dem dreizehnten Jahrhundert verwandeln sich die Blätter der Kapitäle plötzlich in unzählige Menschengesichter und ein Teufelchen erscheint als Karyatide en miniature. In Ruffach ist um dieselbe Zeit der Giebel des Hauptportals mit allerlei Figürchen von Tanzenden, Musicirenden, Gauklern geschmückt worden. An der Außenseite des südlichen Straßburger Münsterthurmes sieht man

musicirende Sirenen, dabei phantastische Gestalten, die sich schlagen oder liebkosen, greuliche Ungeheuer, welche Menschen anfallen und zerreißen, einen Centauren, der mit einem Löwen kämpft und kleine Teufel, die sich in der Nachbarschaft aufhalten.

Das alles war indeß nur harmlose Ausgelassenheit ohne die geringste böse Absicht. Aber was soll man zu dem Relief im Inneren sagen, das eine spätere Zeit in frommer Entrüstung vernichtete, wo die heiligen Handlungen offen verspottet wurden? Bock und Schwein bringen den scheintodten oder schlafenden Fuchs zu Grabe. Der Hase trägt die Kerze vor, der Wolf das Kreuz, der Bär den Weihkessel, der Esel singt das Requiem aus einem Buche das der Kater hält, und der Hirsch liest die heilige Seelenmesse. War es nicht, als ob die erwachende Volkskraft den Pfaffeneseln drohen wollte, die den gesunden Menschenverstand, Kritik und Mutterwitz für immer auf die Bahre gebracht zu haben glaubten?

Und damit nicht genug, an der Decke des Münsterthores soll das jüngste Gericht gemalt gewesen sein, wo der Herr in der Mitte sitzend mit der einen Hand auf die unten versammelten Geistlichen deutete und in der anderen eine Schrift hielt mit den Worten: „Dies Volk ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist fern von mir.“

Ja, ganz scandalöse Misbräuche hatten sich in die kirchlichen Cultushandlungen eingeschlichen und wurden vom Straßburger Publicum schon wie ein geheiligtes Recht in Anspruch genommen.

Unter der Orgel des Münsters befand sich ein rohes Bildwerk, Simson mit dem Löwen, dem er tactmäßig den Rachen aufriß, wenn er von der Orgel aus in Bewegung gesetzt wurde. Man nannte es den Roraffen. Wenn nun am Pfingstfeste aus der ganzen Diöcese Scharen des Landvolkes mit ihren Reliquien und Fahnen unter heiligen Gesängen in der Mutterkirche zusammenströmten: so verbarg sich regelmäßig Jemand hinter dem Roraffen und trieb das tollste Zeug, warf mit lauter Stimme Witzworte in die Versammlung, sang weltliche und unschickliche Lieder, überschrie die

frommen Hymnen der Einziehenden und verspottete die Bauern. Er machte die Andächtigen zerstreut, brachte die Betenden zum Lachen und störte so Kirchenmusik wie Feier der Messe.

Dieser Unfug war, wie gesagt, schon zu einer stehenden Einrichtung geworden und er war nicht der einzige in seiner Art. Am Kirchweihfeste des Münsters brachten Männer und Weiber die Nacht in der Kirche zu mit Singen und Tanzen, mit Neckereien und schamlosen Scherzen; in einer Kapelle waren Fässer voll Wein aufgestellt, der Hochaltar diente zum Schenktisch, Bacchus triumphirte über Christus, Venus über Maria, die Kneipe war in den Dom eingedrungen.

Gewisse Umzüge der Fischer am Pfingstfest, worin sie pfeifend, tanzend und springend die Processionen des Landvolks unterbrachen und durch feierliche Umhertragung eines Fisches parodirten, mußte der Rath schon 1466 auf die Nachmittage einschränken, damit wenigstens der Gottesdienst nicht darunter litt.

Aber wie sollte bei derartigen Zuständen noch viel Ehrfurcht vor dem Heiligen übrig bleiben? In der That, es war nicht mehr blos der geistliche Stand, sondern die Religion selbst, welche unter den Angriffen des Volkshumors zu leiden hatte. Schon konnte man hören, wie die übermüthigen, kecken Weltmenschen sich über Gott und Himmelreich und Hölle hinaussetzten. „Was ist Gott?“ — sprachen sie — „Das sind drei Buchstaben. Was ist die Höll? Das sind auch drei Buchstaben.“ —

Mitten in diese lustige, frivole, im Innersten aufgewühlte Gesellschaft des Elsasses, traten gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts drei redliche, ernste Männer, um ihr als Sittenprediger, Satiriker und Publicisten den Spiegel vorzuhalten.

Keine Landschaft Deutschlands hat um jene Zeit einen Prediger wie Geiler von Kaisersberg, einen Satiriker wie Sebastian Brant, einen publicistisch thätigen Gelehrten wie Jacob Wimpheling aufzuweisen. Diese drei waren unter einander eng befreundet und im Ganzen und Großen hat ihr Leben den gleichen Zweck und Verlauf.

Alle drei liebten ihr Vaterland, alle drei waren gut kaiserlich, alle drei wollten dem Verfall des geistlichen Standes entgegen wirken, alle drei hingen an der Kirche, und alle drei werden gleichwol mit vollem Recht zu den Vorläufern der Reformation gezählt.

An jedem dieser Männer war ein Einsiedler verdorben. Sebastian Brant singt begeistert das Lob des goldenen Zeitalters und den Preis der Armuth. Kaisersberg trieb sich auf einsamen Spaziergängen am liebsten in Kirchhöfen und bei Waldeinsiedeleien umher. Wimpheling erhielt einst, als er ruhig in Heidelberg saß und lehrte, den Vorschlag eines Freundes, sich mit ihm und Kaisersberg in ein beschauliches Leben zurückzuziehen. Der heißblütige Mann, der gerade den Petrarca über die Einsamkeit gelesen hat, geht mit Feuer auf den Vorschlag ein, erklärt sich auf den ersten Wink bereit, läßt alles im Stich, eilt nach Straßburg, und würde seine Absicht unfehlbar ausgeführt haben, wenn nicht plötzlich die Nachricht eingetroffen wäre, daß jener Freund es mittlerweile vorgezogen habe, Bischof von Basel zu werden.

Das freiwillige Entbehrenwollen, das Zurückziehen von der Welt hat hier nicht mehr den Sinn eines mächtigen inneren Aufsteigens, wie bei Meister Eckard und Tauler, sondern den Sinn eines übermächtigen inneren Niedersinkens, eines unüberwindlichen Zweifels an sich selbst. In der Resignation, mit welcher diese Männer ihrem erwählten Lebensberufe gegenüberstehen, spricht sich das geheime Bewußtsein ihrer Schwäche und Unzulänglichkeit, ihres widerspruchsvollen, nur wider Willen förderſamen Daseins aus.

Sie haben zerstören geholfen, was sie schützen wollten. Sie haben den Pessimismus genährt, den sie bekämpfen sollten. Die strengen Conservativen haben einer Revolution vorgearbeitet. Die Stützpfeiler sind Mauerbrecher geworden. Die treuen Söhne der Kirche haben das Feuer nicht gelöscht, sondern geschürt, und als das Haus in Flammen stand, jammerten, die es erlebten, über den ehrwürdigen Bau. „Bin ich ein Ketzer, so habt Ihr mich dazu gemacht", sagte der Straßburgische Reformationsheld Jacob Sturm zu seinem alten

Lehrer Wimpheling, der ihn klagend an die Ermahnungen erinnerte, die er in seiner ersten Jugend von ihm erhalten habe.

Es wohnt in dem älteren elsässischen Gelehrtenkreise jene Unklarheit des Denkens, jene Halbheit des Handelns, jene dilettantische Furcht, die Axt an die Wurzel zu legen, jene unpraktische Scheu, wo man den Zweck will, auch die Mittel zu wollen, — wie sie in Zeiten, die großen Umwälzungen vorausgehn, öfters gefunden wird. Kaisersberg, Brant, Wimpheling wollten die Kirche durch moralische Eroberungen reformiren. Unterdessen wuchs in Sachsen der Mann der entschiedenen That heran, der seine Kriegsdepeschen in Gestalt von 95 Theses an die Schloßkirche zu Wittenberg schlug.

Aber niemals darf vor dem Urtheile der Geschichte das vollendete Werk die grundlegenden Vorarbeiten in Schatten stellen. Das thätige Leben jener Gelehrten, der redliche Eifer, der sie beseelte, die reiche Zahl ausgezeichneter Kräfte, die sich um sie ansammelten, waren für das Elsaß, waren für ganz Deutschland keineswegs verloren. Ihr Verdienst zum großen Theil war der rasche Eingang den die Reformation im Elsaß fand. Ihrer mächtigen Anregung ist es zuzuschreiben, wenn wir im sechszehnten Jahrhundert das Elsaß allen anderen deutschen Gegenden an geistiger Productivität überlegen finden. Ihnen zunächst sind wir daher eingehende Betrachtung schuldig.

Zehntes Kapitel.

Predigt, Satire, Schule.

Dem Besucher des Straßburger Münsters fällt an dem vierten Pfeiler des mittleren Langhauses eine prächtige Kanzel in die Augen. Auf den ersten Blick erkennt er den spätgothischen überladenen Geschmack. Sie besteht ganz aus durchbrochener Arbeit, und zahlreiche Figuren, ein gekreuzigter Christus, Apostel, Engel und Heilige, sowie scherzhafte Gestalten, die sich angebracht finden, legen — soweit sie nicht erneuert sind — Zeugnis ab von dem Stande der elsässischen Plastik gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts *).

*) Die hohe Vollendung, welche die verwandte Kunst der Holzschnitzerei um jene Zeit erreicht hatte, belegt der Issenheimer Antoniusaltar zu Colmar, den Hans Baldung Griens virtuoser Pinsel schmückte. In den Gestalten des Antonius, Hieronymus und Augustinus „gesellt sich zu der höchsten Bildnistreue eine so ernste Großartigkeit des Stils, wie sie nahezu unerreicht dasteht unter allen Leistungen der Epoche". Auch der Hochaltar des Straßburger Münsters war einst aus Holz geschnitzt, ein Werk des Meister Nicolaus von Hagenau, 1501 beendet, jetzt verschwunden und nur aus einer Abbildung bekannt. Für das Stift Alt St. Peter in Straßburg verfertigte im Jahre 1500 Veit Wagner von Straßburg einen Altar aus Lindenholz, auf welchem die Geschichte des h. Maternus ausgeschnitzt ist. — Ob der Bildhauer Nicolaus Lerch († 1493), von dem das Grabmal Friedrichs III. im Wiener Stephansdome herrührt, ein geborner Straßburger war, bleibt zweifelhaft.

Diese Kanzel hat Meister Johannes Hammerer für Geiler von Kaisersberg im Jahre 1486 errichtet. Der berühmteste Prediger des fünfzehnten Jahrhunderts hat hier seine andächtigen Zuhörer um sich gesammelt, nachdem die Lorenzcapelle des Münsters zu klein geworden war, um die Herbeiströmenden zu fassen.

Dr. Johann Geiler von Kaisersberg ist 1445 zu Schaffhausen geboren, wurde aber von Kindheit auf im Elsaß erzogen und hat in Straßburg die Stätte seiner volksthümlichen Thätigkeit gefunden. Geiler war einer der ersten Männer seiner Zeit. Als er starb, war die Trauer allgemein; zahlreiche Gelehrte von Nah und Fern machten Grabschriften und Gedichte auf ihn. Die Universitäten Freiburg und Basel hatten sich einst darum gestritten, ihn als Lehrer zu besitzen. Die Stadt Würzburg, der Bischof von Augsburg, der Erzbischof von Köln, hatten zu verschiedenen Zeiten ihn als Prediger gewünscht. Kaiser Maximilian gewann ihn lieb, versäumte keinen seiner Vorträge, wenn er in Straßburg war, ernannte ihn zum kaiserlichen Kaplan und ließ ihn einmal eigens kommen, um seinen Rath einzuholen.

Alle lockenden Aussichten, alle Ehren und Würden, die ihm anderwärts winkten, achtete der bescheidene Mann gering, um seiner Stellung am Straßburger Münster getreu zu bleiben.

Diese Stellung hatte ihm städtischer Bürgersinn bereitet. Ein edler Bürger mußte thun, was die blinde Hierarchie versäumte. Man sorgte nicht für tüchtige Prediger. Den Zuhörern Possen vorzumachen, sie durch lustige Geschichten zum Lachen zu bringen und auf andere Geistliche zu schimpfen, war allmälich Styl geworden. Seit einem halben Jahrhundert lagen sich in Straßburg Bettelorden und Weltpriester in den Haaren. Und um ernstlichen Unruhen vorzubeugen, mußte der Rath die Münsterkanzel einmal gänzlich sperren lassen. Da griff der Ammeister Peter Schott ein und wies auf sein eigenes Vermögen eine bedeutende Summe an zum Unterhalte eines Predigers, der Doctor der Theologie sein, aber keinem Orden angehören sollte. Dazu wurde 1478

Geiler berufen und wirkte hier unermüdlich bis zu seinem Tode 1510.

Er war ein langer, hagerer, blasser Mann, mit hoher Stirn und feurigen Augen, persönlich bescheiden, rechtlich, gewissenhaft, freundlich im Umgang, unbestechlich und wahrhaftig, daher auch angefeindet von denen, welche seine freimüthige Kritik empfindlich traf.

Geiler war kein Fortschrittsmann und kein hochfliegender Geist. Er fürchtete, die neu aufblühenden classischen Studien möchten der „edlen, freien Dialektik" des Mittelalters nachtheilig werden. Er besorgte, das Lesen der heidnischen Poeten könne die Sitten der Jugend verderben. Und wenn er mystische Anschauungen vortrug, so blieb er fern von der titanischen deutschen Mystik, so äußerte er sich halb ablehnend und warnend über Tauler, so hielt er sich lieber an die plane, verständige, scholastisch geregelte, nett in ein System gebrachte, allen Visionen und sonstigem Ueberschwank feindliche Mystik des Franzosen Jean Gerson. Er drang allerdings auf innere Religion im Gegensatz zur äußeren Werkheiligkeit, die sich bequem mit ihrem ewigen Heil durch Ceremonien, Fasten und Gebetemurmeln abzufinden denkt. Es stiegen ihm auch über den Ablaß manche Bedenken auf und der Misbrauch desselben war ihm wol klar. Aber wie zahm macht er solche Ansichten geltend. Wo er an Lehren der Reformation anstreift, geschieht es wie zufällig. Er ist noch ganz der Scholastik ergeben. Die Bibel erklärt er mit der äußersten Willkür. Und alle möglichen anderen Autoren scheinen ihm ebenso viel werth zu sein, wie die heilige Schrift. Auf Reinigung der Kirchenlehre ist sein Absehen nicht gerichtet. Worauf es ihm ankommt, das ist allein die Sittenbesserung. Und diese sucht er zu erreichen durch die unmittelbare schlagende Gewalt des Worts.

In der packenden Kraft der Rede liegt seine Stärke. Aber er packt die Phantasie mehr als den Charakter. Er unterhält mehr, als er bekehrt. Er belustigt mehr, als er erschüttert. Er läßt sich mehr zu seinem Publicum herab, als daß er es zu sich hinaufzöge. Er ist ein Satiriker auf der Kanzel. Er ist ein Stück von einem

realistischen Maler, der Genrebilder entwirft. Er ist ein Virtuos der Sittenschilderung, der zu jedem Mittel greift, außer zur bewußten Possenreißerei. Er will drastisch sprechen, und er fühlt nicht, daß er grob und roh wird. Es kommt ihm z. B. nicht darauf an, Kaiphas einen großen Schweinskopf zu nennen, oder den ungläubigen Thomas als einen groben Filz und groben Kegel zu bezeichnen, der einen dicken tollen Kopf hatte, oder von dem Heiland zu erzählen: „Er schlief auf dem Schiff wie ein Hase mit offenen Augen" — oder den Juden nachzusagen: „Sie aßen in der Wüste Krametsvögel, daß ihnen die Schnäbel zu der Nase heraus hingen."

Welche tiefen Gedanken, welche erhabenen Bilder hatte Meister Eckard in Bewegung gesetzt, um das Aufsteigen zu Gott, die Zurückziehung von der Sinnlichkeit auszumalen. Dr. Geiler nimmt ein Gleichnis von der Gerberei, um die Verwandlung zu schildern, welche durch ein beschauliches Leben mit dem Menschen vorgeht. „Wenn es ihn vorher gelüstet hat nach dem Fleischlichen, so wird es ihn jetzt gelüsten nach dem Geist, wie eine Haut, die man gerbt, nicht mehr Fleisch ist, sondern zu Leder wird."

Um Abstractes zu veranschaulichen, um durch Unerwartetes zu überraschen und durch Auffallendes zu fesseln, ist Geiler ganz rücksichtslos. Würde des Gegenstandes scheint für ihn nicht vorhanden. „Die bekehrten Sünder sind Kameele", behauptet er einmal und führt den Beweis in allen Regeln eines Vergleiches durch. „Die Seele des Menschen ist durch die Erbsünde gleich geworden einem Esel und vom bösen Geist gebunden mit sieben Halftern": dies ist das Thema einer anderen Predigt. Die Sünden des Mundes sind ihm Fliegen und Mücken, die den Mund verunreinigen, und die Gegenmittel, die er empfiehlt, kündigt er als Fliegenwedel und Leimruthen an, das Schweigen ist ein Fliegengarn. Wie ein Mensch zum vollkommenen Leben gelangen solle, demonstrirt er an einem Hasen, an dessen Eigenschaften und Lebensgeschichte, von den langen Ohren an bis zum Abhäuten, Spicken, Braten und zur Sauce, dem „Pfeffer": darunter versteht er das Kloster.

Was hat nun Geiler erreicht mit seiner Thätigkeit?

Er legte großes Gewicht auf die öffentliche Wirksamkeit und gestand sehr naiv, daß er sich mit einem Concurrenten nicht vertragen würde. Gleichwol ist er kein praktischer Mensch. Er ist keine zugreifende, anfassende, die Welt einrenkende Natur. Er redet über Reformen, wie ein Blinder von der Farbe. Er will eine Reformation von unten herauf, Jeder soll an seiner Stelle reformiren, der Bischof in seiner Diöcese, der Abt in seinem Kloster, der Pfarrer in seiner Gemeinde — alles recht schön und wohlgemeint. Aber was liegt darin für eine Unkenntniß der wahren sittlichen Lebensmächte. Wie bleibt das doch gänzlich ein leeres Kannegießern, wenn man nicht durchsetzt, daß wirklich etwas geschieht. Wozu hatte Geiler seine nahen Beziehungen zum Kaiser? Wozu hatte er seine genaue Bekanntschaft mit hohen Kirchenfürsten? Wozu vor allem hatte er seine Kanzel?

Wenn Savonarola Buße predigt, so fährt der Sturmwind einher und entblättert die südlichen Bäume, das sinnenfreudige Volk wirft seinen Schmuck weg und reinigt strenge die Seele zu einem Tempel des Herrn. Geiler von Kaisersberg war nach vierundzwanzigjähriger Amtsführung noch nicht dahin gelangt, den Unfug des Roraffen im Münster zu beseitigen.

Dem deutschen Prediger fehlte das sittliche Pathos, es fehlte ihm der rechte Glaube, der Glaube an sich und seine Kraft, an die Kirche und ihre Zukunft. Die Concilien des fünfzehnten Jahrhunderts hatten sich fruchtlos erwiesen. Nun erwartete er nichts mehr davon und deshalb überhaupt nichts mehr von Reformen im großen Style. „Wen sollte man auf ein Concilium schicken? fragt er. Etwa die Aebte? Nun, betrachtet euch die einmal. Oder die Pröpste? Oder die Dechanten? Nehmen wir selbst an, daß man die Doctores dazu beriefe, die Gelehrten: wenn wir auch dahin kommen, was sind wir für Leut', wir sind nichts werth."

Auf solche Weise hat Kaisersberg nicht einmal, sondern hundertmal seinen eigenen Stand herabgesetzt. Er kannte alle Schäden

der Kirche, die Unkeuschheit der Priester, die Lasterhaftigkeit der Klöster, ihren verderblichen Einfluß auf das Familienleben, die Anhäufung von Pfründen, ihre Verleihung an ganz junge Knaben, die finanzielle Aussaugung der Gläubigen, die ungescheute Pflichtverletzung der Würdenträger. Und das alles brachte er auf die Kanzel. Er bekräftigte die erregte Kritik des Volkes mit der Autorität seines Wortes. Nicht umsonst haßten ihn die Mönche. Er machte die Kanzel zu einem Pranger des Clerus.

Dem Satiriker als Prediger stellen wir den Satiriker als Dichter an die Seite: von Kaisersberg wenden wir uns zu Brant.

Sebastian Brant, ein Straßburger Kind (1458—1521) war Jurist und Professor in Basel, 1503 wurde er Stadtschreiber in Straßburg. Er nahm somit dieselbe Stellung ein, wie sechshundert Jahre früher Gottfried von Straßburg. Und das sechszehnte Jahrhundert hielt nicht weniger von ihm, als das dreizehnte von seinem Vorgänger.

Er hat viel geschrieben und herausgegeben, lateinisch und deutsch, Poesie und Prosa. Aber zu einem berühmten Dichter machte ihn nur sein Narrenschiff, das 1494 zuerst erschien. Einen Erfolg, wie ihn Brant damit errang, hat die deutsche Litteraturgeschichte nur selten zu verzeichnen. Das Buch hat unzählige Auflagen erlebt. Gleich im ersten Jahre wurden drei Nachdrücke veranstaltet. Es wurde überarbeitet, ausgezogen, nachgeahmt. Es wurde in's lateinische, niederdeutsche, niederländische, französische und englische übersetzt. Die schriftstellerischen Genossen nannten es eine göttliche Satire. Kaisersberg hielt Predigten darüber. Man wollte es in die Schulen einführen und erging sich in den ausschweifendsten Lobeserhebungen, als ob eine neue Epoche deutscher Dichtkunst beginne.

Gleichwol hat die moderne Kritik mit Recht geurtheilt, an dem Buche lasse sich nichts poetisches entdecken, als einzelne Ausdrücke und Bilder, die Versabtheilung und der Reim. Worin also lag die Bedeutung des Werkes?

Jede eingreifende litterarische Leistung muß den Januscharakter

an sich tragen, sie muß zugleich rückwärts und vorwärts schauen, sie muß Altes abschließen und Neues beginnen. Und dies gilt in vollem Maße von Sebastin Brant's Narrenschiff.

Es ist aus Lesefrüchten hervorgegangen. Es ist ein Repertorium moralischer Lehrsätze aus alter und neuer Zeit. Der Verfasser las die Bibel und die lateinischen Autoren durch und sammelte, was sich ihm an treffenden Sentenzen darbot. Er war aber auch mit der volksthümlichen Sittenlehre wohl vertraut, wie sie in Sprichwörtern niedergelegt ist. Den ganzen Stoff, den er in alter Litteratur und lebendiger Ueberlieferung vorfand, hat er in Eins gefaßt und trefflich redigirt. Uralte, sittliche Weisheit redet durch seinen Mund zu den Zeitgenossen.

Aber auch die schätzbarsten moralischen Aussprüche und Betrachtungen würden in trockener Zusammenstellung besten Falls ein Schulbuch, ganz gewiß nie ein Volksbuch werden können. Der kluge Dr. Brant verstand sein Geschäft weit besser. Er verarbeitete seine aufgehäuften Schätze zu einer Satire auf alle Stände, wie sie von lange her in der mittelalterlichen Litteratur üblich waren, und er wählte dazu eine Form, die ihm die weiteste Verbreitung sichern mußte.

Es liefen zu jener Zeit Bilderbogen mit kurzen gereimten Aufschriften um, worin die verschiedensten menschlichen Laster und Schwächen als Figuren in Narrenkleidern dargestellt wurden. Da zeigt sich der Betrüger mit der Schellenkappe, dort der Aufschneider, dort der Verschwender, dort der Weltlichgesinnte, der nicht an's ewige Leben denkt. Diese Auffassung eignet sich Brant an und packt die sämmtlichen Narren auf ein Schiff, das den Weg nach Narragonien einschlägt. Sein Buch ist eine Sammlung von Holzschnitten, worin die früheren poetischen Beischriften zu längeren Kapiteln ausgedehnt sind, und innerhalb dieses Rahmens ein vollständiges Gemälde der damaligen Gesellschaft entrollt wird.

Und hiermit hat Brant seine Zeit entzückt. Die Stimmung allgemeiner Kritik und der nichts schonenden Satire hat durch ihn

ihren stärksten, ihren classischen Ausdruck erhalten. „Wir sind alle nichts werth", sagten sich Hohe und Geringe, Geistliche und Laien, und waren königlich vergnügt über die Entdeckung. Sebastian Brant macht ein System daraus, dessen A und O der Begriff der Narrheit ist. Die moralischen Gebrechen erscheinen als Verstandesschwäche, das Laster als belachenswerth. Da mochte nun noch so viel Edles, Gutes und Erhabenes von dem Dichter ausgesprochen sein, hinter der durchgeführten Grundanschauung mußte es für die Masse der Leser verschwinden. Der läßlichen ironischen Lebensauffassung war die Schellenkappe als Siegel aufgedrückt.

In Straßburg aber war man nicht wenig stolz auf den berühmten Landsmann, und ihm zu Ehren wurde eine der drei größten städtischen Kanonen „der Narr" genannt, wie eine andere „der Rorаffe" hieß.

Eine ähnliche Stellung wie Sebastian Brant für die moralisch-satirische, nimmt sein Zeitgenosse und Landsmann, der elsässische Franciscanermönch Johannes Pauli (geb. um 1455, gestorben um 1530) für die kleine Erzählungslitteratur ein. Er hat damit begonnen, die Predigten Geilers von Kaisersberg nachzuschreiben und zu veröffentlichen, treu und sorgsam, bis zu den kleinen Zufälligkeiten der mündlichen Rede herab. Dann übersetzte er die lateinisch erschienenen Predigten Kaisersberg's über das Narrenschiff. Und gleichzeitig sammelte er sein Buch „Schimpf (Scherz) und Ernst", das 1522 erschien und dann oftmals wieder gedruckt wurde. Aus Litteratur und Volksmund hatte er an die 500 Geschichten zusammengebracht, ernste und heitere, oft bloße Witzworte oder Dummheiten, alles so reizend, natürlich und unbefangen erzählt, das Ganze ein solches Stelldichein von guter Laune und gesundem Menschenverstand, daß der Mönch eines der beliebtesten Volksbücher des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts damit geschaffen hat, zugleich ein rechtes Schatzkästlein deutscher Sinnesart in jener Zeit. Schon im fünfzehnten Jahrhundert sammelte man im Elsaß gern solche Erzählungen, für die gedruckte Litteratur eröffnete Pauli die Reihe der deutschen Schwank-

bücher, und fand dann noch manchen Nachfolger unter seinen speziellen Landsleuten. —

Von Kaisersberg, Brant, Pauli gehen populäre Wirkungen aus, welche die Grenzen ihrer engeren Heimath weit überschreiten. Ihr Publicum ist nicht Straßburg, nicht das Elsaß, ihr Publicum ist ganz Deutschland, ja (für Brant wenigstens) ein großer Theil von Europa, und zwar gerade die Länder, in denen die Reformation Wurzel schlagen sollte: Deutschland, Niederlande, England, Frankreich, die sich eben hierdurch als ein zusammengehöriger nordeuropäischer Culturkreis darstellen. Man darf sagen: Sebastian Brant machte Straßburg einen Augenblick lang zu dem Centrum dieses Culturkreises, was die populäre satirische Lehrdichtung betrifft. Die Volksstimmung, auf welche die Reformation sich stützt, hat durch ihn ihren gemeingiltigsten Ausdruck erhalten.

Dem nordeuropäischen Culturkreis steht der südliche und sein Mittelpunkt Italien gegenüber, die Heimath des Papstthums und des Humanismus.

Der Humanismus, die wieder belebte Antike, ist die neue geistige Macht, welche Südeuropa gegen den entfesselten Volksgeist des Nordens einsetzt. Aber diese Macht, an sich ein Phänomen rein litterarischer Art, wirft sich in die Opposition gegen das Papstthum. Der auferweckte Donnerer Zeus zieht über dem Statthalter Christi sein drohendes Gewölk zusammen. Und vor Ovid, Horaz und Cicero müssen der heilige Prudentius, Hieronymus und Augustinus die Segel streichen.

Mit solcher Gesinnung wird die Bewegung nördlich von den Alpen aufgenommen. Und das Elsaß zeichnet sich dadurch aus, daß es am meisten gesucht hat, den Humanismus zu nationalisiren und ihn praktisch für Schule und Unterricht zu verwerthen. In der deutschen Westmark ist der Bürgersinn am zähesten, der Volksgeist am mächtigsten, der entschiedene Nationalgeschmack des vierzehnten Jahrhunderts (S. 63) geblieben und

erstarkt. Er verleiht dem Humanismus eine abgeschwächte, unechte Gestalt, welche der Antike ziemlich fern, dafür dem deutschen Wesen um so näher steht.

Die mittelalterliche Schule befand sich ausschließlich unter der Leitung der Geistlichkeit. In der Schule züchteten sie den clericalen Nachwuchs; aber auch die Führer des Volkes, die Lenker des Staates, Alles was auf höhere Bildung Anspruch machte, ging durch ihre Hände. Und was für Hände waren das! Nicht blos was für unreine, sondern was für ungeschickte. Das Schulwesen jener Zeit ist ein solcher Ausbund von Verkehrtheit, daß man den Kopf schüttelt, wenn man die Berichte davon liest, und ungläubig fragt: ob denn so etwas je möglich war? Der ganze Unterricht beruhte auf der lateinischen Grammatik, und es kam vor, daß die Schüler in zehn Jahren nicht mit Declination und Conjugation im Reinen waren. Die armen Jungen wurden übermenschlich gequält und lernten nichts als Dinge, die sie kaum verstanden und die zur wirklichen Sachkenntnis nur in Ausnahmsfällen führten.

Im Elsaß hatten Einzelne längst die Bedeutung der Schule begriffen. Wenn der gute Rulman Merswin auch nicht Recht hatte, den heiligen Geist für einen Schulmeister zu halten, so lag darin doch die richtige Erkenntnis, daß die Schulmeister oft Träger eines heiligenden Geistes gewesen sind. Und daß das lebenslustige Völkchen, das die gesegnete Ebene am Oberrhein bewohnt, sich den Unterricht am liebsten in leichteren, bequemeren Formen dachte, bezeugt schon Gottfried von Straßburg, der seinen Tristan bedauert über die Menge schwieriger Gegenstände, die er zu bewältigen hatte. Und eben dasselbe dürfen wir aus dem ältesten deutschen Kinderbuche schließen, das im Elsaß entstanden ist, verfaßt im Jahre 1435 von Konrad Dankrotzheim zu Hagenau.

Ein gar guter, lieber Mensch. Sein Buch ist unbeschreiblich anheimelnd und herzlich. Der Mann wählte ein sehr trockenes Thema. Er will den Kindern den kirchlichen Festkalender einprägen. Er nimmt das Jahr von Monat zu Monat durch, charakterisirt

die Jahreszeiten, erwähnt die Feste und die bedeutendsten Heiligen. Dabei weiß er aber so viel Liebenswürdigkeit und Natursinn zu entwickeln, er weiß soviel Rücksicht auf das tägliche den Kindern bekannte Leben einzuweben, er weiß den Kleinen so viel schöne Dinge vorzugaukeln und sich überhaupt der kindlichen Weltanschauung so trefflich anzubequemen, daß er wol nicht zu viel sagt, wenn er in aller Bescheidenheit seinem Werkchen nachrühmt:

Es kann die Kinder zur Schule locken,
Und Semmelkuchen in Milchrahm brocken
Und in den süßen Honigseim.
Und machte es Konrad Dankrotzheim,
Aller Kinder Patron,
Eine löbliche Person,
Ist wol eines faulen Eies werth.

So haben wir in dem Büchlein außer Humor und Selbstironie noch ein recht tüchtiges Stück Gemüth und können uns darnach vorstellen, mit welcher Empfindung für das Wohl ihrer Kinder die Väter elsässischer Städte an die Gründung von Schulen gehen mochten.

Die Stadt Schlettstadt, meist von geringen Leuten, Weinbauern u. dergl. bewohnt, erwarb sich dieses Verdienst zuerst, indem sie um das Jahr 1450 den Westfalen Ludwig Dringenberg, der am Niederrhein seine Bildung erhalten hatte, zum Rector berief.

Diese Schule zu Schlettstadt war ein schwacher Anfang, aber doch immer ein Anfang. Dringenberg war kein großer Lateiner, kein tiefsinniger Gelehrter, kein Reformator in Unterrichtssachen; aber er hatte pädagogisches Geschick, er verstand anzuregen, er würzte den Unterricht durch deutsche Sprüchlein und wußte die Schüler mit Liebe und Dankbarkeit für sich zu erfüllen. Dringenberg war kein Humanist im strengen Sinn, kein Humanist wie sie nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an den Universitäten Heidelberg und Erfurt auftauchten, Leute, die in Italien gewesen waren, sich an den Classikern vollgesogen hatten, phrasenreiche und mit allen Salben der Rhetorik geölte Briefe abzufassen wußten und zierliche lateinische

Verse hingossen: aber Dringenberg hat immerhin mehrere ausgezeichnete Männer erzogen; die verjüngte wissenschaftliche Bildung hat im Elsaß von seiner Schule den Ausgang genommen; die ärgsten pädagogischen Misgriffe der Stifts- und Klosterschulen wurden hier von ihm zuerst beseitigt; und für den Humanismus, wie er bald im Elsaß und den benachbarten Universitäten Basel und Freiburg sich hervorthat, hat er den Grund gelegt.

In Straßburg klagten höher Strebende noch länger, daß man nur Sinn für Gastereien und Kriegszüge beweise. Ganz allmälich kam auch dort der Geist der neuen Wissenschaft zur Geltung, der sich der mönchischen Gelehrsamkeit entgegensetzte. Insbesondere waren es Domherren und Pfründenbesitzer, welche, an feineren Lebensgenuß gewöhnt, auch dem geistigen Luxus Geschmack abgewannen. Das Capitel von St. Thomas z. B., dem seiner Zeit der Historiker Jacob Twinger von Königshofen angehörte und das im fünfzehnten Jahrhundert hauptsächlich Juristen und Canonisten hervorbrachte, konnte sich um das Jahr 1490 dem Humanismus nicht länger verschließen. Das Haus des Canonicus Thomas Wolf (gestorben 1509) war „ein Symposion von Weisen, er selbst der Wirth von Philosophen", wie sich ein befreundeter Gelehrter ausdrückte. Und schon früher hatte Peter Schott (gestorben 1492), Sohn des Ammeisters (oben S. 149), Schüler Dringenberg's und Mitglied des Capitels zu Jung-St. Peter, den Humanismus in Straßburg vertreten. Beide hatten ihre Bildung in Italien erworben oder vervollständigt.

Aus Schlettstadt selbst aber und ebenfalls aus Dringenberg's Schule ist der bedeutendste Humanist dieses Kreises, Jacob Wimpheling, hervorgegangen.

Geboren 1450, studirt er in Freiburg und Heidelberg. Erst Jurist, dann Theolog, bald selbst akademischer Lehrer, dann vierzehn Jahre lang Domprediger in Speier, hierauf wieder Professor in Heidelberg, lebt er von 1501 bis gegen 1520 mit vielfachen Unterbrechungen in Straßburg, indem er theils die Führung adliger Jünglinge übernimmt, theils seinen Freunden in litterarischen und prakti-

schen Beschäftigungen und Aemtern hilfreich an die Hand geht. Die letzten Lebensjahre (er starb 1528) bringt er in seiner Vaterstadt Schlettstadt zu, unthätig nach einem so ruhelosen Leben, verbittert, verspottet, mit aller Welt zerfallen, durch den allgemeinen Abfall von der Kirche im Innersten gekränkt.

Wimpheling ist von einem seiner Schüler mit dem Welttheil Africa verglichen worden, der immer etwas Neues hervorbringe: so vielseitig war seine litterarische Thätigkeit. Er hat in gebundener und ungebundener Rede, aber fast ausschließlich in lateinischer Sprache geschrieben. Er hat eine Comödie verfaßt, die speierische Kirche besungen, die Jungfrau Maria und den englischen Gruß behandelt, verschiedene Fürsten in Gedichten und Aufsätzen über die Pflichten ihres Standes belehrt. Er hat eine Synodalverfassung für Basel ausgearbeitet und für Kaiser Maximilian die Beschwerden Deutschlands gegen den Papst zusammengestellt. Er hat Ausgaben und Vorreden geliefert. Er hat Textkritik und Metrik, Geschichte und Biographie, Politik und Pädagogik in sein Bereich gezogen. Er hat die Geistlichkeit gegen den Adel, die Weltpriester gegen die Bettelmönche, die Theologie gegen die Poeten, Deutschland gegen die Italiener vertheidigt. Er hat Fehden mit den Augustinermönchen, mit dem Franciscaner Thomas Murner, mit dem Dichter Jacob Locher durchgefochten. Er hat die Juristen angegriffen, sich mit den Franzosen herumgebissen, den Schweizern für ihren Abfall vom deutschen Reich den Text gelesen, und bald hätte er auch mit den Schwaben Händel bekommen, allerdings nur über ihre deutsche Mundart und lateinische Aussprache, die er sich zu tadeln herausgenommen.

Wimpheling ist ein Gelegenheitsschriftsteller, der immer unter dem Impuls des Augenblickes steht, das Material eilig zusammenrafft und dann bei jeder Veranlassung Alles heraussprudelt, was er überhaupt auf dem Herzen hat. Wir können sein Bild nicht betrachten, ohne daß wir zwischen Lächeln und Verehrung schwanken. Er ist rührig, federfertig und beredt, dabei sehr wohlmeinend und

ehrlich, aber doch ein wenig beschränkt und in seinem gutmüthigen Eifer oft unüberlegt und zufahrend. Er würde in Tugenden, wie in Schwächen, an den Turnvater Jahn erinnern, wenn nicht die ganze Gestalt etwas Beweglicheres und südlich Feurigeres, etwas Gewandteres und Geschmackvolleres hätte. Aber er gehört wie Jahn zu der liebenswürdigen Classe von Menschen, die in rührender Unbefangenheit zeitlebens wohlgemuth ihr Steckenpferd reiten. Das Herz geht uns manchmal auf bei solchen Naturen, und doch können wir einen leisen Anflug von Spott schwer unterdrücken, wo sie uns begegnen. Eigentlich hat es nur eine Feder gegeben, welche diese wunderbaren Mischungen von Größe und Kleinheit würdig und gerecht darzustellen verstand: der unvergleichliche Lorenz Sterne.

In der That muthet uns Wimpheling an wie eine Figur aus Tristram Shandy, wie der Onkel Toby etwa, der so unverdrossen Fortifications baut. Nicht minder unverdrossen scheint Wimpheling im Geiste Schulen anzulegen: eine Schule für den Papst, eine Schule für die Fürsten, eine Schule für widerspenstige Nationalitäten, eine Schule für europäische Friedensstörer u. s. w. Nie hat ein Mensch wieder den Büchern, dem Unterricht, der ruhigen Belehrung und Ueberredung ein so kindliches Vertrauen entgegengebracht, wie unser Wimpheling. Alle schwierigen Weltfragen löst er so zusagen durch den Schulmeister. Wollt ihr die Schweizer dem deutschen Reich wiedergewinnen? Ei, ihr müßt sie aus der Bibel belehren, daß man der Obrigkeit Gehorsam schuldig sei, d. h. dem Kaiser, dem sie sich entziehen. Wollt ihr die Kirche reformiren? Ei, ihr müßt den Papst persönlich aufzuklären suchen über alle die gerechten Klagen, die nun so viele Jahre schon ertönen. Wollt ihr Friede, Glück und Gedeihen der Staaten herstellen? Ei, ihr müßt das Unterrichtswesen verbessern, mit der größeren Einsicht wird die Eintracht von selber kommen.

Natürlich ist Wimpheling ein Feind der Kriege im Allgemeinen und würde sich auf unseren Friedenscongressen vortrefflich ausnehmen: schade, daß er gegen die Türken so energisch Vernichtung predigt

und auf die Juden so schlecht zu sprechen ist. Im Ganzen aber könnte er noch heute jeder parlamentarischen Versammlung als wohlmeinender Redegreis bestens empfohlen werden.

So weit der bloße Patriotismus reicht, ist er vollkommen am Platz. In dem Fache der patriotischen Entrüstung leistet er Vorzügliches. Aber vergessen wir nicht, daß es politische Fragen gibt, zu deren richtiger Auffassung die erregbare nationale Empfindlichkeit wirklich ganz allein genügt. Eine solche Frage war schon damals die französische Theorie der Rheingränze.

Diese Theorie hatte bereits im fünfzehnten Jahrhundert bei den Feldzügen des Dauphins (oben S. 106) ihre verhängnisvolle Rolle zu spielen begonnen, und von da an fortwährend gespukt, um insbesondere in Straßburg selbst deutsche Köpfe zu berücken und deutsche Gewissen zu verwirren. „Viele unter uns — versichert Wimpheling — sind mehr dem französischen, als dem deutschen Reiche geneigt. Denn von den unseren werden zu Zeiten Botschafter nach Frankreich gesandt, welche halbe Franzosen sind. Wenn sie von den Franzosen freundlich empfangen werden, so reden sie ihnen zu Munde und gehen auf ihre Absichten ein, in der Hoffnung, bei einer künftigen französischen Eroberung Ehren und Würden zu erlangen."

Solchen gegenüber hält Wimpheling die deutsche Fahne hoch und sucht durch zusammengekarrte Aussprüche aller möglichen großen und kleinen Schriftsteller zu erhärten, daß Straßburg nie zu Gallien oder Frankreich gerechnet worden sei. „Lassen wir nicht die übermüthigen Gallier sich anmaßen was unser ist", ruft er aus. Schade, daß seine historische Beweisführung um so viel weniger stark ist, als sein Patriotismus. Schade, daß ihn überhaupt jedes edle Gefühl so leicht über die Gränzen seines Wissens hinausreißt. Sonst würden wir gern seine Schrift „Deutschland" dem berühmten Buche Arndt's „Der Rhein Deutschland's Strom, nicht Deutschland's Gränze" an die Seite setzen.

Auch sein „Abriß der deutschen Geschichte" ist wissenschaftlich genommen eine schlimme Arbeit. Die Auswahl und Behandlung

des Stoffes richtet sich ungescheut nach den Tendenzen der Gegenwart. Und in den ältesten Zeiten ist ihm jede fabelhafteste Träumerei zum Preise der deutschen Nation willkommen. Aber auch hier müssen wir dem Publicisten verzeihen, was der Gelehrte sündigt. Die genannte Schrift war das erste Unternehmen ihrer Art und bildet für Politik, Litteratur und Kunst wirklich eine Ruhmeshalle unseres Volkes, die wir mit allen ihren Schwächen uns ebenso zu achten und zu lieben gezwungen fühlen, wie das treue deutsche Herz des ehrlichen Verfassers. Denn wir Deutschen haben wahrhaftig alle Ursache die patriotischen Gefühle hochzuhalten und selbst die patriotische Phrase nicht gänzlich zu verachten: schon hat in einfachen Gemüthern das schallende Wort sich als ein Apostel der That erwiesen.

Indessen liegt Wimpheling's eigentliche Bedeutung weder in seinen politischen, noch in seinen historischen Leistungen, sondern auf dem Gebiete der Pädagogik, wie das bereits die Zeitgenossen erkannten. Wir sehen, daß selbst das Steckenpferd eines warmherzigen und vaterlandsliebenden Mannes dem Fortschritte einer ganzen Nation zum Heil gereichen kann.

Auch Wimpheling ist kein rechter Humanist. Er liebt die vielgepriesenen Studien nicht um ihrer selber willen, er hat sich nicht in staunender Verehrung vor der neuerstandenen Antike hingeworfen; er ist nicht geblendet von ihrem Glanze. Im Gegentheil, er wittert wie sein Freund von der Münsterkanzel, sittliche Gefahr von den alten Poeten, er will nur Virgil zulassen und von den Prosaisten sich nur zu den römischen Philosophen bequemen. Er ist ein begeisterter Anhänger der römischen Kirche und ihrer Moral, er will die heidnischen Götter nicht in den christlichen Dom hereinlassen, und heidnische Lebensanschauung erfüllt ihn mit Grauen. Die heilige Schrift vielmehr, die Kirchenväter, die christlichen Dichter: diese litterarischen Mächte will er in den zuchtlosen Gemüthern wieder einsetzen. Deshalb verlangt er Verbesserung der Schulen. Und nicht deshalb allein.

Jene nationale Eifersucht, die einst den Mönch Otfrid zum Dichter machte (oben S. 34), beseelt auch ihn. Sollen die Italiener allein den Ruhm humaner Bildung behaupten? Sollen sie uns Barbaren schelten dürfen? Nein, laßt uns mit ihnen wetteifern, laßt es uns ihnen gleich thun. Reformiren wir die Schulen, räumen wir auf mit dem alten unpraktischen Wuste, lehren wir nach einer vernünftigen faßlichen Methode, lehren wir was nützlich ist und zur Hebung der Sittlichkeit beiträgt.

In diesem Sinne liefert Wimpheling Handbücher des lateinischen Styls, Anleitungen zur Metrik, Anweisungen für den Lehrer, moralische Anthologien für den Schüler, Vorschriften über das Studium, insbesondere für angehende Theologen, deren Beruf ihm noch unter allen am höchsten stand. Sämmtliche solche Bücher wurden in Schulen viel gebraucht.

In diesem Sinne hat er als Freund und Lehrer der Jugend gegen mittelalterliches Unwesen gekämpft, die Macht der Geistlichkeit brechen helfen und den Fortschritt befördert.

In diesem Sinne bemüht er sich vereint mit Kaisersberg die Gründung eines Gymnasiums in Straßburg durchzusetzen, das aber erst die von ihm so gehaßte Reformation wirklich ins Leben rief.

In diesem Sinne endlich suchte er Geistesgenossen und Gleichstrebende zusammenzuhalten und gründete litterarische Kränzchen zu Straßburg und Schlettstadt, die für den persönlichen Austausch und die gegenseitige Förderung unter den Männern der Wissenschaft nur segensreich wirken konnten. Hier concentrirte sich der elsässische Humanismus. Fast Alles, was das Land an bedeutenden Gelehrten besaß, stand mit Wimpheling's Gesellschaften in Verbindung: theils ältere, theils jüngere Männer, theils Alters- und Gesinnungsgenossen Wimpheling's, theils eine neue vorgeschrittene Generation.

Schon blühen die Studien; an den benachbarten Universitäten, in Basel, Freiburg, Heidelberg sind vielfach Elsässer thätig: und seit vollends im Jahre 1514 Erasmus von Rotterdam, der berühmteste Humanist diesseits der Alpen, in Basel seinen Wohnsitz auf-

geschlagen hatte, fühlte sich die ganze benachbarte Landschaft, das Elsaß voran, gleichsam als die Hauptprovinz des humanistischen Ordens, welche der Großmeister selbst durch seine Gegenwart auszeichnete. „Apollo mit den neun Musen ist nach Basel ausgewandert", schrieb damals ein Elsässer aus der Ferne.

Um Erasmus sammelten sich alle Elemente der zahmen kirchlichen Opposition, alle die Ritter von der blauen Farbe, die nur redeten, aber nicht handelten; die nur kritisirten, aber nicht rebellirten; denen Luther als das rothe Gespenst erschien, das sich dem Aufschwung der edlen Wissenschaft entgegenstellte. Ging es nach Erasmus, so blieb der alte Zustand unerschüttert. Aber dieser ebenso geistreiche wie charakterlose Mann behielt das Heft nicht in Händen. Mehr als einer seiner Getreuen hat sich, wie Ulrich von Hutten, von seinem Einflusse losgemacht und der Bewegungspartei in die Arme geworfen.

Natürlich Wimpheling blieb fest, aber unter den Jüngeren ist mancher abgefallen, wie Capito (geb. 1478), Jacob Sturm (geb. 1489) und Butzer (geb. 1491), die wir als Leiter der Reformation in Straßburg alsbald näher kennen lernen werden.

Auch Konrad Pellicanus aus Ruffach (geb. 1478, gest. 1556), der erste Deutsche der Zeit nach, der sich ernstlich mit dem Hebräischen beschäftigte, war ein eifriger Anhänger der Kirchenverbesserung.

Selbst Beatus Rhenanus aus Schlettstadt (geb. 1485, gest. 1547), ein besonderer Freund Wimpheling's und Erasmus', verhielt sich der Reformation gegenüber nicht ablehnend. Nur hat er sich allerdings nicht thätig betheiligt. Er war ein beschaulicher Gelehrter, der die großen Welthändel lieber aus der neutralen historischen Ferne betrachtete, als daß er persönlich eingegriffen hätte. Ein gründlicher Philolog, hat er in den Klosterbibliotheken manchen werthvollen Fund gemacht und schärfere Kritik nebst umsichtigerer Quellenbenutzung in die historische Forschung hineingetragen. In seinen drei Büchern deutscher Geschichte, welche das Leben und die Thaten, die Wohnsitze und die Sprache der Germanen bis über den Abschluß

der Völkerwanderung hinaus behandeln, ist der vage übertreibende Patriotismus Wimpheling's zu einer echt wissenschaftlichen Frucht gereift. —

Unter den jüngeren Elsässern jener Zeit begegnet uns endlich — freundlos, gehaßt und gemieden — der prahlerische, unverträgliche Franciscanermönch Thomas Murner aus Straßburg (geb. 1475, gest. nach 1530), ein merkwürdiger, lehrreicher, aber unerfreulicher Charakter, den man treffend als einen Thersites in der Kutte bezeichnet hat.

Er ist ein empfindlicher, eitler, ehrgeiziger Litterat von lockeren Sitten und unstetem Lebenswandel. Er gehört zu jenen Talenten ohne Charakter, die es nicht vertragen können in zweiter Reihe zu stehen, die sich durchaus nicht darein finden wollen, daß sie als Epigonen auf die Welt gekommen sind. Solche Leute suchen Erfolg um jeden Preis, sie scheuen kein Mittel um von sich reden zu machen. Sie stellen Paradoxen auf. Sie suchen Händel mit Männern von Ruf und Ansehen. Sie lassen sich auf allerlei Charlatanerien ein, für die sie selbst Reclame machen. Ihr Leben zerbröckelt sich in Ansätzen und Versuchen, die theils gelingen, theils mislingen, immer aber an dem höchsten Lebensgehalte bis zur gänzlichen Verflüchtigung zehren.

Eine solche Natur ist Murner. Der Lorbeer des gekrönten Dichters, den ihm Maximilian verlieh, genügte ihm nicht. Er gerirt sich bald als Theolog, bald als Jurist. Er macht das Volksbuch von Eulenspiegel in Süddeutschland bekannt und übersetzt den Virgil, sowie römische Rechtsbücher. Er versucht sich an Universitäten, wirbt um städtische Aemter und bekleidet Würden seines Ordens. Wir können ihn nicht verfolgen in seinem vielverzweigten Streben und Thun, wir suchen in ihm hauptsächlich den deutschen Poeten.

Seine ernsten Dichtungen sind weder zahlreich noch werthvoll. Die Jungfrau Maria besingt er ohne Innigkeit, er bringt mehr der Schutzheiligen des vaterstädtischen Münsters seine offizielle Huldigung dar. Einmal (1514) stellt er, ganz auf Kaisersberg's Art — in

einem durchgeführten Gleichnisse den Proceß der christlichen Heiligung als ein Bad des Sünders dar, wobei Christus als Bader fungirt, dem Menschen die Füße wäscht, ihn abreibt, ihm die Haut kratzt, ihn schröpft, ihm den Kopf wäscht u. s. w. Alles zugleich in Bildern erbaulich zu sehen. Die unwillkürliche Komik zeigt, wozu er berufen ist.

Das bedeutendste, was er gemacht, sind unstreitig seine satirischen Gedichte. Die früheren (1512—1519) mehr oder weniger in Sebastian Brant's Manier, Holzschnitte mit poetischen Erläuterungen, Satiren auf alle Stände in den von Brant gegebenen oder ähnlichen Formen: bald beschwört er Narren, bald schildert er die Schelmenzunft, bald nimmt er die „Gäuche" vor, die sich von Weibern bethören lassen, bald verfolgt er die Eselei in allen Gestalten: kurz es ist immer der Brant'sche Begriff des Narren, der auch als Schelm, Gauch oder Esel verkleidet, stets zu demselben Zwecke dienen muß.

Murner sucht Brant zu überbieten, und überbietet ihn wirklich. Nur bleibt Brant immer das Vorbild und Murner der Nacheiferer; ja neben Murner's bodenlosem Leichtsinn erscheint Brant als ein wahrhaft tiefer Geist. Aber Murner ist gewandter, bissiger und witziger. Nur verdankt auch er sein Bestes der mit komischen Elementen durch und durch getränkten Volkssprache, und der Witz besteht oft blos in dem traurigen Muth, Unflätereien der niedrigsten Sorte mit einem Selbstgefühl auszukramen, als wären es Perlen und Diamanten.

Zur vollen Entfaltung seiner satirischen Kraft und seines Dichtertalentes überhaupt erhob sich der unruhige Franciscaner erst gegenüber der Reformation.

So feindselig Murner's persönliche Beziehungen zu Kaisersberg, Brant und Wimpheling waren, dem innersten Wesen nach ist er mit dem älteren Straßburger Kreise sehr nahe verwandt. Er zieht wie sie und viel schärfer über die Geistlichen los; er schimpft auf die bösen Prälaten „die thun viel teufelischer Thaten, als die Teufel aus der Höll"; er macht die Mönche herunter, deckt alle ihre

Schwächen auf, indem er sich selbst nicht schont; er begrüßt das erste Auftreten Luthers nicht ohne Freude und übersetzt noch Luthers Schrift über die babylonische Gefangenschaft: — plötzlich sattelt er um, der ganze furchtbare Ernst des auflodernden Kampfes wird ihm klar, seine gewöhnliche Frivolität verläßt ihn, der Mönch wacht in ihm auf, er fühlt daß es sich um die Existenz handelt und dichtet die beste, boshafteste, einschneidendste Satire, die gegen die Reformation je erschien, zugleich sein am meisten durchdachtes und einheitliches Werk, den „großen lutherischen Narren“ (1522).

Das ist ein Gedicht, das sich selbst neben Ulrich von Hutten's lucianischen Dialogen sehen lassen darf. Auch erhebt es sich in den entscheidenden Partien zu ganz dramatischer Spannung und Entwickelung. Wie die lutherischen Bundesgenossen sich sammeln und die verschiedenen Elemente der Reformation dabei charakterisirt werden, wie sie dann den Feldzug beginnen, Kirchen und Schlösser stürmen und zuletzt Murner belagern, wie Luther da Unterhandlungen anfängt und Murner zu sich herüberziehen will, indem er ihn in die Karten sehen läßt und ihm seine Tochter (die Reformation) zur Ehe anträgt, wie dann die Hochzeit vor sich geht und Murner in der Brautnacht entdeckt, daß seine Neuvermählte an dem „Erbgrind“ leide, worauf er sie jämmerlich zerbläut und fortjagt: das Alles ist zwar roh und flüchtig ausgeführt, aber ganz vortrefflich angelegt. Nur darf man bei Murner weder hier noch sonst je eigentlichen Humor suchen. Dazu ist er viel zu bösartig, wüthend und wild.

Sebastian Brant's satirische Muse ist ein ehrbares Fräulein in höheren Jahren, das mit lächelndem Behagen die Passagiere des Narrenschiffes wie eine Schaar geliebter Canarienvögel oder Möpse überzählt und mustert. Thomas Murner's begeisternden Genius können wir uns nicht anders denken, als wie seine Zeitgenossen ihn selber darzustellen pflegten, wie einen wilden Kater, der beißt und kratzt und den Gegner am liebsten zerfleischen möchte, wenn er auch zum Schein manchmal recht glimpflich thut.

Murner's lutherischer Narr ist eine großartige Denunciations-

schrift. „Seht die Idealisten — scheint er zu sagen — seht die frommen Schwärmer, die nach dem rechten Glauben ringen. Ich habe ihnen die Maske abgezogen. Heuchler sind sie, die den Geist vorschützen um für den eigenen Leib zu sorgen; Diebe und Räuber, die die Kirche zerstören wollen, um sich selbst zu bereichern; scheinheilige Phrasenhelden, die unter dem Schlachtruf Freiheit, Wahrheit und Evangelium alle göttliche und menschliche Ordnung untergraben." Und Murner's Satire ist darum so ausgezeichnet, weil sie nicht gegen rein Ersonnenes und Erlogenes kämpft, weil sie an der Reformation bei aller feindseligen Uebertreibung doch eine Seite hervorhebt, welche durchweg an den gewaltigen Umwälzungen der moralischen Welt zu Tage tritt: eine geistige Bewegung, die in der Tiefe packen soll, muß mit starken materiellen Interessen verknüpft sein.

Elftes Kapitel.

Die Reformation.

Die Reformation war beides, eine innere und eine äußere Reinigung, eine geistige und eine soziale Umwälzung.

Einerseits bietet das Christenthum seine beste Kraft auf, um alle jüdischen und heidnischen Elemente aus sich zu entfernen. Es ist als ob der Apostel Paulus und der heilige Augustinus zum zweiten Male über die Erde wandelten um zu predigen: „Nicht Werke, sondern Glaube; nicht unser Verdienst, sondern Gottes Gnade in Christo; nicht eigene Büßungen und Genugthuungen, sondern einzig das Verdienst Christi." Die ewige Quelle alles Großen, die innere Unterwerfung unter eine höhere Macht, wird wieder aufgegraben und sprudelt von neuem. Die negirende pessimistische Stimmung welche schon die Besten ergriffen hat, macht einer gehobenen hoffnungskräftigen Freudigkeit des Lebens Platz, wie sie selten ihres gleichen fand.

Andererseits aber soll der ehelose geistliche Stand in seiner von Rom abhängigen Organisation gestürzt werden.

Dazu war Alles längst vorbereitet. Der Adel machte sich ein Vergnügen daraus, die Kutte und den Chorrock zu beschimpfen. Das Raubritterthum beutete mit Vorliebe den Clerus aus. Die weltlichen Räthe der Fürsten wußten die ergibige Finanzquelle der

geistlichen Güter ebenfalls zu finden. Die Volksstimmung war lange empört, das Bestehende als solches übte keine Macht mehr, der Nimbus war verschwunden. Die reinsten Männer unter den Geistlichen selbst verkündeten von der Kanzel die Schande ihres Standes. Der Humanismus raubte ihnen das Monopol der Wissenschaft und Schule und bildete jene Generation von freier blickenden Priestern heran, welche die rüstigsten Kämpen des Evangeliums geworden sind.

Die Schaaren standen gewappnet; die Alarmtrompete zu Wittenberg erscholl: alle Mächte des Umsturzes waren entfesselt; Luther schritt wie der Erzengel Michael voran, um Lucifer zu schlagen; man warf sich auf die geistige Zwingburg Rom mit einem Gefühl, wie es die alten Juden gegen Babylon beseelte:

Du schnöde Tochter Babylon,
Zerbrochen und zerstöret!
Wol dem, der dir wird gen (geben) den Lohn
Und dir das widerkehret (vergilt),
Dein Uebermuth und Schalkheit groß,
Und mißt dir auch mit solchem Maß,
Wie du uns hast gemessen!
Wol dem, der deine Kinder klein
Erfaßt und schlägt sie an den Stein,
Damit dein werd vergessen!

Meister Mathis und seine Genossen.

Mit einer Schnelligkeit, als ob Zauberei im Spiel gewesen wäre, kamen die 95 weltgeschichtlichen Thesen nach Straßburg. Zuerst wurden sie den Gelehrten bekannt, dann rasch den Bürgern, und überall schlugen sie ein.

Die Schriften Luther's wurden eiligst verbreitet, nachgedruckt und viel gelesen. Eine Flut von Broschüren ergoß sich über den Büchermarkt, worin Luther's Gegner angegriffen, in den Staub gezogen und für die neue Lehre populär und eindringlich geworben wurde. Die clericalen Drohungen verfingen nichts, wie groß auch

ihre Macht noch scheinen mußte. „Soll denn allein die Gewalt Recht sein? — fragt in einer Straßburger Flugschrift der Mann aus dem Volke — wenn der Papst einen Gauch von Rom schickt mit der Vollmacht: fang mir den, verbrenn mir diesen, so fängt mein Dreschflegel an sich zu regen.“ Je kühner sein Muth, je drohender die Gefahr in die er sich begab, desto mehr fühlte sich das deutsche Volk geschaart um Luther. „Laßt uns nur sorgen — spricht jener Mann aus dem Volke zu Dr. Martinus — wir wollen euch erretten von der Gewalt des Papstes und der Breitenhütenträger, es sei denn daß uns gut Fäust, Schwert, Harnisch und Hellebarden sammt gutem Geschütz nicht helfen mag.“

Das Jahr 1517 war ein Hungerjahr, die geistlichen Stifter in Straßburg wollten kein Getreide verkaufen, wenn es die Bürger nicht um zwei Schillinge theurer bezahlten, als die Fremden. Der Unwille stieg auf das höchste. Man schlug dem Clerus die Wittenberger Thesen an die Thüre seiner Wohnungen. Sogar zurückhaltendere Naturen fingen Feuer, und als im Februar 1518 ein neuer Ablaßhandel mit vielem Pomp eröffnet wurde, sagte man, das Ding sei mehr erfunden um dem Papst den Seckel, als um den Himmel zu füllen; und ein Bürger erklärte, es sei nichts mit dem Ablaß, und wenn er so viel Geld hätte, so weit von Straßburg bis Colmar ist, so wollte er nichts dafür geben. Die Misstimmung wurde so ernst, daß der Stadtrath, der streng auf Ordnung hielt, energischer einschreiten und einen oder den andern Wortführer verhaften lassen mußte.

Bald fand sich auch ein Prediger, der Luther's Schriften studirt hatte und der Volksstimmung entgegen kam, indem er in Luther's Sinne das Wort Gottes verkündigte: Matthias Zell aus Kaisersberg (geb. 1477), von den Bürgern nur der Meister Mathis genannt. Er war ein anspruchsloser, populärer Mann; keine Spur von Ehrgeiz in ihm; aller dogmatischen Grübelei fremd, hielt er sich schlicht an die Bibel und vertrat mit männlichem Freimuth die gute Sache.

Aus Straßburg und der umgebenden Landschaft strömte Alles

herbei, um ihn „lutherisch" predigen zu hören. Der Zulauf war so groß, daß er die Kanzel in Anspruch nahm, um die einst Dr. Geiler sein Publicum versammelt hatte. Und als das verweigert wurde, verfertigten die Schreiner in der nahen Kurbengasse schnell eine tragbare Kanzel von Holz, welche sie jedesmal aufschlugen, wenn Meister Mathis predigen sollte.

Das im Jahre 1521 von Worms ausgegangene kaiserliche Verbot, lutherische Bücher zu drucken und zu verkaufen, wurde in Straßburg nur zögernd publicirt und bald wieder misachtet. Aufgeklärte und hochgestellte Geistliche, insbesondere manche Domherren, wirkten selbst auf den Rath im reformatorischen Sinne ein. Der Jurist Nicolaus Gerbel, ein Mann von gediegener classischer Bildung, hielt sich mit Luther, mit Hutten in ununterbrochener Correspondenz. Elsässische Edelleute erklärten sich in Flugschriften für die Reformation und beglückwünschten die Straßburger zu dem religiösen Umschwung, der sich dort fühlbar machte. Was half es, daß der Leibjournalist der päpstlichen Partei, Thomas Murner, alle Schleusen seiner Schmähkunst eröffnete: unter den etwa zwanzig Druckern, welche Straßburg damals zählen mochte, ließ sich nur ein einziger noch herbei, seine und andere katholische Schriften zu drucken. Schon kehrte sich die städtische Censur gegen den bissigen Franciscaner und verurtheilte seine Broschüren zur Verbrennung; schon wurde in einer Flugschrift der Evangelischen der Satz aufgestellt, daß „aller geistlicher Stand schuldig sei der weltlichen Obrigkeit zu gehorsamen"; schon hatte Meister Mathis unter den anderen Priestern Nachfolge gefunden; und als der Bischof ihn zur Strafe ziehen wollte, da gab es der Rath nicht zu und ermahnte ihn, das Wort Gottes und die heilige Schrift wie bisher tapfer und ohne Furcht zu predigen, dabei man ihn schützen und schirmen wolle. Auch die Reclamationen des päpstlichen Legaten wurden zurückgewiesen, ohne Ostentation, ohne ausdrückliche Parteinahme, aber mit Kraft und Würde, unter Hinweis auf die Nothwendigkeit einer Reform, die schon Dr. Geiler so lange erfolglos begehrt habe.

Meister Mathis aber vertheidigte sich gegen die Anklagen des Bischofs in einer Schrift, welche als das eigentliche Manifest der Reformation in Straßburg zu betrachten ist.

In kräftiger Rede, mit gediegenem Urtheil, oft mit Laune, oft mit bitterer Rüge und erschütterndem Ernst, schildert Zell darin den traurigen Zustand der elsässischen Kirche und vertheidigt die evangelische Wahrheit gegen den privilegirten Priesterstand. Nicht Luther's Lehre habe er gepredigt, sondern die Lehre der Schrift. Nicht zum Aufruhr habe er gereizt — Beweis sei die besonnene Haltung des Straßburger Volkes — sondern nur himmelschreiende Misbräuche habe er angegriffen. Er redet die Sprache eines Mannes, der die Macht des Feindes nicht unterschätzt, aber ihm mit Fassung und ruhiger Zuversicht gegenüber tritt. „Wenn ihnen ihre Klagen gelingen — sagt er voll Ergebung — so ist's um mich gethan. Wohl hin in Gottes Namen! Nehmen sie mir mein Haus, so hoff' ich, mir sei ein anderes bereit im Himmel, das nicht mit Händen gemacht ist."

Trotz seiner Biederkeit, Ueberzeugungstreue und Tapferkeit wäre Zell der Mann nicht gewesen, um das muthig Begonnene allein glänzend ans Ziel zu führen. Ein Glück, daß die Reformpartei zu Straßburg so bald eine bedeutende Verstärkung erhielt.

Zell's Vertheidigungsschrift erschien 1523, und in demselben Jahre fanden sich Capito, Butzer und Hedio in der Stadt ein. Der erste ein Altersgenosse Zell's, ein Mann von 45 Jahren, die beiden anderen noch in frischester Kraft, Butzer 32, Hedio 29 Jahre alt.

Wolfgang Köpfel oder Capito (geb. 1478), war der Sohn eines Schmiedemeisters und Rathsherren zu Hagenau, der die Pfaffen haßte und aus seinem Sohn am liebsten einen Mediciner gemacht hätte. Dieser aber war eine echte Gelehrtennatur und durchlief wißbegierig alle Facultäten um zuletzt doch bei der Theologie Halt zu machen. Er wurde rasch ein vornehmer Mann. In kurzer Frist stieg er zu bedeutenden Stellungen auf, die ihn mit den höheren Schichten der Gesellschaft in förderliche Verbindung brachten und

ihm meist auch die erwünschte Muße zu wissenschaftlicher Thätigkeit gewährten. Er war ein Bewunderer des Alterthums das — wie er sagte — durch eine eigene ehrwürdige Majestät ihn anzog, und mit Behagen erging er sich unter den Hebräern in ihrer so ganz verschiedenen Bildung und Gesittung.

Capito war weich und bestimmbar, er neigte zu Melancholie und Grübelei. Seine religiösen Gesinnungen haben einen mystischen Anflug. Er selbst spricht von seinem Temperamente der Niedergeschlagenheit und setzt sich denen entgegen, die einen anmaßenden, stolzen, streitsüchtigen Geist haben, den eitlen Naturen, die um des Ruhmes willen alles wagen. Wir haben von ihm ein Lied: „Gib Fried zu unser Zeit, o Herr!" Das bezeichnet ihn ganz. Ein tiefes Ruhebedürfnis geht durch seine Seele. Er war stets ein Friedensstifter und Vermittler. Nachdem er längst mit dem alten Glauben innerlich gebrochen, enthielt er sich doch jedes auffallenden Schrittes und suchte dem Evangelium nur im Verborgenen zu nützen. Noch zuletzt in Mainz als Kanzler und vertrauter Rath des Erzbischofs suchte er diesen bei guter Laune zu erhalten, damit er gegen Luther nicht einschreite, und andererseits Luther zu beschwichtigen, damit er den Kirchenfürsten nicht aufbringe. Endlich aber der zweideutigen Stellung und des Hoflebens doch müde, verließ er Mainz um als Propst des Stiftes St. Thomas in Straßburg die ersehnte Ruhe zu suchen. Als er hier seine Friedensbemühungen fortsetzte und sich an Zell mit abmahnenden Vorstellungen wendete: da gelang es umgekehrt diesem braven schlichten Manne, den vornehmen gelehrten Propst zu sich herüberzuziehen und aus ihm einen unerschrockenen Verkündiger des Evangeliums zu machen.

Caspar Hedio, ein Badenser, zu Ettlingen 1494 geboren, hatte Capito in Mainz als Hofprediger zur Seite gestanden und war jetzt einem Rufe nach Straßburg gefolgt, um bald die Erwartungen derjenigen zu täuschen, welche an ihm einen Vertheidiger des Alten zu gewinnen hofften. Auch er war keine nach außen gerichtete Natur und zog die Studirstube der Kanzel vor. Aber wenn wir

in Capito einen Mann der Wissenschaft von tiefem schwerbefriedigten Gemüth und idealem poetischen Hauch erkennen, so erscheint uns Hedio mehr als der behagliche Bücherwurm, den seine kleine Welt ganz ausfüllt. Er hat sich durch eine lateinische und deutsche Chronik bis 1543 einen guten Namen als Historiker gemacht und sich außerdem um das Straßburger Schulwesen manche Verdienste erworben.

Wie ganz anders erscheint uns neben diesen Männern Martin Butzer. Als armer heimathloser Vertriebener kommt er aus Weißenburg nach Straßburg. Aber man fühlt sofort: das ist der Mann der Situation, der wird eingreifen, der wird vorwärts treiben, der wird organisiren.

Er ist kein Feuergeist von dämonischer Kraft wie Luther. Er ist kein leutseliger Volksredner wie Zell. Er ist kein beschaulicher Gelehrter wie Capito. Aber er ist ein ausgezeichneter Geschäftsmann von unverwüstlicher Arbeitskraft. Seine Natur ist ganz auf Thätigkeit gestellt. Der Wille ist in ihm die herrschende Geisteskraft, der sich Verstand, Speculation, Einsicht, Gelehrsamkeit und Gefühl unterordnen müssen. Nie läßt er eine Situation über sich Herr werden, er bleibt gefaßt und bewältigt sie. Er vereinigt eine unglaubliche Zähigkeit mit eben so großer Elasticität. Schwierige Verhandlungen zu einem glücklichen Ziel führen, unter verwickelten Verhältnissen keinen Faden je verlieren, mit ungemeinem Scharfsinn den rettenden Ausweg rasch einschlagen, die Factoren sämmtlich berechnen, um alle Mittel sicher spielen zu lassen: das ist sein Talent. Butzer ist der Diplomat unter den Reformatoren. Mit seinem Sinn für das Wesentliche, mit seinem umfassenden Blick, der stets die großen Verhältnisse im Auge hat und über Nebendinge hinwegsieht, mit seiner ganzen praktischen Art, das Hauptgewicht auf die Einheit aller Bekenner des Evangeliums zu legen und die dogmatischen Streitigkeiten mehr als Nebendinge zu behandeln, ist er eine wohlthuende Erscheinung unter den starren Eisenköpfen des sechzehnten Jahrhunderts.

Uebrigens stehen ihm in diesem Punkte alle seine Straßburger Collegen stets zur Seite, und an Milde und Duldsamkeit gegen Andersdenkende, auch wo politische Motive nicht in Betracht kamen, wird er von Capito entschieden übertroffen. Sämmtliche Straßburger Prediger gehören jenem Typus des Vermittelungstheologen an, den man sich gewöhnlich unter Schleiermacher vorstellt.

Martin Butzer war als der Sohn eines Küfers in Schlettstadt 1491 geboren. Drang zu den Wissenschaften, Armuth der Eltern, Wunsch baldiger Versorgung trieben ihn den Dominicanern in die Arme. Aber dieser einst so erleuchtete Orden war längst der unwissendste geworden. Man haßte Bildung und Wissenschaft und tyrannisirte die Ordensglieder, die sich einfallen ließen nach Höherem zu streben. Butzer hat sein Latein, sein Griechisch, seine Bücher und seine Arbeiten den eifersüchtigen Obern mühsam abkämpfen müssen. Er fühlte sich wie im Gefängnis. Und vollends seit Luther's Schriften und bei zufälliger Berührung Luther's Person ihm begeisternd und erweckend nahegetreten war, haßte er die weiße Kutte, die er trug.

Es war das Verdienst Ulrich's von Hutten und seiner Freunde, ihn aus dieser Lage befreit zu haben. Bei Sickingen auf der Ebernburg fand er Zuflucht. Als Sickingen'scher Pfarrer zu Landstuhl heirathete er Elisabeth Silbereisen, eine ehemalige Nonne. Und als Sickingen ihn wie Hutten und andere entließ, um sie nicht in sein Schicksal zu verwickeln, da wandte er sich im November 1522 nach Weißenburg, um dort die erste evangelische Gemeinde einzurichten.

Aber seines Bleibens sollte dort nicht lange sein. Sickingen war gefallen, und die siegreichen Truppen seiner Feinde wurden allen Anhängern des Evangeliums auch im nördlichen Elsaß gefährlich. Ende April 1523 verließ daher Butzer mit seiner kranken Frau die Stadt und wanderte nach Straßburg.

Er hatte drangvolle Wochen durchzukämpfen und seine Aussichten waren sehr düster. Als ein abtrünniger in die Ehe getretener Priester befand er sich im Bann, und das bischöfliche Gericht ver-

langte seine Auslieferung. Aber nachdem er Gelegenheit gefunden, seine ausgezeichneten Gaben in Vorlesungen zur Geltung zu bringen, wurde er in den Schutz der Stadt und als Bürger aufgenommen.

Er war eigentlich, wie schon bemerkt, kein Prediger für die Masse. Es schadete ihm eine gewisse Vorliebe für die Entwickelung feinerer Gedankenreihen und eine damit zusammenhängende übergroße Wortfülle. Er wirkte nicht packend, sondern mehr überzeugend durch eindringliche dialektisch geschulte Beweisführung. „Ich weiß keine so scharfsinnige und gelehrte Predigt zu thun, wie Ihr," sagte ihm späterhin Luther zu Wittenberg, indem er sich über seine alemannische Mundart ein wenig lustig machte. „Aber wenn ich auf die Kanzel trete, so sehe ich, was ich für Zuhörer habe. Denen predige ich was sie verstehen können, denn die meisten sind arme Laien und schlichte Wenden. Ihr aber suchet Eure Predigt gar zu hoch und schwebt in den Lüften im Gaischt, Gaischt. Darum gehören Eure Predigten nur für die Gelehrten, die können meine Landsleute allhier, die Wenden, nicht verstehen."

Nichsdestoweniger empfand man zu Straßburg in Butzer's Kanzelreden die überlegene Geisteskraft, und er predigte im Münster neben Zell mit vielem Beifall.

Es ist eine kleine unansehnliche, wenn auch kräftige Gestalt, welche die Reihen des gewählten Publicums durchschreitet, um den hölzernen Predigtstuhl zu besteigen, den man einst für Meister Mathis gezimmert und für ihn jetzt hervorgeholt hatte, weil die Domherren den gebannten Priester nicht auf die „Doctorkanzel" lassen wollten.

Eine kleine unansehnliche Gestalt. Aber auf dem kurzen Halse sitzt ein mächtiger Kopf mit durchgearbeiteter Stirn und mit großen, klugen, forschenden, prüfenden, beobachtenden Augen; darunter stark heraustretende Backenknochen, eingesunkene Wangen und tiefe Furchen um den vorspringenden Mund und die fleischigen Lippen. Das scharfgeschnittene Gesicht ist ganz Auge und Mund, Späherblick und Ueberredungskunst, eine Hindeutung auf Schlauheit kaum verkennbar.

Wartet nur wenige Jahre, und der kleine Mann ist die Seele der Reformation nicht blos in Straßburg, sondern in Schwaben, in Hessen, in ganz Oberdeutschland, um überall „Götzen und Messen abzuthun und christliche Zucht tapfer an die Hand zu nehmen." Dabei hält er den Blick fortwährend auf Frankreich gerichtet und läßt keine Gelegenheit vorüber, um dort das Evangelium zu fördern; seine beste theologische Schrift (eine Psalmenübersetzung mit Commentar) ist bestimmt, die reinere Lehre nach Italien unter einer angenommenen Maske einzuschwärzen; seine ungewöhnliche praktische Befähigung rufen ihn den Rhein hinab und übers Meer: in Köln und in England will man sich dieses „vorzüglich auserwählte Rüstzeug Gottes", wie ihn ein Zeitgenosse nannte, diesen Organisator voll Activität und Feuer nicht entgehen lassen. Es ist kein Zufall, daß seine letzte umfangreiche Schrift die Grundzüge einer reformirten Kirchenverfassung enthält.

Der neue Cultus.

Zunächst wirkte Butzer's muthiges Beispiel auf alle Diener des Wortes zu Straßburg — wie sich die reformirten Geistlichen nannten — um sie aus dem katholischen Coelibat heraus in den Ehestand zu treiben.

Butzer war einer der ersten Cleriker überhaupt gewesen, welche den unwiderruflichen Schritt gethan, durch welche sie die Brücke hinter sich auf immer verbrannten. Und er hat zeitlebens seine Kunst des Unterhandelns gern auch im kleinen als ein leidenschaftlicher Ehestifter bewährt. Noch im Jahre 1523 folgten Matthias Zell und fünf andere Priester seinem Vorgange, und ihnen schlossen sich im folgenden Jahre auch Hedio und Capito an.

Von ihren Frauen tritt am meisten Katharina Schütz hervor, welche Zell zum Altar führte. Sie war mehr als Magd und Dienerin, oder wie man sonst das Frauenideal des sechzehnten Jahrhunderts bezeichnen mag. Sie stand mit Luther und anderen

gelehrten Männern in Briefwechsel. Sie war andererseits eine Beschützerin aller Bedrängten und Verfolgten. „Ich habe — bekennt sie selbst — mit meines frommen Mannes Willen und Wolgefallen mich vieler Leut angenommen, für sie geredt und geschrieben, es seien die so unserm lieben Dr. Luther angehangen, oder Zwinglin, oder Schwenkfelden, und die armen Taufbrüder, reich und arm, weis oder unweis, nach der Red des heiligen Pauli, alle haben zu uns dörfen kommen." In späteren Jahren, als ihr Mann und Capito und Butzer und ihre Freunde längst unter der kühlen Erde schlummerten, hat sie das Andenken dieser Männer gegen die Anfeindung des orthodoxen Lutherthums mit Wort und Schrift in Schutz genommen. Sie trug in sich das berechtigte Gefühl und sprach es offen aus, daß sie mit ihrem echt menschlichen Wirken als gute Patriotin gehandelt und zur Ehre der Vaterstadt beigetragen habe: „Treulich und einfältig hab ich mit großer Freud und Arbeit, Tag und Nacht, meinen Leib, meine Kraft, Ehr und Gut, dir, du liebes Straßburg, zum Schemel deiner Füße gemacht." —

Die Priesterehen waren offene Auflehnung gegen die Kirche, weit entscheidender nach außen als die Predigt des Evangeliums. Aber vergebens mochte der Bischof die Verheiratheten vor sein Gericht laden und in den Bann thun. Der Rath schützte sie, weil sie ihr Recht auf die Schrift gründeten und das Volk sich laut für sie erklärte. Man begriff was ein bürgerlich rechtschaffenes Haus werth war.

In die Reihe der Bürger traten die Geistlichen jetzt überhaupt ein. Im Juni 1523 beschloß der Rath, sie zu den bürgerlichen Lasten herbeizuziehen: die Domherren, die sich nicht überwinden konnten, den Bürgereid zu leisten, verließen großentheils die Stadt. Im Mai 1524 erlaubte der Rath den Mönchen und Nonnen ihre Klöster zu verlassen, ihre Ordenskleider abzulegen und in den Ehestand zu treten. Häufig machten sie von der gewährten Freiheit Gebrauch. Um dieselbe Zeit wurden auch die unruhigsten Wortführer und Scandalmacher der Gegenpartei, wie Thomas Murner,

aus der Stadt verwiesen. Alle diese Schritte begleitete eine fruchtbare populäre Flugschriftenlitteratur mit ihrem Beifall.

Von nun an kam es immer öfter vor, daß die Priester von der Gemeinde, nicht mehr von der geistlichen Behörde angestellt wurden. Die Pfarrgemeinde der Gartner zu St. Aurelien war es, welche sich den ersten evangelischen Pfarrer in der Person Martin Butzer's wählte (vor Ostern 1524). Die materielle Lage der Prediger war im allgemeinen nichts weniger als glänzend. „Drei Gulden wöchentlich, wovon wir nebst Weib und Kind leben müssen, das sind unsere Reichthümer", schrieb Butzer.

Aber in ihrem Eifer erkalteten sie darum nicht. Sie entwickelten vielmehr die angespannteste Thätigkeit: predigten unermüdlich, ließen sich die neue Einrichtung des Cultus angelegen sein, und suchten das Schulwesen zu heben.

Die nöthigen Aenderungen im Cultus wurden rasch vorgenommen, die lateinische Kirchensprache beseitigt, die Messe deutsch gelesen und wesentlich vereinfacht, das Abendmal unter beiderlei Gestalt ausgetheilt, die Beichte verworfen, die Taufe deutsch vollzogen. Es folgte die Abschaffung der Feiertage und das Wegräumen ärgerlicher Bilder, Reliquien und Heiligenaltäre: alles geschah sehr maßvoll, und die Hitzköpfe, welche gern einen Bildersturm veranstaltet hätten, ließ man nicht aufkommen.

Die Buchdrucker sorgten durch Zusammenstellung der Straßburger Kirchenordnungen dafür, daß die Aenderungen im Cultus dem Volke geläufig wurden und es die nöthigen deutschen Texte und Lieder in die Hand bekam. Die biblischen Bücher, über die gepredigt wurde, erschienen einzeln im Druck und wurden wie Textbücher in die Kirche mitgenommen.

Dem geistlichen Gesang diente theils was anderwärts die neu erwachte Frömmigkeit poetisch producirte; theils that sich in Straßburg selbst eine ganze Anzahl von Liederdichtern hervor: seien es Pfarrer wie Capito und Meister Zimprian (Symphorianus Pollio), seien es Musiker und Organisten, wie Wolfgang Dachstein und

Matthias Greitter, seien es Laien wie der Maler Heinrich Vogtherr, der sich besonders kräftig und glaubensfroh vernehmen ließ. Ihnen schließt sich später der Buchdrucker Schweinitzer (ein Anhänger der schwenkfeldischen Secte) an und verschiedene Geistliche, wie der aus Freiburg vertriebene Ludwig Oeler, der mit Zell eng befreundete Johann Englisch, der Lothringer Wolfgang Musculus, der eine Zeit lang Butzers Secretär war, und der Elsässer Konrad Hubert aus Bergzabern, Butzer's Helfer und treuester Freund, „gar ein frommer Junge, ganz einer fründlichen gütigen Art", wie Butzer den vierundzwanzigjährigen schildert.

Meist sind es, wie allgemein im evangelischen Kirchenlied, die Psalmen und andere biblische Gesänge oder Gebete, an deren Uebersetzung man sich versucht, ohne eigene Conceptionen zu wagen.

Ueber die Melodien, die in Straßburg entstanden, urtheilt der berufenste Kenner: sie tragen ein sehr ernstes, fast herbes Gepräge an sich. Die meisten unter ihnen gehen in Tönen von ganz gleicher Dauer einher; ungerader Tact, rhythmischer Wechsel sind allen fremd; man möchte glauben, sie enthielten sich absichtlich jedes Schmuckes. Auch die überwiegende Molltonart trägt dazu bei, ihnen eine düstere Färbung zu verleihen. Ebendeshalb ist eine dauernde und tiefgreifende Vermehrung des ältesten evangelischen Liederschatzes von Straßburg nicht ausgegangen. Vielleicht hat keine andere Stadt so viele Dichternamen aufzuweisen: aber nur drei hier entstandene Singweisen haben allgemeinen Anklang gefunden: „O Herre Gott, begnade mich", „Es sind doch selig alle die", beide von Greitter, und „An Wasserflüssen Babylons" von Dachstein, wonach jetzt allgemein Paul Gerhard's Passionslied „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld" gesungen wird. Auch als Gedicht zeichnet sich das letztgenannte vor vielen Kirchenliedern jener Zeit aus, durch melodischen leichten Fluß des Verses, durch den großartigen Inhalt und die Plastik mit der er herausgearbeitet ist: der Psalm der exilirten Juden erhält in der gewaltigen Zeit neue Bedeutung: wir haben die Schlußstrophe zu Eingang des Kapitels mitgetheilt.

Vielleicht ist nichts so geeignet uns die unmittelbare Empfindung des Geistes zu geben, in welchem Straßburg die Reformation durchführte, als der musikalische Charakter der Kirchenlieder. Es ist ein hoher, ernster, aufgeklärter, aber etwas nüchterner und kühler Geist.

In eben diesem Geiste konnte Butzer schon Ende 1524 über die von uns erzählten Reformen des Cultus berichten. Mit welcher Milde und Persönlichkeit, mit welcher verständigen Kühle bespricht er dabei die Fragen, welche schon begonnen hatten die junge evangelische Kirche zu entzweien, die Lehren vom Abendmal und von der Kindertaufe: „So wie das Reich Gottes nicht Essen und Trinken ist — bemerkt er — also ist es auch nicht die Wassertaufe, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem heiligen Geist.“ Nirgends kommt in jener Zeit so wenig Pfaffenthum zum Vorschein, wie in Straßburg. —

Mit jenen Reformen aber gab sich die Bürgerschaft nicht zufrieden. Es genügte ihr nicht, daß das Neue fest begründet und eingerichtet war, man wollte das Alte förmlich beseitigt wissen. Man nahm Anstoß daran, daß der römische Cultus überhaupt noch in dieser und jener Kirche bestand.

Schon 1525 wurde dem Rath eine Bittschrift um Abschaffung der Messe überreicht, und die Agitation gegen dieselbe steigerte sich von Jahr zu Jahr. Der Rath hütete sich auch hier sorgfältig vor jedem voreiligen Schritt, er suchte zunächst die Reste des katholischen Cultus möglichst einzuschränken und die Geistlichen im Guten zu bewegen, daß sie davon abstünden. Aber als das Beispiel der schweizerischen Kirche immer mächtiger auf Straßburg wirkte; als Butzer nnd Capito scharf gegen die Messe predigten und sie als Abgötterei bezeichneten; als die Bittschriften um Beseitigung von allen Classen der Bevölkerung einliefen, von den Predigern, von vielen Bürgern, von einzelnen Rathsmitgliedern und ganzen Zünften; als selbst einige Weiber baten, man möge doch sie machen lassen, mit ihren Händen nnd Kunkelstöcken wollten sie die Meßpfaffen ver-

treiben, weil es durch die Männer nicht gehen wolle: da suchte der Rath zwar anfänglich auch noch auszuweichen, entschloß sich aber endlich doch, das unvermeidliche zu thun.

Es war gerade die Zeit, in welcher der Reichstag von Speier bevorstand, und es war zu erwarten, daß man dort schärfere Maßregeln zum Schutze der alten Kirche ergreifen würde.

Aber vergeblich setzte der Bischof alles in Bewegung, vergeblich sandte der Kaiser selbst ein Abmahnungsschreiben, vergeblich traf ein eigener kaiserlicher Abgeordneter ein, vergeblich schickte das Reichsregiment drei Gesandte, welche Gegenvorstellungen versuchten: der Rath brachte am 20. Februar 1529 die Frage vor die letzte Instanz der Republik, vor die Schöffen. Von den 300 Stimmberechtigten waren 21 nicht gegenwärtig: 184 Stimmen waren für die Abschaffung, 94 Stimmen verlangten Aufschub bis nach dem Schluß des Reichstages, eine einzige Stimme war entschieden dagegen.

Es war eine folgenschwere Minute, als die Waibel Stille geboten und die ganze Versammlung, mit Ausnahme des vorsitzenden Ammeisters, das Haupt entblößte und der Rathsschreiber aufstand und das Resultat der Abstimmung verkündigte.

Hierauf griff der Ammeister an das Barett, lüftete es und sprach: „Bei Schöffen und Ammann einer löblichen freien und Reichsstadt Straßburg, die Messe ist aberkannt.“ Darnach entließ er die Versammlung.

Die Staatskirche von Straßburg war gegründet. Die Rechte des Bischofs gingen auf den Rath über. Sämmtliche Geistliche der 7 Pfarrkirchen der Stadt, im Kirchenconvent vereinigt, standen ihm zur Seite. Ihnen waren 21 Kirchspielpfleger beigeordnet, welche unter anderem die Aufsicht über die Prediger führten. In jährlichen Provinzialsynoden sollten sich alle Prediger und Pfleger des Straßburgischen Gebiets versammeln um das Beste der Kirche zu berathen.

Butzer war der erste Präsident des Kirchenconvents, somit der Vorstand der Staatskirche, und entwickelte als solcher eine fabel-

hafte Thätigkeit. Seine zahllosen Geschäfte, welche jeder neue Tag brachte, seine weitläufigen Correspondenzen als Gelehrter, als Seelsorger, als Haupt der evangelischen Kirche Oberdeutschlands, seine häufigen Reisen, seine Vorlesungen, seine Arbeiten als Prediger und Seelsorger: das Alles wußte er zu bewältigen und war daneben noch einer der fruchtbarsten Schriftsteller der Zeit: das Verzeichnis seiner Werke weist nicht weniger als vierundneunzig Nummern auf.

Der Stadtrath von Straßburg.

Wie kam es, daß in Straßburg alles so glatt und leicht von Statten ging? Wie kam es, daß in Straßburg so viele Dinge ganz wie selbstverständlich eingerichtet wurden, über welche anderwärts noch lange Zwist und Meinungsverschiedenheit bestand? Wie kam es, daß sich Straßburg selbst von einem Gegner wie Erasmus von Rotterdam das Lob verdiente: nirgends sei die Reformation mäßiger und mit geringerem Tumulte durchgeführt worden?

Einen der entscheidenden Factoren, die Prediger mit ihrem milden friedfertigen Geist, haben wir bereits kennen gelernt. Aber auch die anderen wirkenden und gegenwirkenden Kräfte der Straßburger Reformation vereinigten sich zu demselben Resultat eines langsamen, ruhigen, dabei sicheren Ganges.

Wer am meisten Beruf hatte, Einsprache zu erheben und sich dem Neuerungsgeiste entgegenzuwerfen, war der Bischof Wilhelm III. von Hohenstein, unter dessen Regierung die Bewegung begann und auch ihr Ziel erreichte.

Als er gewählt wurde, brachte ihm die Bürgerschaft nicht eben großes Vertrauen oder übermäßige Hoffnungen entgegen. Man hatte damals schon zu sehr gelernt, den geistlichen Herren hinter die Coulissen zu blicken. Man wußte wie es bei der Wahl hergegangen war, was da für Intriguen spielten, wie sie durchkreuzt wurden, was für einen Antheil allerlei Dämchen zweideutigen Charakters daran genommen hatten, welche der Bürger nicht mit besonderem

Respect anzusehen gewohnt war. Den Erwählten hatte man als Domherrn schon gekannt: er war jung, wenig über 36 Jahr alt, hatte sich in kriegerischen Händeln bei dem Landgrafen von Hessen umhergetrieben, und man fürchtete, er werde auch als Bischof manchmal nach Kriegsmanier verfahren. Auf seine freundlichen Versicherungen gab man nicht viel. Sebastian Brant, der über die Stimmungen jener Zeit in einer besonderen Schrift sehr genau berichtet, sagt: „Wiewol der Bischof mehr als einmal mit Worten sich merken ließ, er wolle ein guter Nachbar sein und wolle versuchen, sich mit der Stadt über alle schwebenden Irrungen zu vertragen und wolle gar ein gut Kind sein u. s. w., so wagte man doch seiner listigen Art als einem Thüringer nicht sonderlich zu vertrauen." Als die Abgeordneten des Stadtraths zu ihm nach Zabern kamen, um ihm den Eid auf die städtischen Privilegien abzunehmen und die Urkunde darüber zu empfangen, gingen sie erst vor die Thür um die bischöfliche Verschreibung Wort für Wort mit den alten Formularen zu vergleichen, ob er sich auch keine Fälschung erlaubt habe. Die üblichen Geschenke bei der Wahl, bei der Weihe, beim feierlichen Einritt hat man ihm unter Ach und Krach mit heimlichem Unwillen dargebracht, es wurden ausführliche Untersuchungen angestellt, wie es bei früheren Gelegenheiten gehalten worden, und mürrisch berechnete man bei Heller und Pfennig, wie viel der Bischof die Stadt koste. Eine Anleihe zur Bestreitung der 6000 Gulden, welche er in Rom für die Bestätigung seiner Wahl zahlen mußte, wollte man ihm zuerst ganz abschlagen, um schließlich nur 1500 Gulden zu bewilligen.

Bei den kirchlichen Ceremonien konnte das kritisch gestimmte Gemüth des ergrauten Bürgers nicht umhin zu bemerken, daß es sich der junge Bischof bequem machte und sich gewisse Abkürzungen des früheren Brauchs gestattete. Und recht trübe Ahnungen kommender böser Zeiten beschlichen das Herz der Rathsherren, als sie beim feierlichen Mal, das dem Einzug folgte, nur in einem Nebengemach untergebracht wurden und nicht im großen Saal beim Bischof essen

durften, wie es doch sonst immer gewesen war. Wollte er ihnen die Ehre nicht gönnen? Wollte er sie nicht vor sich sehen? War für seine Tafel besser gesorgt, als für die ihrige und sollten sie das nicht wissen? O, ohne Zweifel das letztere, denn wie lange mußten sie sitzen und warten, bis aufgetragen wurde. Und als die ersehnten Schüsseln endlich kamen, waren sie kalt und schmeckten schlecht und sahen nicht gut aus. Ja, als man im besten Essen und das Menu noch lange nicht erschöpft war, ereignete sich das Tragische, daß um zwei Uhr der bischöfliche Tafelmeister Hans Nagel erschien und erklärte: „Liebe Herren, es ist spät, man läutet Vesper, wir wollen aufhören und um fünf Uhr wieder anfangen.“ Und um fünf Uhr mußten sie noch länger warten und das Essen war noch weit schlechter und noch viel weniger reichlich vorhanden, so daß man hungrig und ergrimmt nach Hause ging.

Das war freilich ein böser Anfang des neuen Regiments und allerlei dunkle Gerüchte kamen bald hinzu, um den üblen Eindruck zu verstärken. Der Bischof sollte in Konstanz über 6000 Gulden verspielt; er sollte ein kostbares goldenes Trinkgefäß, das zum Domschatz gehörte, verklopft haben; er sollte im Harnisch und bunten weltlichen Kleidern über Land geritten sein. Sehr schlimm für einen Bischof: aber wie sich später herausstellte, recht vortheilhaft für die Stadt.

Die heiteren Scenen des Regierungsantrittes hatten eine ernste Kehrseite, welche ihre Wohlthätigkeit in den Stürmen der Reformation bewährte. Der neugewählte Kirchenfürst war allerdings ein weltlich gesinnter Herr, ein leichtlebiger sanguinischer Aristokrat, der wol einmal scharfe Reden führen mochte und sich in Augenblicken wichtiger Entscheidungen, wie die Abschaffung der Messe, zu einer gewissen flackernden Energie aufraffen konnte. Aber in der Regel schien ihm die Zeit viel zu kostbar und das Leben viel zu werthvoll, um es an Amtspflichten, Staatsgeschäfte und Bürgerhändel zu verschwenden. Ja, er hielt ein wenig auf guten Ruf und Popularität in der Stadt und legte sich deshalb sogar manche Unbequemlich-

keiten auf. Es war also nur natürlich, daß er in den Tagen der Kirchenbewegung die Bürger meist gewähren ließ und sich auf papierene Proteste beschränkte, über welche in der That seine Macht nicht weit hinausging.

Er residirte nicht in Straßburg, sondern in Zabern: und die Stellvertreter, durch die er in der Hauptstadt seine Geschäfte besorgen ließ, erwiesen sich als unzuverlässig oder ungenügend. Die Domherren vermochten entweder nichts gegen den bestimmten Willen der städtischen Behörden, oder sie standen auf Seite der Reformation, so insbesondere die Herren des Hochstiftes vom Münster mit ihrem Dechanten, dem freisinnigen Grafen Siegmund von Hohenlohe an der Spitze, welcher in den ihm untergebenen Landgemeinden entschieden evangelische Pfarrer duldete und die übrigen ausdrücklich aufforderte, das reine Wort Gottes zu predigen. Das Reichsregiment konnte den Bischof nicht unterstützen, theils weil es überhaupt keine zuverlässige und wirksame Executive besaß, theils weil es in sich selbst gespalten war.

So war im Wesentlichen stets der Rath Herr der Lage, welcher seinerseits sich darauf angewiesen fand, getreulich die Volksstimmung zum Ausdruck zu bringen: wie das in seiner Organisation begründet lag.

Die Stadtverfassung, deren frühere Entwickelungsstufen wir S. 22 und S. 60 kennen lernten, hatte durch den Schwörbrief von 1482 ihre definitive Gestalt erhalten, welche bis auf die französische Eroberung, ja mit wenigen Ausnahmen bis zur französischen Revolution ungeändert blieb.

Die Altbürgerschaft war seit 1420 mit dem Adel verschmolzen, so daß statt der früheren drei Stände nunmehr blos zwei, Adel und Zünfte, erscheinen. Die Zahl der Zünfte war auf 20 herabgesetzt. Und jene große Körperschaft, die uns bei Abschaffung der Messe begegnete und die man nur in ganz besonderen Fällen berief und fragte, wurde gebildet, indem jede der 20 Zünfte 15 Schöffen wählte: was im Ganzen die 300 Mitglieder der erwähnten Versammlung ergab.

Der Rath aber begriff zwei Elemente in sich: ein

beständiges und ein wechselndes. Und diese konnten sich zu gemeinschaftlichen Berathungen vereinigen, gleich als ob Magistrat und Stadtverordnete zu einer Körperschaft zusammenträten.

Der wechselnde, alljährlich zur Hälfte neugewählte Bestandtheil, der sich mit den Stadtverordneten vergleichen läßt, enthielt 20 zünftige und 10 adelige Vertreter. Darunter befanden sich die 4 adeligen Stadtmeister, die alle Vierteljahr im Vorsitz wechselten; und dazu kam der zünftige Ammeister, der sein Amt 5 Jahre bekleidete.

Das „beständige Regiment" der Stadt dagegen, der eigentliche Magistrat, vereinigte in sich die gewiegteste staatsmännische Erfahrung, welche die Republik aufzuweisen hatte. Ihre Mitglieder waren auf Lebenszeit gewählt und theilten sich in zwei besondere Körperschaften: die Dreizehner (4 Adelige, 8 Zünftige mit dem jeweilig regierenden Ammeister) für Krieg und Auswärtiges, zugleich oberster Gerichtshof; und die Fünfzehner (5 Adelige, 10 Zünftige) für Inneres und Finanzen, welche außerdem das Censoramt selbst über die höchsten Beamten ausübten.

Ueberall ist, wie man sieht, das Verhältnis von Adel und Bürgerthum nach dem Maßstabe von 1 zu 2 geregelt: ein Drittel Adelige, zwei Drittel Zünftige.

Die ganze Verfassung wurde von der gesammten Stadtbürgerschaft alljährlich beschworen.

Daß der Schönfärber Erasmus, als er noch mit der Stadt gut Freund war und in Straßburg gefeiert und bewirthet wurde, seine Bewunderung dieser Verfassung in den ausschweifendsten Lobeserhebungen kundgab, würde nicht so viel bedeuten, als die warme und wiederholt ausgesprochene Anerkennung des Franzosen Bodin, des berühmtesten Staatsrechtslehrers im sechzehnten Jahrhundert, dessen günstiges Urtheil auch wir noch unterschreiben können.

Man begreift nun, weshalb es in Straßburg nicht zu stürmischen Auftritten von ernster Bedeutung kam. Der erklärte Volkswille konnte früher oder später stets auf gesetzlichem Wege zum Ausdruck gelangen, darum wurde Ruhe und Ordnung selten verletzt. Die

Mitglieder des beständigen Regiments waren überdies aufgeklärte Männer, die nicht umsonst zu Kaisersbergs Füßen gesessen und die Nothwendigkeit einer Reform Jahre lang discutirt hatten. Und ihre Autorität und Macht war andererseits doch groß genug, um jeder Ueberstürzung vorbeugen zu können. —

Es gibt ein orientalisches Märchen von einem reichen Könige, der den Inhalt seiner ungeheuren Bibliothek zuerst auf wenige Bände, dann auf ein einziges Buch der Weisheit, zuletzt auf einen einzigen Sätz reduciren läßt. So trifft es sich manchmal glücklich im Staatsleben, daß von den untersten Massen bis zu den höchsten Behörden jede übergeordnete Stufe der Hierarchie nur wie ein kurzgefaßter Auszug der nächst untergeordneten erscheint. Und so traf es sich zur Zeit der Reformation in Straßburg.

Die Schöffen waren ein Auszug des Volkes, der Rath war ein Auszug der Zünfte und des Adels, das beständige Regiment war ein Auszug des Rathes, und der Auszug des beständigen Regiments — war ein einzelner Mann. Ein Mann, dessen politische Weisheit von alter und neuer Zeit um die Wette gepriesen worden ist: „unsern Heros" nennt ihn Butzer, die Zierde des deutschen Adels und den rechtschaffensten aller Menschen nennt ihn der Geschichtschreiber Sleidan, das Orakel Deutschlands nennen ihn andere Zeitgenossen, „ein Berather der Stadt, werth über den Erdkreis zu herrschen" (Urbis consultor, dignus dominarier orbi) nennt ihn eine Grabschrift. Sleidan besang seinen Tod mit den Worten: „Deine Sonn' ist erloschen, o Straßburg! Nun bete zum Herrn, auf daß er inmitten der Flut, in Nacht und in Dunkel Euch gnädig behüt' und sicher das Schiff zum Hafen geleite. Und Ihr auch, Städte des Reichs, betrauert den Fall des Mannes, der mächtig im Rath mit hellem Verstand und gewaltiger Zunge oftmals Euch die Freiheit gewahrt und Haß nie fürchtete, als ein Beschirmer des Wahren und Rechten." Ein neuerer Schriftsteller aber bezeichnet ihn geradezu als den größten Mann ohne Zweifel, den Straßburg überhaupt gehabt habe. Dieser Mann war Jacob Sturm.

Jacob Sturm von Sturmeck (geb. 1489) stammte aus einem Geschlechte, das seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts dem Straßburger Magistrat eine Reihe der tüchtigsten Mitglieder geliefert hatte. Sein Vater war ein Freund Kaisersberg's und Wimpheling's. Und der letztere trat dem Sohne ganz besonders nahe. Er hat ihm schon in sehr jungen Jahren Bücher gewidmet, ihn auf die Universität begleitet und im vertrautesten Verkehr mit ihm gelebt. Reizend ist wie dem fünfundfünfzigjährigen Mentor, der sich allenthalben in schiefe Situationen brachte, der Tact und die Welterfahrung des fünfzehnjährigen talentvollen, aber wie es scheint etwas vorlauten Zöglings imponirte. Diesem halben Kinde schreibt der enthusiastische Wimpheling in einer gedruckten Widmung: „Ich erinnere mich stets der angenehmen Unterredungen mit Dir, worin Du mir vorstelltest, ich sollte nicht stolz werden über meine litterarische Fruchtbarkeit, und worin Du bemerktest, daß viele glauben könnten, ich schriebe gegen die habsüchtigen Priester nur aus Eifersucht, weil ich selbst keine Pfründen besäße. Hierin hast Du mich, wie ein wahrer Freund, der nicht schmeichelt, treu und wiederholt gewarnt."

Jacob Sturm hat sich seine Bildung ernstlich angelegen sein lassen, er studirte Theologie und Jurisprudenz, ohne indessen einen akademischen Grad zu erwerben, und ging dann auf Reisen, von denen er Besseres zurückbrachte, als einen Doctortitel. Erasmus, der ihn bald darnach kennen lernte, nennt ihn einen unvergleichlichen Jüngling, der die Bilder seiner Ahnen verherrliche durch die Reinheit seiner Sitten, der seine Jugend ziere durch den Ernst des Mannes, und seine ungewöhnlichen Kenntnisse durch seltene Bescheidenheit wunderbar schmücke.

Sturm galt früh für eine Autorität in Schulsachen. Schon 1522 ließ ihn der Kurfürst von der Pfalz um ein Gutachten über die Umgestaltung der Heidelberger Universität ersuchen. In seinen Vorschlägen erkennt man den Anhänger des Humanismus und der Reformation: er will die Scholastik beseitigen, er wünscht das Verständnis der Alten gefördert und verlangt Erklärung der Bibel nach

den Kirchenvätern. Aber erst zwei Jahre später sprach er sich entschieden für Luther aus. Und seit dieser Zeit gehörte sein Leben ausschließlich dem Staat. Seine junge Braut war ihm gestorben, und er hat nicht wieder freien mögen: das öffentliche Wirken mußte ihm Haus und Familie ersetzen.

1524 wurde er zum ersten Male in den Rath gewählt, schon 1525 in die Kammer der Fünfzehner und 1526 in die der Dreizehner, wodurch er für immer Antheil an der Stadtregierung bekam. Außerdem war er sein Leben hindurch dreizehnmal Stadtmeister und einundneunzigmal Gesandter Straßburg's bei politischen und religiösen Verhandlungen. Der Bauernkrieg gab ihm zuerst Gelegenheit sich auszuzeichnen und sein Talent der Vermittelung zu bethätigen. Der Rath ließ auf den sechsunddreißigjährigen eine Ehrenmünze prägen, mit der Umschrift: „Geduld schlägt Glück" (Victrix fortunae patientia). Als Redner zeichnete sich Sturm aus durch sicheren, klaren, abgerundeten Vortrag, bewunderungswürdiges Gedächtnis und unerschöpflichen Vorrath an historischen Belegen. Als Staatsmann strebte er in der auswärtigen Politik, unterstützt durch Butzer und vereint mit dem Landgrafen von Hessen, alle Bekenner des Evangeliums unter einander zu versöhnen und zu einer compacten Macht zu verbinden; in der inneren Politik gestattete er freie Bewegung aller Richtungen, soweit damit die öffentliche Ruhe und Ordnung vereinbar schien. Sein oberster Grundsatz war die Gewissensfreiheit; in Sachen des Glaubens, erklärte er, könne er weder Kaiser noch Papst als Herrn anerkennen.

Neben den confessionellen Fragen war es besonders die Schule, welche seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Hierin zeigt er sich als der echte Schüler Wimpheling's. Nicht blos das Gymnasium hat er zu Stande gebracht, um das sich schon Kaisersberg vergeblich bemühte (oben S. 164): seine Gedanken flogen noch höher, er wollte ein geistiges Centrum der protestantischen Welt schaffen, eine Akademie auf Kosten sämmtlicher evangelischen Stände. Aber das ganze Unterrichtswesen war fortwährend ein Gegenstand seiner regsten

Sorge. Er war einer der Scholarchen, welche der Rath 1528 zur Beaufsichtigung der Schulen einsetzte.

Sollen wir die allgemeinsten Umrisse seiner Persönlichkeit beschreiben, so wäre es die Leidenschaftslosigkeit und Lauterkeit des Charakters, die Hoheit und Idealität der Gesinnung, die volle Vertrautheit mit dem geistigen Leben der Zeit und die Doppelstellung als Diplomat einerseits, als oberste Autorität für Cultus und Unterricht andererseits, woraus sich für uns sein Bild zusammensetzt.

Was nun die Schuleinrichtungen betrifft, so ist die Volksschule überhaupt eine Frucht der Reformation, und Straßburg ging schon im Jahre 1525 mit der Errichtung zweier „Lehrhäuser" voran, worin deutsch Lesen und Schreiben gelehrt wurde. Gegenstände der Lectüre waren — sehr charakteristisch für die Zeit und den Ort — das Neue Testament und die Römische Geschichte des Livius in deutscher Uebersetzung. Christensinn und Römertugend wollte der Rath in den Herzen der städtischen Jugend pflanzen. Außerdem war noch die sonntägliche Kinderlehre dazu bestimmt, die Elemente der Religion auch solchen einzuprägen, die sonst keinen Unterricht genossen.

Die bestehenden lateinischen Schulen wurden verbessert und später vermehrt, die Privatlehranstalten begünstigt, Männer von pädagogischem Talent und Erfahrung, wie Otto Brunfels aus Mainz und Hans Witz (Johannes Sapidus) aus Schlettstadt im Dienste der Stadt angestellt.

Aber auch das Bedürfniß einer höheren Lehranstalt, namentlich für künftige Theologen, machte sich geltend, und auf Sturm's persönliche Anregung traten vorläufig die Prediger dafür ein, indem Butzer das Neue Testament, Capito das Alte erklärte, Hedio geschichtliche und theologische Gegenstände übernahm und für andere Disciplinen noch andere Gelehrte herbeigezogen wurden, denen sich öfters auswärtige, in Straßburg vorübergehend anwesende Männer der Wissenschaft mit ihren Vorträgen anschlossen. Capito brachte es dahin, daß schon 1525 das Thomasstift seinem alten Rufe als

das „gelehrte Kapitel“ (vergl. oben S. 159) Ehre machte und die Besoldung der Professoren übernahm, später auch die nöthigen Hörsäle gewährte. Es wurde so der Grund gelegt zur späteren Akademie und Universität.

Alle aufgeführten Anstalten griffen nun freilich nicht in einander und bildeten kein Ganzes, der Eifer der Einzelnen erschien nicht gehörig verwerthet durch planmäßige Organisation und geregelte gegenseitige Ergänzung.

Eine solche systematische Organisation wurde von den Scholarchen erst in den dreißiger Jahren in Angriff genommen und 1536 der berühmte Pädagog Johannes Sturm (ein Namens-, aber nicht Blutsverwandter des Staatsmannes) zur Leitung berufen: dessen Leben und Thätigkeit uns in einem folgenden Kapitel ausführlicher beschäftigen soll. In ihm fand Jacob Sturm den geistigen Erben, der seine Pläne im großartigsten Sinne aufnahm und ins Leben zu führen wußte.

Herrschte auf dem Gebiete des Schulwesens das schönste Einvernehmen zwischen dem Rath und den Predigern, so war es nicht ganz ebenso in anderen Dingen.

Die öffentliche Sittlichkeit hob sich in der Stadt. Aber Butzer, Capito, Zell waren nicht die Menschen, um ihre Gemeinde zu beherrschen, wie die strenge Censorgestalt Calvin's. Es fehlte ihrer Persönlichkeit das Harte, Unerbitterliche, Rücksichtslose, Bezwingende, Wuchtige, Einschüchternde, was allein den Massen puritanischen Geist einblasen kann.

Daher manche Klagen, welche namentlich Butzer ausstößt, und das Bestreben, die Zügel straffer anzuspannen, Einheit im Glauben herzustellen und die Sittenzucht im Nothfall durch äußere Macht zu erzwingen. Butzer schwebt ein einheitliches evangelisches Kirchenwesen vor, wie es die Reformation fast überall im Gefolge hatte. Dazu war aber die Großstadt nicht angethan, und Butzer mühte sich vergebens ab. Hier stand der Rath nicht hinter ihm, und der tolerante humane Sinn Jacob Sturm's wird den Zwang gegen

andere eben so wenig gewollt haben, als er ihn selber dulden mochte.

Straßburg bewahrte lange Zeit den Ruhm, die Zufluchtsstätte unschuldig Verfolgter zu sein. Ein Zeitgenosse sagte: diese Großmuth gereiche der Stadt zu größerer Ehre, als der hohe Münsterthurm und die Thaten des Burgunderkrieges. Aus Elsaß, Baden, Würtemberg, Frankreich strömten die Religionsflüchtigen in Straßburg zusammen und fanden freundliche Aufnahme. Aber auch Hungersnoth und Krieg trieb die Leute aus der Umgegend in die gastfreie, mildthätige Stadt, welche für Humanitätsanstalten von jeher die größten Opfer brachte. Jetzt war eine vernünftige Armenpflege eingeführt, der Straßenbettel abgeschafft und ein städtischer Gasthof „der Elenden Herberge" errichtet, worin einmal im Laufe Eines Jahres bei 24,000 Fremdlinge gepflegt und gespeist worden sind.

Sollte man nun grausamer verfahren gegen die zum Theil sehr unschuldigen Schwärmer, welche unter dem Namen der Wiedertäufer in den zwanziger Jahren ihr Wesen zu treiben anfingen?

Das ganze Mittelalter hindurch sind die Ketzer in Straßburg geduldet worden (oben S. 73). Und wenn auch Ketzerprozesse, sogar Verbrennungen vorkamen — wie zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts gegen die sogenannten Winkler, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts gegen Friedrich Reiser, der die weltliche Macht des Papstes bekämpfte und 1458 den Feuertod erlitt — so ging der Rath doch stets nur ungern auf das Drängen der verfolgungssüchtigen Dominicaner ein und suchte nach Möglichkeit Milde und Schonung walten zu lassen.

Die Brüder des freien Geistes (o. S. 74) hat noch Sebastian Brant gekannt: und mit jenen alten Secten standen die Wiedertäufer einigermaßen in Zusammenhang. Männer wie Hans Denk und Jacob Kautz bewegten sich ganz in den Anschauungen der deutschen Mystik, nur daß sie ungescheut alle ketzerischen Folgerungen daraus zogen und neben der Bibel noch das innere Wort der un-

mittelbaren Offenbarung als eine Quelle der Erkenntnis hinstellten. Ein stürmischer ungebundener Geist wie Ludwig Hätzer ging zur kühnsten Bekämpfung der Gottheit Christi über.

Diese und manche andere kamen gelegentlich in Straßburg zum Vorschein. Am 22. December 1526 disputirten die Prediger mit Denk, der sich mit wunderbarer Geschicklichkeit benahm. „So viel ist gewiß — schrieb Capito — daß er unsere Kirche arg beunruhigt hat. Sein tugendsames Leben und sein frommes Aeußere, das Gewürfelte seines Geistes, seine Haltung und sein Anstand im Vortrage machen einen tiefen Eindruck auf den gemeinen Mann."

In den dreißiger Jahren tauchte eine neue Generation von protestantischen Sectirern in Straßburg auf. Der schlesische Edelmann Schwenkfeld, der Tiroler Pilgram Marbeck, der phantastische Kürschner Melchior Hoffmann, der Geschichtschreiber und mystische Philosoph Sebastian Frank, der Spanier Miguel Serveto, den Calvin nachmals verbrennen ließ — kurz, es gab fast keinen berüchtigten Ketzer der Zeit, der nicht in Straßburg einmal sein Glück versuchte.

Auch mit einigen dieser Männer wurde auf der ersten Provinzialsynode (1533) disputirt, ohne daß man damit viel erreichte. Sie fanden zum Theil großen Anhang und machten Butzer manche trübe Stunde, worin ihm die Grundfesten seiner Kirche zu wanken schienen.

Während daher Butzer sich mit Ideen der Einführung des Kirchenbannes trug und für seine Person vielleicht die Strenge Calvin's oder Zwingli's angewendet haben würde: stand Capito zwar nicht mit den Häuptern, aber mit einzelnen Mitgliedern der täuferischen Secte in gutem Vernehmen, er wollte einige ihrer Lehren nicht unbedingt verdammen, in anderen suchte er sie ruhig des Irrthums zu überführen, jedenfalls berührte der mystische Zug mancher Taufbrüder bei ihm eine verwandte Saite. Capito hatte unter den Wiedertäufern vortreffliche und für wahre Frömmigkeit empfängliche Seelen gefunden. Er ist gegen eine äußere gewaltsame

Kircheneinigung, diese führe zur Lüge, und angenommene Frömmigkeit ist ihm zwiefache Bosheit. Er behandelt das Täuferthum wie eine Krankheit der Seele, die man nicht urplötzlich mit einer Arznei auf einmal heilen könne. Der Mangel an Verstand und Einsicht in Glaubenssachen, meint er, soll die sonstige Unschuld dieser Leute nicht strafbar machen. „Ich glaube das Partei- und Sectenwesen in meinem Herzen besiegt zu haben," schreibt er an Zwingli.

Dies ist der Geist echt christlicher Duldung, welchen Capito stets bewährte, den aber Butzer nur dort fand, wo die allgemeinen Interessen der kirchlichen Politik in Frage kamen.

Der Rath seinerseits begnügte sich, gegen die aufrührerischen Auswüchse des Täuferthums einzuschreiten, welche die bürgerliche Ordnung bedrohten; er hat wiederholt Ausweisungen gefährlich scheinender Menschen angeordnet, aber zur Hinrichtung griff er nur einmal, als der Scheidenmacher Thomas Salzmann Christum für einen falschen Propheten erklärte, der die Welt verführt habe (1527). In Deutschland ging die Rede: „Was man anderswo henkt, das wird in Straßburg mit Ruthen ausgestrichen."

Die Wiedertäufer selbst haben das Recht der Obrigkeit in Glaubenssachen immer bestritten. Und in Straßburg erschien bereits um die Zeit des Bauernkrieges ein gereimter Tractat, worin mit voller Klarheit das Princip der Trennung von Staat und Kirche, der Unterschied zwischen „Welt" und „Christenheit" proclamirt wurde. Und bald darnach, im Anfang der dreißiger Jahre, verfochten der Pfarrer Schultheiß und der ehemalige Weihbischof Engelbrecht in besonderen Schriften den Satz, daß es keiner Obrigkeit zustehe, sich in Religions- und Glaubenssachen zu mischen. Dagegen erhob sich Butzer. Aber die Agitation für jenes Princip dauerte fort, und die aufgeklärten Pädagogen Brunfels und Sapidus (S. 193) waren daran betheiligt.

Der Rath hat zwar solche Behauptungen entschieden misbilligt und durch die Provinzialsynode von 1533 ließ er sich die Befugnis ausdrücklich zuerkennen, in das religiöse Leben einzugreifen. Aber

thatsächlich ist er stets nach den Grundsätzen einer edlen Duldsamkeit verfahren. Und nur dieser thatsächlichen Duldung haben wir es zuzuschreiben, daß die Trennung von Staat und Kirche und die Forderung unbedingter Toleranz in Straßburg zuerst mit aller Bestimmtheit aufgestellt, und schon so frühzeitig ein Gegenstand öffentlicher Verhandlung werden konnte.

Vor Kaiser und Reich.

Wollen wir ein Gegenbild zu der milden Regierung des Straßburger Rathes, so brauchen wir uns nur in das Oberelsaß nach Ensisheim zu begeben. Hier erwarb sich die Habsburgische Verwaltung den traurigen Ruhm, die ersten elsässischen Märtyrer gemacht zu haben.

Als im Juli 1524 König Ferdinand seine oberrheinischen Erblande persönlich besuchte, verschärfte er die schon erlassenen Verfolgungsbefehle. Und in wenigen Jahren sollen hier über 600 Menschen des Glaubens wegen hingerichtet sein. Wehe dem, der es wagte, seine Sache zu vertheidigen! Die Zunge oder die Augen wurden ihm ausgerissen oder sonstige Verstümmelung drohte, ehe man ihn aufhing oder verbrannte.

Während im übrigen Elsaß eben wie in Straßburg die geistliche Autorität sich verhältnismäßig nachsichtig erwies, sind weltliche Herren vielfach energische, jeder Gewaltthat fähige Vertheidiger des Alten gewesen.

So weit der Einfluß der Habsburgischen Regierungsräthe von Ensisheim reichte; so weit die Macht des Reichsvogtes zu Hagenau sich erstreckte; so weit der blutige Arm des fanatischen Anton's III. von Lothringen einen Ketzer zu fassen vermochte: so weit hatte das Evangelium einen schweren Stand. Der größte Theil des Adels ward durch Ehren und Würden, durch Hoffnung oder Furcht auf die kaiserliche Seite gezogen: ein Rappoltsteiner präsidirte der Ensisheimer Regierung. Im benachbarten Colmar wirkten österreichische Drohungen. Kleinere oberelsässische Städte wie Kaisersberg, Thüring-

heim, Münster waren eines selbständigen Handelns nicht fähig: die Magistrate unterdrückten gewaltsam jede evangelische Regung, um nicht katholischer Rache zu verfallen. In Hagenau waren Capito's Bemühungen, seine Vaterstadt dem Evangelium zu gewinnen, ziemlich erfolglos.

Andererseits hat das Beispiel Straßburgs weniger fortgerissen, als man leicht denken könnte. Zwar die Gesuche um evangelische Prediger liefen so zahlreich ein, daß man nicht im Stande war, sie zu befriedigen. Aber das Entscheidende waren überall die politischen Machtverhältnisse.

So weit Straßburgs unmittelbare Machtsphäre reichte, in den ihm untergebenen Dorfschaften und Landgemeinden, blühte und gedieh die Reformation. Aber darüber hinaus hat es nur als ein Mittelpunkt der Bildung und Aufklärung sein Ansehn bethätigt, ohne zu directer Förderung eingreifen zu können. Im Süden und im Norden des Elsasses machen sich andere Einflüsse geltend.

Mülhausen erhielt den Anstoß zur Neuerung von der Schweiz. Dem pfalz-zweibrückischen Bergzabern kam die evangelische Gesinnung des Herzogs zu gute, und das hier gegebene Beispiel wirkte auch auf das damals elsässische Landau. Der Eindruck der Sickingen'schen Thaten riß Weißenburg mit fort und einen Theil des Adels; aber mit Sickingen's Fall machten sich Gegenwirkungen geltend: wir haben gesehen, wie Butzer die Stadt verlassen mußte. In seiner Vaterstadt Schlettstadt war Wimpheling's Gegnerschaft und Beatus Rhenanus' Neutralität weniger gefährlich als der Bauernkrieg, der hier wie anderwärts das Signal der Reaction gab.

Die Reformation im Elsaß glich einem glimmenden Brande, der rasch die Balken und Sparren entlang flog und überall zu hellen Flammen aufloderte, wo nicht sogleich Löschung zur Hand war. Aber es wurde viel gelöscht und zertreten: im Herzen des Landes war und blieb der einzige sichere, unbestrittene Hort des evangelischen Glaubens vorläufig doch Straßburg.

Erst im Jahre 1534 wurden die würtembergischen Theile des

Oberelsaß mit dem Herzogthum Würtemberg selbst in die reformatorische Bewegung hineingezogen. Im Jahre 1538 begann der Graf von Hanau im Unterelsaß evangelische Pfarrer anzustellen, mehrere Adelige folgten seinem Beispiele, und auch in den Reichsstädten griff das Evangelium wieder mehr um sich: in Weißenburg seit 1534, in dem oberelsässischen Münster seit 1543, während andererseits in Mülhausen und im Zweibrückischen die Kirche fort und fort blühte und in Landau Schwenkfeld Anhang gewann.

Für die gesammten Interessen des evangelischen Deutschlands zählt doch das Elsaß in der Regel nur so weit, als es durch Straßburg vertreten wird.

Sehen wir also, welche Stellung die oberrheinische Hauptstadt zu den übrigen evangelischen Mächten, welche Stellung sie zu Kaiser und Reich einnahm; werfen wir einen raschen Blick auf die auswärtige Kirchenpolitik von Männern wie Jacob Sturm und Martin Butzer. —

Als von jenem berühmten Wormser Reichstag des Jahres 1521, der Luthers mannhaftes Bekenntnis vernahm, das strenge Edict gegen die neue Lehre ausging, da ergriff einen Augenblick lang Verwirrung und Betrübnis ihre Anhänger zu Straßburg: aber die vorwärtsstürmende Volksgesinnung ging über den kaiserlichen Willen bald zur Tagesordnung über. Und als das Nürnberger Edict von 1523 im geraden Gegensatze zu dem von Worms verfügte, es solle nichts gelehrt werden, als das rechte reine lautere Evangelium: da beeilte sich der Stadtrath, seine Prediger in diesem Sinne und noch schärfer zu instruiren.

Der sehr günstige Schluß von Speier 1526, der bis zu einem Concilium jeden Reichsstand sich selbst und seinem Gewissen überließ, beförderte die schon begonnene Agitation um Abschaffung der Messe, welche in wenigen Jahren ihr Ziel erreichte.

Auf dem Speierer Reichstag von 1529 vertheidigte Jacob Sturm diese Abschaffung mit Nachdruck, und als König Ferdinand die elsässische Hauptstadt vom Reichsregiment ausschloß, um ihre

Kühnheit zu bestrafen, da traten noch sämmtliche Reichsstädte, auch die katholischen, für das gute Recht Straßburgs ein.

Aber bald schieden sich die Parteien: vierzehn Städte, Straßburg voran, schlossen sich der Protestation der evangelischen Fürsten an. Die protestantischen Stände Deutschlands erschienen als eine Einheit.

Kaum ist ein Jahr vergangen: und was für ein anderes Bild stellt sich uns dar! Welche traurige Isolirung: die Gesandten von Straßburg, Constanz, Lindau, Memmingen am 8. Juli im Vorzimmer Kaiser Karl's V. zu Augsburg, um ihm das Glaubensbekenntnis der vier Städte, die Tetrapolitana, vorzulegen. Die große Augsburger Confession war schon vor vierzehn Tagen übergeben, diese Städte aber davon ausgeschlossen. Mit welchen Gefühlen mochten Jacob Sturm und seine Collegen hier Stunden lang warten, nachdem sie so lange vergeblich gestrebt, sich den übrigen Evangelischen anschließen zu dürfen. Der erboste Habsburger ließ sie die Schwere seines Unwillens rücksichtslos empfinden. Nachdem sie den ganzen Morgen gestanden, wurde ihnen gesagt, der Kaiser habe jetzt wichtigere Dinge zu thun als sie anzuhören, sie sollten am nächsten Tage wieder kommen. Und als sie sich andern Tags einfanden, hieß es: seine Majestät sei früh auf die Jagd geritten. Ihre Confession, die Tetrapolitana, kam gar nicht zur öffentlichen Verlesung; nur eine Widerlegung wurde vorgetragen, die von solchen ungeheuerlichen Beschuldigungen und handgreiflichen Lügen strotzte, daß Butzer leichtes Spiel hatte, sie in einer vernichtenden Gegenschrift zu beantworten.

Wie war das so gekommen? Was war hier vorgegangen?

Brauchen wir an all das Unheil zu erinnern, das in der Geschichte unseres geistigen Lebens unter dem Namen Abendmalsstreit bekannt ist?

Welche Grübeleien, welche Spitzfindigkeiten, welchen Streit, welche Wuth, welchen Haß haben die unschuldigen friedlichen Worte „Dies ist mein Leib“ hervorgerufen. Im Mittelalter mußte Berengar von Tours gegen seine bessere Ueberzeugung bekennen, daß der Leib

Christi von den Gläubigen zerbissen werde. Und man konnte die Frage aufwerfen, ob nicht auch Mäuse den Leib Christi genössen: was denn doch selbst der Kirche zu stark war. Luther dagegen sagte: „Brot bleibt Brot, Wein bleibt Wein; aber Leib und Blut Christi sind wahrhaft darin enthalten.“ „Nein — sagte Zwingli — sie sind nicht darin enthalten, Brot und Wein erinnern nur an Leib und Blut, das Wort ist heißt so viel als bedeutet.“

Die Straßburger Prediger, Capito und Butzer, standen theoretisch auf Seite Zwingli's und der Schweizer, praktisch misbilligten sie den Ungestüm, mit welchem der Streit geführt wurde. „Lieben Freund — schrieb Capito — nehmt doch des Hauptstückes wahr, des Glaubens und der Liebe, und bedenket, daß Christus inwendig und unsichtbar ist und daß er gar an kein äußerlich Ding gebunden ist. Das Abendmal ist zur Gedächtnis Christi eingesetzt. Weiter zu forschen ist überflüssig, der thörichten Fragen sollen wir uns entschlagen.“

Die Straßburger ermessen vom ersten Augenblick an, wie gefährlich der Streit für das Gedeihen der jungen evangelischen Kirche werden könne. Sie schicken einen eigenen Gesandten an Luther, um ihn zu begütigen. Vergebens, Luther wird nur immer heftiger. Nicolaus Gerbel, sein allzugetreuer Anhänger in Straßburg, schürte noch mit allerlei Zuträgerei. Aber fort und fort halten sich die Prediger in echt christlicher Versöhnlichkeit, stellen die Sache als eine Bagatelle hin und heben hervor, daß allein sittliche Besserung, Glaube und Liebe den Menschen selig machen könne.

So sehr die Straßburger immer entschiedener auf die Seite der Schweizer gedrängt wurden, so blieben sie doch gegen Luther ehrerbietig, priesen nach wie vor seinen Werth, schrieben nie direct gegen ihn, und Butzer suchte in einem hübschen deutschen, sehr populär gehaltenen Dialog nachzuweisen, daß man sich nicht so gar fern stehe, als es den Anschein habe, weil doch auch Luther die ganz rohe katholische Anschauung nicht theile.

Luther aber wurde über den Vermittler so ergrimmt, daß er

die Prediger mit wilden Thieren, Vipern, Löwen, Panthern und seinen Freund Gerbel mit Daniel in der Löwengrube verglich.

Der Riß schien unheilbar. Vergebens waren alle Einigungsversuche des Landgrafen Philipp von Hessen, der hierin an Jacob Sturm stets einen getreuen Bundesgenossen fand. Vergeblich suchten die beiden auf dem Reichstag von Speier 1529 ein Schutzbündnis aller evangelischen Stände vorzubereiten: auf den Zusammenkünften zu Rothach und Schwabach beschloß man nach Luther's Wunsch sich mit niemand zu verbünden, der über das Abendmahl anders denke. Vergeblich war das Religionsgespräch zu Marburg (October 1529), dem von Seiten Straßburg's Jacob Sturm, Butzer und Hedio beiwohnten: als Butzer fragte, ob Luther sie als Brüder annehmen wollte, oder ob er meinte, daß sie irrten, da schlug er die Antwort rund ab und befahl sie dem Gerichte Gottes. Vergeblich traten die Evangelischen in Schmalkalden und Nürnberg zusammen: die Anhänger der schweizerischen Abendmalslehre wurden geradezu ausgeschlossen.

So blieb für Straßburg nichts anderes übrig, als die Allianz mit der evangelischen Schweiz, welche in der That am 5. Januar 1530 zu Stande kam. Weitere Vereinigungen mit Landgraf Philipp und mit der Republik Venedig waren in Aussicht genommen.

Damals hat man den Gottesdienst in Straßburg ganz auf schweizerischen Fuß gebracht: Heiligenaltäre, Crucifixe, Statuen und Gemälde, so viel dergleichen früher noch geblieben war, wurde jetzt entfernt; die Wände übertüncht; die Instrumentalmusik verbannt, die Orgel zum Schweigen verurtheilt.

Dies war Straßburgs Lage, als am 22. Januar 1530 der Reichstag zu Augsburg eröffnet wurde. Was half es, daß Jacob Sturm die Instruction mitnahm, vor Allem die Vereinignng der protestirenden Stände zu bewirken? Das Vierstädtebekenntnis, die Tetrapolitana, ein Werk Butzer's und Capito's, weicht von der großen Augsburger Confession wesentlich nur in dem einen Artikel vom Abendmahle ab und zwar so unbedeutend, daß ein heutiger

unbefangener Leser den Unterschied kaum merken würde. Und doch Entzweiung! Doch Vereinsamung jener tapferen vier oberdeutschen Städte!

Als der Kaiser den harten Reichsabschied bekannt machen ließ, da protestirten noch mehr Stände als im vorigen Jahre zu Speier und der Rath von Straßburg erklärte: „daß er lieber Weib und Kinder vor seinen Augen ermordet sehen und alle Güter verlieren wolle, ja die Stadt lieber wolle zerstören lassen und selbst das Leben daran setzen, als solche Bedingungen anzunehmen, durch die dem Evangelium der Weg versperrt würde."

Mußte er bei solchen Gesinnungen nicht verdoppelte und dreifache Anstrengungen machen, um die ersehnte Einigung zu Stande zu bringen? Man war gefaßt auf eine Verfolgung der Gläubigen, wie sie kaum zu Diocletian's Zeit gewesen. Die Allianz mit der Schweiz hatte Zwingli's Tod (1531) nicht überleben können. Welchem Schicksal ging die Stadt entgegen, wenn es nicht gelang, den festen Anschluß an eine größere Macht zu erreichen!

Hier zeigte es sich, welch' ein Glück Martin Butzer für Straßburg war.

Im Abendmalsstreit erscheint uns Luther wie ein leidenschaftlicher Priester, der das schauerliche Mysterium des Tempels wahrt gegen freche Zerstörer. Zwingli steht da, wie ein klarer, weitblickender Philosoph, welchem der Ausspruch der Vernunft als unantastbares Gesetz gilt. Butzer dagegen ist der entschlossene Politiker im Dienste der neuen Kirche, deren äußere Einheit er um jeden Preis herstellen will. Es hätte der entschiedenen Erklärung des Straßburger Stadtraths kaum bedurft, daß er sich um des einen Artikels willen von der sächsischen Kirche nicht trennen werde. Butzer sah, welches Unheil der Gegensatz zwischen Vernunft und Mysterium angerichtet hatte, er wußte daß Luther nicht zu beugen war, so mußte die Vernunft ein wenig nachgeben. Es wurden neutrale Worte gewählt, vieldeutige Formeln aufgestellt, von einem wahrhaften Genuß des Leibes Christi gesprochen, womit ein geistiger gemeint war. Die

Worte mußten möglichst lutherisch klingen, der Sinn doch immer eine vernunftgemäßere Auffassung zulassen. Kurz es war eine Arbeit, wie keine diplomatische Friedensconferenz je eine schwierigere gelöst hat. Trotz der vorsichtigen Fassung der Tetrapolitana, welche schon in diesem Sinne eingerichtet war, trotz dem Aufgebot aller Mittel seines Scharfsinnes und seiner Ueberredungskunst, kam Butzer erst 1536 ans Ziel. Erst in diesem Jahre wurde am 21. Mai die Wittenberger Concordie abgeschlossen.

Luther war selbst schließlich von einem gewissen Friedensbedürfnis ergriffen worden. Er schrieb an die Straßburger einen wahrhaft väterlichen Brief, worin er betheuerte, daß er die Einigung selbst mit seinem Blut erkaufen wolle. In der That gestaltete sich das Verhältnis nun auf das freundlichste. Gegenseitige Gefälligkeiten wurden ausgetauscht. Die Straßburger behandelten Luther wie eine spröde Braut, um die man lange vergeblich geworben. Der alte Zell, der sich von dem Streite immer gänzlich fern gehalten, unternahm jetzt mit seiner Frau eine Reise zu Luther, der sie sehr liebenswürdig aufnahm, so daß sie voll Begeisterung für den theueren Mann Gottes in die Heimath zurückkehrten.

Die Straßburger scheuten keine Mühe, um die erlangte Einheit auf die Schweizer auszudehnen. Sie hatten an dem kirchlichen Leben der Schweiz stets den lebhaftesten, auch thätigen Antheil genommen. Seit Zwingli und Oecolampadius todt waren, die Hauptstützen des eidgenössischen Protestantismus, wuchs die Autorität der Straßburger, welche jetzt in ganz Oberdeutschland die erste Stelle einnahmen. Unter Capito's Einflusse kamen jene berühmten, auch von ihm redigirten Beschlüsse der Berner Synode von 1532 zu Stande, über welche ein neuerer Theologe urtheilt: sie bilden eine Kirchenordnung und Pastoralinstruction, ausgezeichnet selbst unter den Denkmälern des Reformationszeitalters durch apostolische Kraft und Salbung, durch tiefen Ernst, edle Einfalt und praktische Weisheit, ein wahres Meisterwerk auch für unsere Zeiten. Trotzdem gelang es Butzer und Capito nicht, die Schweizer ganz in das

Friedenswerk hereinzuziehen. Wenigstens Zürich, Constanz, Schaffhausen, Genf blieben unerschütterlich.

Unterdessen hatten sich auch die allgemeinen politischen Verhältnisse dem Anscheine nach weit friedlicher und für Straßburg weit ungefährlicher gestaltet, als man nach dem Augsburger Reichstage fürchten mußte.

Die auffallende Uebereinstimmung der Augsburger Confession und der Tetrapolitana konnte schon damals weltlichen Augen nicht entgehen. Manche Unterzeichner der ersteren erklärten die letztere für feiner und subtiler und für sehr gut abgefaßt. Die bald darauf eintretende versöhnlichere Haltung der beiderseitigen Theologen linderte die starren Herzen in etwas, und man war zu Unterhandlungen geneigt.

Jacob Sturm, den der Streit von Anfang an so tief empörte, daß er Jahre lang gar nicht zum Abendmale ging, freute sich, daß er die Theologen endlich so weit hatte. Und wenn ihm auch noch gelegentlich aus dem Munde weltlicher Staatsmänner die vielmisbrauchten Kampfworte „leiblich, geistlich, wesentlich, figürlich" entgegen flogen: so brachte er es doch endlich dahin, daß Straßburg im Jahre 1532 zu Schweinfurt in den schmalkaldischen Bund der evangelischen Stände definitiv aufgenommen wurde, nachdem es — unbeschadet der Tetrapolitana, und deren wesentliche Uebereinstimmung vorausgesetzt — die Augsburger Confession unterschrieben hatte.

Ebenso aber ließen sich die Beziehungen zwischen dem Kaiser und den Protestanten weit freundlicher an, als man zu hoffen gewagt. Die europäische Politik hatte auch ein Wort mitzureden. Ein Angriff der Türken verschaffte den Protestanten den Nürnberger Religionsfrieden von 1532. Dann waren es bald die Corsaren von Tunis, bald der König von Frankreich, bald wieder der Sultan, welchem die deutschen Protestanten ungestörte, ja fortschreitende Entwickelung und nach und nach immer bedeutendere Concessionen zu danken hatten. Es kam sogar im Jahre 1541 nach mehreren ähnlichen Verhandlungen zu einem Religionsgespräch in Regensburg, auf

welchem sich Katholiken und Protestanten so nahe traten, wie nie zuvor: die versöhnlichsten Männer von beiden Seiten, die freisinnigsten Katholiken, die gemäßigtesten Protestanten, waren aufgeboten: der Entwurf, den man der Discussion zu Grunde legte, rührte von keinem geringeren her, als wieder von dem großen Vermittler Butzer, der seine diplomatischen Fähigkeiten, welche innerhalb des neuen Glaubens so erfolgreich spielten, nun auch an diese schwierigere und umfassendere Aufgabe noch setzte.

Leider sollte an der Klippe, die er einst so geschickt umsegelt, das Schiff jetzt scheitern. Es war wieder die Abendmalsfrage, bei welcher die Meinungen aus einander gingen, um sich nicht mehr zu begegnen. Trotzdem wollte man den Versuch erneuern, und einige Theilnehmer waren sehr hoffnungsvoll gestimmt. In der That zeigte sich auf dem Reichstage zu Speier von 1544 eine gegenseitige Nachgibigkeit der Parteien, welche die besten Aussichten eröffnete.

Da fuhr die päpstliche Politik dazwischen mit der Ankündigung des Concils zu Trient, das am 13. December 1545 wirklich eröffnet wurde. Es war eine Parteiversammlung, welche die evangelische Lehre von vornherein als Ketzerei ansah. Die Protestanten waren entschlossen sich nicht zu unterwerfen. Der Kaiser dagegen, welcher diesmal ohne äußeren Feind dastand und auf die Wirksamkeit des Concils das allergrößte Gewicht legte, war entschlossen, diese Unterwerfung mit Waffengewalt zu erzwingen.

Noch einmal freilich gab es ein Religionsgespräch: wieder Butzer auf evangelischer Seite der Vorkämpfer. Auf der anderen aber nicht mehr ein Mann freisinniger Richtung, sondern ein bornirter Spanier, Pedro Malvenda, der den schroffsten Gegensatz herauskehrte. Die Protestanten sahen sich bald gezwungen, das gänzlich fruchtlose Gespräch abzubrechen.

Damals lebte zu Neuburg an der Donau ein junger Spanier, Namens Johann Diaz, ein Anhänger des Evangeliums, der Butzer nahe stand und nichts begehrte, als in ruhiger arbeitsamer Existenz

seine Ueberzeugungen festhalten zu dürfen. Aber er hatte ohne den religiösen Fanatismus seiner Nation gerechnet, welcher keine Schranken weder des göttlichen noch des menschlichen Gesetzes anerkannte, wo es galt einen Abtrünnigen zu vernichten, der sich nicht bekehren ließ. Den Friedlichen, nichts Ahnenden, überfiel sein eigener Bruder Alfonso, ein Priester, der mit Malvenda nach Deutschland gekommen war, und ließ ihn durch einen Diener ermorden. „Wie dieser neue Kain gegen den zweiten Abel — sagte Melanchthon — so sind die Feinde der göttlichen Wahrheit gegen alle frommen Glieder Christi gesinnt." Das Wort sollte sich nur zu bald bestätigen.

Zwölftes Kapitel.

Die Protestantenkriege.

In den Erscheinungen der Reformation im Elsaß, deren glorreiches Bild sich vor unsern Augen entrollte, zeigt sich das individuelle Leben dieses Landes mit dem allgemeinen nationalen Geist in innigster Verschwisterung, wie fast in keiner anderen Epoche der Geschichte. Was sich in der westlichen Mark ereignet, ist deutsche Nationalgeschichte und kann mit keinem Gliede aus der großen Kette fallen, welche die Schicksale des deutschen Volkes im Zeitalter der Reform bilden. Und genau wie auf dem geistigen Gebiete verhält es sich auf dem politischen; auch hier trifft jede Wendung des elsässischen Lebens mit den allgemeinen Angelegenheiten zusammen, die das Reich und den Kaiser berühren. Nur daß nicht ein gleicher Segen aus diesen politischen Verwicklungen erwuchs. Denn es war uns Deutschen nicht vergönnt die schwere Arbeit innerer Reform ungestört von fremden Mächten zu vollenden, und an die hohen Erinnerungen geistiger Auferstehung knüpft sich in unserer Geschichte der traurige Gedanke des Verlustes von Reichsgebiet und Reichsstädten an die Franzosen. Auf jedem Schritt der neuen Bahn begegnet man dem lauernden Blick des gallischen Nachbars, der aus der Spaltung der Nation den Gewinn schadenfroh zu nutzen weiß. Der Kampf der neuen Kirche mit der alten hat die Einheit der Nation

zerstört, der Krieg der Fürsten mit dem Kaiser hat die westlichen Grenzen schutzlos preisgegeben und Frankreichs langgehegte Begehrlichkeit in Fluß gebracht.

Bei diesem Punkte deutscher Geschichte vermag kein denkender Mensch zu verweilen, ohne daß sich ihm die Frage aufdringt: war nicht der protestantische Geist der neuern Jahrhunderte allzu theuer erkauft um den schweren Preis von lothringischen Städten, und allzubald auch um den Preis des Elsaß? Und hier kann nur die sichere Ueberzeugung Beruhigung gewähren, daß für Deutschland doch nur auf diesem Wege der inneren geistigen Befreiung die einst verlorne Einheit in einem höheren nationalen Sinne zu erreichen war. Nirgend mehr als in der Geschichte des Elsaß im folgenden Jahrhundert, drängt dieser Gedanke sich uns auf: die gespaltene Nation hat ihre westlichen Provinzen verloren, aber die geeinte hat sie wieder zu gewinnen vermocht. Zunächst aber wird sich zeigen, wie in den deutschen Bürgerkriegen die Gefahren immer näher rückten, und wie sich Frankreich listig seine Stücke aus dem verfallenden Reiche schnitt.

Werfen wir einen Blick auf die politische Karte des 16. Jahrhunderts, so zeigt uns das Elsaß ein wunderliches Gemenge von verschiedenartigsten Herrschaften. Da waren die Reichsstädte, in mannigfachen Bündnissen untereinander oder mit dem schwäbischen Städtebund. Mülhausen allein war in die Schweizer Eidgenossenschaft geschworen und blieb es bis ans Ende des 18. Jahrhunderts. Zehn Reichsstädte und 42 dazu gehörige Dörfer erfreuten sich des Schutzes der von den Kaisern eingesetzten Vogtei, diese hatten die Habsburger mit der Landgrafschaft vereinigt. Doch gaben ihnen diese Aemter kein landeshoheitliches Recht. Dagegen besaßen sie die Grafschaft Pfirt als eigene Herrschaft. Straßburg war ausgenommen von dem Vogteigericht der Habsburger, da es sich selbst schützen und helfen konnte. Zahllos waren die reichsfreien Herrn und Ritter, von eigentlicher Bedeutung aber doch nur die Landesherrn, welche den Schwerpunkt ihrer Besitzungen in den benachbarten

Ländern hatten. So die Pfälzer, welche große Enclaven im Elsasse besaßen, die Landgrafen von Hessen, die Markgrafen von Hochberg und Baden, die Grafen von Hanau und die Grafen von Würtemberg, auch französische Familien, wie Valentinois, Rohan, Broglie und Choiseul. Alle diese waren Reichsstände im Elsaß, ebenso die Bischöfe von Speier und die zahlreichen Aebte, wie der von Weißenburg und andere, welche Reichsunmittelbar waren. Es ist klar, daß eine Einheit des Landes nicht mehr bestand und daß selbst die geistigen Bewegungen, die wir in Straßburg in vorzüglicher Entwicklung sahen, die zahlreichen Schlagbäume von kleinen Staaten nicht leicht umgehen konnten. Sehr viele dieser Reichsstände hatten Sitz und Stimme auf den Reichstagen. Auch die Städte waren seit Maximilian regelmäßig vertreten. Bei der Kreiseintheilung dagegen wurde das Elsaß — was man nicht hoch genug für seine folgenden Schicksale anschlagen kann — aus seiner natürlichen Lage gerissen und an seiner alten Einheit schwer geschädigt, denn der Sundgau wurde vermöge des großen Einflusses der Habsburger nebst dem Breisgau zu dem österreichischen Kreis geschlagen, während das Niederelsaß in das Chaos des unbestimmtesten und auch ausgedehntesten Kreises, in den oberrheinischen eintreten mußte. So war die vielversprechende Kreiseintheilung Deutschlands gerade für diese bedrohtesten Länder kein stärkendes Element geworden. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts scheint man denn auch im Elsaß ein deutliches Gefühl von der Zerfahrenheit dieser Zustände gehabt zu haben. Die Unsicherheit der Existenz hat die verschiedenen Stände des Landes zu widerholten Versammlungen in Straßburg bestimmt. Es bildete sich eine Art von Landtagen, die aber jeder territorialen Einheit entbehrten. Der oberrheinische und der benachbarte burgundische Kreis waren den Einflüssen der fremden Nationen am meisten ausgesetzt und die eigene Hilflosigkeit trat überall zu Tage. In einer Zeit, wo die Reichstage von den Aufgaben der kirchlichen Ordnung ganz erfüllt waren, und alle Stände seit Jahren sich gewöhnt hatten in zwei großen religiösen Lagern an die politischen

Fragen heranzutreten, mußte die Spaltung der Nation den Grenzlanden nothwendig verhängnisvoll werden.

In dieser thatkräftigen Epoche, in der sich alles rührte, was irgend Lebenskraft besaß, wo die ganze deutsche Welt aus den alten Zuständen von Kirche und Staat herausstrebte, war das Kaiserthum dauernd an ein Haus gekommen, welches seine Weltstellung vorzugsweise auf undeutsche Länder und auf ein enges Bündnis mit der katholischen Kirche gründete. Noch war zwar keineswegs in Deutschland ein so starkes nationales Gefühl vorhanden, daß man an Karl's V. durchaus romanischem Wesen, an seiner Unkenntnis der deutschen Sprache, an seinen französischen Sitten irgend welchen Anstoß genommen hätte; besonders in den westlichen Ländern Deutschlands wurde ein solcher Gegensatz nicht eben tief empfunden, aber um so mehr Eindruck machten seine starken katholischen Tendenzen, sein scharfes Auftreten gegen die Protestanten. Wie willig hatten die Straßburger selbst diesen Kaiser, dessen Reichstagsabschiede der Stadt so viele Sorge machten, bei seinen Kriegen in Italien, in seinem Kampfe mit Franz I. von Frankreich unterstützt; Geld, Truppen und Kanonen hatten sie ihm zur Verfügung gestellt, aber ohne Mistrauen und Vorsicht waren sie schon seit dem Augsburger Reichstag nicht, und suchten, wie so viele andere Städte, in dem schmalkaldischen Bunde ihren Rückhalt.

Es ist hier nicht der Platz das gewaltige Drama des großen Kriegs nach allen Seiten und Beziehungen vorzuführen, das den Fall des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen, die Erhebung des Herzogs Moriz und die für unmöglich erachtete Uebermacht Karl's V. über das ganze Reich zur Folge hatte. Wir werden nur seine dem Elsaß zugewendeten Erscheinungen im einzelnen zu erzählen haben. Aber wenn der Kaiser in den merkwürdigen Aufzeichnungen, die er von seiner Hand über sein Leben hinterlassen, sagt, daß Gott ihn sichtlich durch die Verblendung der Häupter des schmalkaldischen Bundes unterstützt habe, so liegt in diesem Ausspruch ein großes historisches Urtheil nur in einer etwas subjectiven Weise gefaßt.

Auch die Straßburger kann man nicht ganz von Selbsttäuschung freisprechen, fällt auch der kleineren Macht, die nicht die politische Lage ganz überblicken konnte, eine weit geringere Schuld zur Last. Denn von der Rücksichtslosigkeit der Mittel, welche der Kaiser ins Treffen führen werde, wenn er sich erst zum Krieg entschlossen hatte, wußten sich doch alle diese schmalkaldischen Reichsstände, durch das Zaudern der Jahre getäuscht, keine Kenntnis zu verschaffen.

Es war im Jahre 1546 zu Regensburg, wo der verhängnißvolle Entschluß des Kaisers zur Reife kam, die Protestanten mit Krieg zu überziehen. Der Kaiser war mit dem Papste in ein Bündnis getreten, mit Frankreich hatte er Frieden, die Türken waren ruhiger als alle die Jahre vorher, der Moment schien so geeignet, wie nie zuvor, den Herrn in Deutschland zu spielen. Dennoch war Karl sorgfältig bemüht, jeden Schein zu vermeiden, als gelten seine Rüstungen der Religion. Noch vor dem Regensburger Reichstag war er mit dem Landgraf Philipp persönlich in Speier zusammengetroffen, und gab sich große Mühe ihn zu überzeugen, daß jede feindliche Absicht ihm so fern als möglich sei. Man besprach sich offen über das Trienter Concil, das nun schon seit Jahresfrist beisammen war und nicht die Miene machte auch nur das geringste in Verfassung und Gebräuchen der alten Kirche zu reformiren. Der Landgraf bemerkte, daß sich von einem allgemeinen Concil nichts mehr erwarten lasse, und fügte mehr als unbefangen dann hinzu, man müßte hunderttausende umbringen, wenn der vom Concil so arg verkannte Glaube unterdrückt werden sollte.

So war man auf dem Regensburger Reichstag in scheinbarer Freundschaft noch versammelt, da schon von allen Seiten die Truppen des Kaisers und des Papstes herbeigezogen wurden. Noch sollte aber Niemand den Zweck des Krieges erfahren, so lange nicht auch eine Anzahl protestantischer Fürsten in des Kaisers Garn gefangen waren. Man kennt des schlauen Karl Unterhandlungen mit Herzog Moriz, der in mancherlei Streit mit seinem kursächsischen Vetter

stand und sich dem schmalkaldischen Bunde niemals angeschlossen hatte. Gerade dieser Moriz war es, dessen Beitritt zur kaiserlich und päpstlichen Allianz die Ziele des religiösen Kampfes verdecken und den Schein erwecken sollte, als handle es sich lediglich um politische Differenzen zwischen dem Kaiser und einigen Fürsten. Und wirklich schloß in Regensburg der Herzog Moriz mit dem Kaiser ab; der große Bund ward hier besiegelt, der die Schmalkaldener stürzen und die Macht des Kurfürst Moriz begründen sollte.

Sehr erklärlich scheint zu sein, daß diese hervorragendste Persönlichkeit des deutschen Kriegs im Elsaß niemals hochgeschätzt worden ist. Der Mann, dessen Politik mit reichsstädtischen Rechten, wie mit feiler Waare handelte, der Magdeburg belagert, die Städte Lothringens verschachert hat, konnte in einem Lande, wo so vorzugsweise reichsstädtische Gesinnung herrschte, nur verhaßt sein. Um so größeres Interesse gewährt es aber, daß in einem Punkte der Rath von Straßburg mit Moriz ganz zusammentraf, wenn er die lahme Politik des schmalkaldischen Bundes so wenig gut hieß, wie dieser. Gar oft beklagte man in Straßburg die Unentschiedenheit und Halbheit des Kurfürsten von Sachsen und die Vertrauensseligkeit des Landgrafen von Hessen. Beim Ausbruche des Krieges erkannte man in Straßburg auch sofort, daß die süddeutschen Städte vor allem dem feindlichen Anprall ausgesetzt sein werden, und ertheilte frühzeitig den Rath alle Kraft aufzubieten, um soviel Mannschaft und Kanonen wie möglich ins Feld zu stellen. Aus den Schweizer Städten waren zuerst unzweideutige Nachrichten über den ganzen Ernst der Lage eingetroffen, denn dort hatte die römische Curie in etwas vorzeitigen, dem Kaiser sehr ärgerlichen Eifer durch ein besonderes Breve unumwundene Mittheilungen von dem Bündnis gemacht, welches der Kaiser zur Ausrottung der Ketzer geschlossen hätte. Papst Paul III., der sich so oftmals über den eigenwilligen Kaiser zu beklagen fand, und der wol wußte, wie sehr er sammt seiner ganzen farnesischen Sippschaft dem Habsburger innerlich verhaßt war, versagte sich nicht die Genugthuung die Gesandten aller Welt

zu versichern, wie der Kaiser durch seine Capitulation vom 9. Juni ein gehorsamer Sohn der Kirche geworden wäre und sich anschicke, in schöner Harmonie mit dem Stellvertreter Christi dem Concilium von Trient Gehorsam zu verschaffen.

Die Reichsstädte waren auf diese Art wol unterrichtet und es darf daher nicht eben allzu großes Erstaunen verursachen, wenn die Straßburger eine bis ins Herz treffende Erklärung zu geben wußten, als des Kaisers Minister Granvella den Abgeordneten von Straßburg, Augsburg, Nürnberg, Ulm Eröffnungen machte, durch die der Einmarsch der kaiserlichen Völker ins Reich in beruhigendster Weise gedeutet wurde: „Der Kaiser", sagte er, „wolle einige Reichsfürsten, welche den Landfrieden verletzt, Stifte und Klöster eingenommen auch andere Fürsten verjagt hätten, zum Gehorsam zurückbringen, den Städten werde er ein gnädiger Herr sein, wie immer und dieselben bei allen ihren Rechten und Freiheiten schützen. Da war es wol Jacob Sturms Verdienst, wenn der Rath von Straßburg erwiderte, er könne von den verbündeten Fürsten nicht lassen. Sie hätten alle die Anerkennung jenes unchristlichen Concils von Trient verweigert, hätten alle auf dem Reichstage gemeinsam gestimmt, es träfe sie alle die gleiche Schuld, Fürsten und Städte; der Kaiser müsse sie alle bekriegen.

Die Straßburger stellten 2000 Mann und 12 Kanonen zur Bundesarmee, welche sich unter Sebastian Schärtlin von Burtenbach um Augsburg sammelte. Im August war Wilhelm, der Sohn des Landgrafen Philipp von Hessen, in Straßburg, um die Bürger in ihrem Widerstande zu bestärken und zur Aufbringung von Geldmitteln zu veranlassen, mittelst welcher besonders im Elsaß Söldner geworben werden sollten. Denn im übrigen war von den Reichsständen des Elsaß kein Zuzug zu erwarten. Die habsburgische Herrschaft im Sundgau und die habsburgische Reichsvogtei in den Reichsstädten und die habsburgische Landgrafschaft im oberen und niederen Elsaß lähmte, wie sich von selbst verstand, jeglichen Aufschwung der protestantischen Sympathieen daselbst, obwol man im Kreise des

schmalkaldischen Bundes noch immer in der süßen Täuschung sich wiegte, es werde der König Ferdinand seinen kaiserlichen Bruder in dem verwegenen Angriff auf das deutsche Gewissen nicht unterstützen.

Wenn es nach Schärtlin's Rath und der gerüsteten Städte festen Willen gegangen wäre, so hätte der Kaiser in Regensburg überfallen werden können, bevor er noch die spanischen Truppen aus den Niederlanden und die italischen Hilfsvölker des Papstes zur Stelle gehabt. Aber die fürstlichen Bundeshäupter ließen durch die scheinbare Neutralität von Baiern sich anfänglich in allen Unternehmungen ängstlich behindern, und als es zu Tage getreten war, daß Baiern sogut, wie Ferdinand und Moriz von Sachsen zu den Feinden der schmalkaldischen Stände zählten, war alles zu spät. Dem tapfern Schärtlin und seiner städtischen kampfbegierigen Schaar brach der Muth als man jede Gelegenheit, den Kaiser zu schlagen, versäumte. Am 25. August war Karl V. von Regensburg auf dem linken Donau-Ufer nach Ingolstadt gezogen, wo er vor der Festung in vortheilhafter Stellung die Ankunst des Grafen von Egmont mit den Niederländern abzuwarten beschloß. Wenn der gesammte Bund hier zum Angriff überging, so konnte das Lager des Kaisers erstürmt werden. Schärtlin hatte 111 schwere Geschütze aufgestellt, darunter die zwölf Apostel, wie er seine größten Feldschlangen benannte. Selbst in das Zelt des Kaisers schlugen die wohlgezielten Kugeln. Verwirrung und Schrecken herrschte in Karl's Lager. Aber die Fürsten, uneins im Kriegsrath, vermieden den Angriff, zogen ab und wandten sich gegen das niederländische Heer. Da gab Schärtlin die Hoffnung auf weitern Sieg doch auf, denn er sehe, sagte er den Fürsten, „keinen Ernst zu einem rechtschaffenen Kriege“.

Als nun zu Ende October die Nachricht von dem Einfalle Ferdinand's und des Herzogs Moriz in das Kurfürstenthum Sachsen eintraf, überließen die Fürsten die oberländischen Städte ihrem eigenen Schicksal. Zuerst mußte sich Ulm unterwerfen, dann Augsburg, Frankfurt.

Es war eine verworrene, für die süddeutschen Protestanten

furchtbare Katastrophe. „Ich habe", schrieb in diesen Tagen der Straßburger Butzer, „unsern Herrn Jacob Sturm mit vielen Thränen Gott bitten sehen, ihm einzugeben, was er rathen sollte, damit es der Stadt zu Nutzen und Wolfahrt gereiche." In diesem verhängnisvollen Augenblicke nun war es, wo der Rath von Straßburg einen Beschluß faßte, der ungeahnte Folgen hatte. Zum erstenmale wandte sich die alte deutsche Reichsstadt um Schutz gegen den Kaiser an den König von Frankreich. Nicht diese Stadt allein war solchen Mitteln der Verzweiflung zugewandt. Auch in Fürstenkreisen erwog man schon, ob nicht die Hilfe Frankreichs als letztes Mittel der Vertheidigung gegen den spanischen Kaiser zu suchen wäre. Im Mismuth über die Heimath und vom Kaiser in die Reichsacht erklärt, verließ der alte Schärtlin mit seinen Söhnen das theuere Burtenbach, das ihm der Kaiser wegnehmen ließ, und trat in den Dienst des Königs Heinrich. Auch in Straßburg konnte man laut sagen hören, es sei besser, sich dem Könige von Frankreich in die Arme zu werfen, als von dem Kaiser um das Evangelium und die Freiheit des Glaubens betrogen zu werden. Zwar Heinrich II. war ein Franzose und nirgends mistraute man den gallischen Schlichen mehr, als in den Grenzländern: aber war nicht Karl V. ebenfalls ein Fremder? Mußte man ihm nicht gerade so gut französische Briefe schreiben, wie nach Paris, wenn man wollte, daß er sie las; hatte er nicht eben jetzt den schrecklichen Alba, den leichtsinnigen Farnese, den hochkatholischen Maximilian von Büren mit ihren spanischen und italienischen Soldknechten und ihren niederländischen Reitern in das Reich herein gebracht, was durchaus gegen die Capitulation verstieß, die er bei seiner Wahl beschworen hatte? Und war es für die Ehre und Freiheit der deutschen Nation etwa erträglicher die Scheiterhaufen, die man noch im obern Elsaß im Andenken hatte, von spanischen Beichtvätern wieder angezündet zu sehn, war es da nicht besser, den gallischen Hahn zu rufen, von dem man wenigstens voraussetzte, daß er fein und manierlich zu Werke gehen werde?

In solcher Weise gährte es bereits unter den Protestanten des

Elsaß unter den Bürgern von Straßburg. Für uns Deutsche aber, die wir die Geschichte jener Zeit heute zu beschreiben in der Lage sind, ist es eine der tröstlichsten Erscheinungen, daß wir mit solcher Sicherheit es aussprechen können: der Gedanke der Losreißung des herrlichsten Grenzlandes vom deutschen Reiche nahm seinen Ursprung in dem katholisirenden Fanatismus Karl's V. in der unerträglichen Uebermacht des römischen Kaiserthums, in der Hilflosigkeit des alten Reichs seine Machtstellung und die Freiheit der Gewissen zugleich und gleichermaßen aufrecht zu erhalten.

Man begreift bei dieser Stimmung der leichtbeweglichen Bürgerschaft, welche innere Kämpfe politisch denkende Männer, wie Jacob Sturm, in diesem Augenblicke durchgemacht haben. Man entschloß sich zunächst nur zu einer freundnachbarlichen Correspondenz mit dem französischen Könige, und rechnete hierbei hauptsächlich auf den Eindruck, welchen die Kenntnisnahme von Verhandlungen zwischen Straßburg und Frankreich unter allen Umständen am kaiserlichen Hofe hervorbringen mußte. Die Straßburger baten den König um ein Anlehen von 80,000 Goldthalern gegen billige Bürgschaft, da wegen der großen Kriegskosten Mangel an barem Gelde eingetreten sei. Die Motivirung, welche der Stadtrath seiner Bitte beifügt, ist aber im hohen Grade lehrreich. Es heißt da, daß Straßburg sich immer als freundliche Nachbarin bewiesen habe, und daß es für den König von Frankreich höchst gefährlich wäre, wenn der Kaiser diese freie Stadt gänzlich überwältigen und ihrer Selbständigkeit berauben würde. Um also dem Kaiser gegenüber ihre Stellung zu wahren, möge der König dieser schützenden Vormauer für Deutschland und Frankreich seine Hilfe nicht versagen.

Wie man in Paris das Schreiben des Straßburger Raths aufgenommen haben wird, läßt sich ermessen, wenn man sieht, daß König Heinrich II. sofort einen eigenen Gesandten nach Straßburg abschickte, der die Bürger jeder Gunst zu versichern hatte, die nur immer der König erweisen könnte, und diese diplomatischen Verhandlungen wurden von französischer Seite mit einer Reihe von Phrasen

gewürzt, welche nachher stehend geworden sind. Der Franzose versicherte die benachbarten Reichsstände mit endloser Geschwätzigkeit seines ungemeinen Interesses für die Freiheit derselben, seines Mitgefühls gegenüber der kaiserlichen Tyrannei, seiner uneigennützigen Freundschaft und Bereitwilligkeit zum Schutze unterdrückter Reichsglieder.

Es war im Grunde betrachtet eine ziemlich armselige in den Mitteln mit ewigem Einerlei operirende Politik, welche Frankreich durch zweihundert Jahre anwendete und welche erfolgreich war nicht durch eigenes Verdienst, sondern durch die Haltlosigkeit des alten Kaiserthums, und durch dessen Misgriffe. Wenn aber der König Heinrich II. schon die erwähnten Versicherungen den Straßburgern gab, so mag es wol Leute in Straßburg gegeben haben, welche dieselben für Ernst nahmen, Jacob Sturm aber und die Männer, welche im beständigen Regimente mit dem außerordentlichsten Geschick durch diese Zeit des schwersten Gewitters steuerten, gehörten nicht dazu; ihr Zweck war erreicht, wenn sie mit dem französischen Bündnis im Rücken, der kaiserlichen Regierung so viel Achtung einflößten, daß die Verfassung der Stadt ungetrübt erhalten wurde. Denn die Unterwerfung unter den siegreichen Kaiser war nun einmal nicht mehr zu vermeiden. Nachdem alle süddeutschen Bundesgenossen in demüthigster Weise Abbitte geleistet und dem Kaiser Gehorsam geschworen, nachdem Augsburg nur durch die Fürbitte des Hauses Fugger vor schwerster Sühne geschützt werden konnte, mußte sich der Rath von Straßburg zu dem gleichen Schritte entschließen.

Am 21. März 1547 traf die Gesandtschaft der Stadt unter Führung Jacob Sturms den Kaiser in Nördlingen. Er hatte eben wieder einmal einen seiner heftigen Anfälle von Podagra, die er sich auch in seinen Memoiren mit pedantischer Genauigkeit aufzuzeichnen pflegte. Er war in solchen Zeiten sehr schwer zugänglich; und die Straßburger Gesandtschaft konnte es als ein Glück ansehn, daß das wesentliche schon früher durch den Minister Granvella bis in das kleinste Detail geordnet war, als es zu den Förmlichkeiten kommen

sollte. Wirklich hatte der schlaue Bischof von Arras es für nöthig gehalten, der französischen Concurrenz gegenüber die Straßburger Sache mit sammtenen Fingern zu berühren. Als Kriegsentschädigung sollte blos 30,000 Gulden bezahlt und zur Buße mußten 12 Kanonen mit aller Munition aus dem Arsenale der Stadt dem kaiserlichen Kriegsherrn überantwortet werden. Dagegen wurde von den äußerlich demüthigenden Cermonien nichts nachgelassen. „Die Gesandten", heißt es in den Verhandlungsacten, „sollen zuerst den Fußfall thun und knieend bekennen, daß wir (die Straßburger) Se. kaiserliche Majestät schwer beleidigt haben".

Das auffallendste bei dieser Sühne der Reichsstadt war, daß auch der König Ferdinand die Gelegenheit sich nicht entgehn ließ, den Straßburgern eine Kriegskostenberechnung vorzulegen und 12,000 Gulden und Vernichtung aller auf die österreichische Regierung zu Ensisheim lautender, in Straßburg cursierender Wechsel, zu begehren. Da Oesterreich stark genug auf den Handel der Stadt mit dem Sundgau und der Schweiz zu drücken vermochte, so bezahlte der Stadtrath die Schulden Ferdinand's und jene geforderten 12,000 Gulden.

Bis dahin war nun alles glatt gegangen. Als später die kaiserlichen Offiziere nach Straßburg kamen und der Schützenmeister mit gepreßtem Herzen die schönen Stücke aus dem Arsenale ausliefern mußte, fehlte allerdings nicht viel, daß die Masse des Volks sich empörte, aber im ganzen war der besonnennere Theil der Bürgerschaft doch beruhigt, daß die Freiheit und das alte Recht der Stadt so vollkommen gerettet waren. Dennoch aber blieb der Kampf der Gewissen nicht aus.

Im Frühjahr und Sommer des Jahres 1547 drängte eine schlimme Nachricht die andere: Erst die Vernichtung des schmalkaldischen Bundes bei Mühlberg und die Gefangennahme des Kurfürsten von Sachsen, dann die nothgedrungene Unterwerfung des Landgrafen Philipp von Hessen und die aufregenden Erzählungen von dessen Capitulation zu Halle, — wie sich sein Schwiegersohn, Moriz von Sachsen, für Philipp's Freilassung verbürgt habe, wie

der Kaiser durch Umdeutung und Verdrehung der Worte sich in die Gewalt des Landgrafen gesetzt, wie er ihn nach einem Gastmahl bei dem Herzog Alba hinterlistig gefangen nehmen ließ, wie die erlauchten Fürsten von spanischen Musketieren mishandelt in engen Zellen gehalten, von einem Ort zum andern geschleppt würden und wie der Kaiser auf die Vorstellungen des Kurfürsten Moriz nur Achselzucken und spöttisches Lächeln gehabt hätte. — Es waren traurige Zeitungen, die man in den Reichsstädten verbreitete! hob doch auch hier die Reaction schon kühner ihr Haupt. Manche Predigerfamilie mußte bereits zur Flucht sich wenden, und rührend erzählt uns ein Geschichtsschreiber jener Zeiten wie seine Eltern damals heimathslos von Ort zu Ort vertrieben wurden.

Was wird unter solchen Umständen der Reichstag, den der Kaiser zu Augsburg eröffnet hatte, und der von den Katholischen eifrig besucht wurde, wol verfügen?

Straßburg hatte, wie immer in solchen Fällen, zu dem Auskunftsmittel die Zuflucht ergriffen, den Stadtboten keine vollständigen Vollmachten zu geben, sondern ihnen zu gebieten, ungünstige Beschlüsse abzulehnen und „hinter sich zu bringen“; so nannte man auf den Reichstagen die Verweigerung der Abstimmung wegen mangelhafter Instruction. Jacob Sturm, Johannes von Odrazheim und Marx Haug waren Straßburg's Vertreter. Sie hatten dem Rath zu berichten, daß man in Augsburg ein Reichsgesetz von den weitgehendsten Folgen beschlossen habe — das Interim, von dem der Volkswitz sagte, „es hat den Schalk hinter ihm“.

Die Verlegenheit des Kaisers, welcher mitten in seinem Siegeslauf erlebte, daß der Papst sich ganz von ihm abwendete, das Concil von Trient auseinandergegangen und das Hirngespinnst der kaiserlichen Räthe von einer Reform im Schooße der Kirche vollständig zu Boden gefallen war, wurde mühsam genug durch das Augsburger Gesetz verdeckt, welches unter dem Scheine evangelischer Zugeständnisse Besitz und Recht der katholischen Kirche im weitesten Umfange wiederherstellte. Aber das Reichsgesetz war da und die

Frage der Einführung des verhaßten Interim trat unmittelbar an den Rath von Straßburg heran. Wie konnte man hoffen, daß Männer von Butzer's Gesinnung sich mit diesem vergiftenden Auskunftsmittel der kaiserlichen Diplomaten jemals aussöhnen werden. Butzer erklärte dem Minister Granvella rundweg seine Opposition, und ihm zur Seite stand Paul Büchlin, Fagius genannt, der seit 1541 Capito's Stelle einnahm, ein Elsässer war und den größten Einfluß in Straßburg und Constanz besaß. Als am 26. Mai 1548 der Inhalt des Reichstagsbeschlusses amtlich bekannt gemacht wurde, entstand solche Aufregung in Straßburg, daß der Rath alle Schritte zu machen genöthigt war, um ein Ausnahmsprevileg für die Durchführung von der kaiserlichen Regierung zu erwirken. In besonderer französischer Bittschrift wandte man sich an den Kaiser persönlich, aber höchstens eine Fristerstreckung wurde gewährt, dagegen auf dem Interim bestanden. Auf der Bahn, welche von der kaiserlichen Regierung nun einmal beschritten war, konnte es nicht mehr Erstaunen erregen, daß fünfzehnhundert im Elsaß herumschwärmende hungrige neapolitanische Reiter die Richtigkeit des Ausgsburger Reichsgesetzes den Straßburger Bürgern einleuchtender zu machen suchten.

Der Rath verhandelte lange über Annahme oder Ablehnung. Endlich beschloß man die Sache vor die Schöffen zu bringen, die aber mit 134 gegen 132 Stimmen den Beschluß faßten, die Frage der ganzen Gemeinde vorzulegen. Es war dies einer der Fälle, wo die Einrichtung des beständigen Regiments, das wir kennen gelernt haben, sich als wichtigstes Institut der ganzen Stadtverfassung bewährte, denn wer vermöchte wol zu ermessen, welche Wendung die Stadtgeschichte genommen hätte, wenn dieser Beschluß sofort ausgeführt worden wäre. Da aber die Dreizehn und Fünfzehn eine Art von Controlle gegenüber den Beschlüssen der großen Gemeindekörper besaßen, so war es möglich eine fast revolutionäre Maßregel, wie die bezeichnete, zu verhindern. Indem man eine neue Abstimmung des Schöffenraths bewirkte, ergaben sich 206 Stimmen

für Annahme der von dem Magistrat gestellten Anträge. Diese gingen freilich dahin, das verhaßte Reichsgesetz, das böse Interim, in Straßburg einzuführen — man fügte sich der unerbittlichen Nothwendigkeit der Dinge, bessere Zeiten für die religiösen Angelegenheiten erwartend.

Indem wir aber den Gang der Verhandlungen genau verfolgen, lassen sich die Standpunkte der verschiedenen Parteien in Straßburg deutlich erkennen und sie sind bezeichnend für die ganze Zukunft der Stadt: dem Magistrat stand in erster Linie die Aufrechthaltung der freien Verfassung, die man um keinen Preis, auch um den der Religion nicht, gefährdet wissen wollte. Die Bürgerschaft in ihrer Majorität hätte dagegen ohne Zweifel die religiöse Frage vorangestellt, wenn es zur geforderten allgemeinen Volksabstimmung gekommen wäre; man hätte sich dem Kaiser und Reich widersetzt, selbst auf die Gefahr die Freiheit zu verlieren oder vom Reiche für immer abzufallen. Aber die stramme Disciplin des Stadtraths behielt das Uebergewicht. Selbst die geliebtesten und bedeutendsten Männer mußten der augenblicklichen politischen Lage zum Opfer fallen, wenn sie sich nicht mit dem neuen Zustand und dem Wiedereinzuge der katholischen Geistlichkeit in das Münster und in die meisten andern Kirchen, mit Ausnahme von dreien, zu versöhnen im Stande waren. Butzer und Fagius verließen den Ort ihrer welthistorischen Thätigkeit. Sie gingen nach England, wo eben damals dem protestantischen Geiste eine Zufluchtsstätte durch Eduard VI. eröffnet wurde. Nicht ohne Schwierigkeit konnten die beiden Prediger auch nur erreichen, daß sie von Gemeinde und Schülern Abschied nehmen durften. „Der Teufel, sagte Fagius bei seinem Abgang, setzt denen allweg am meisten zu, die ihm mehr Schaden thun können." Er entschuldigte jedoch die Obrigkeit der Stadt, die alles versucht hätte, um die reine Lehre des Evangeliums zu erhalten, aber der Gewalt weichen müsse. Butzer hielt seine Abschiedsrede an seine theologischen Zuhörer am 23. März. Dann zogen die Prediger ab und wurden in England in glänzende Stellungen gesetzt, mit Ehren

überhäuft. Ihr Vaterland aber sahen sie nicht wieder, und fühlten bei allem Glanze sich fremd und verlassen.

Eine neue Zeit begann, als die katholische Geistlichkeit am 2. Februar 1550 ihren Gottesdienst im Münster wieder eröffnete. Es gab ärgerliche Szenen, welche der Rath nur schwer verhindern konnte; die liebe Stadtjugend war nicht im Zaume zu halten, der Bischof aber sehr empfindlich im Punkte der Autorität, die ihm in der fast ausschließlich protestantischen Stadt doch aus der Natur der Sache kaum erwachsen konnte. Bischof Erasmus trat daher wiederholt als Kläger beim kaiserlichen Hofe auf und mehr als einmal mußte der Straßburger Rath Gesandte an Granvella schicken, um Acht und Execution zu vermeiden. Strenge Verordnung gab der Rath nun gegen alles, was irgend dem katholischen Clerus nachtheilig sein konnte; ehedem hatte man bei der Taufe dem Teufel und dem Papste abgesagt, das wurde verboten. Wie oft erscholl sonst das Münster von dem Gesange:

Erhalt uns Herr bei Deinem Wort
Und stürtz des Papst's und Türken Mord.

Nun war dagegen die katholische Clerisei wieder eingezogen und jene Strophe zu singen wurde mit schwerer Strafe geahndet. Zwar waren die katholischen Kirchen leer, und der Andrang zu den wenigen geduldeten protestantischen so groß, daß der Rath es doch wagen mußte, noch eine Kirche der evangelischen Predigt zu eröffnen, aber nicht ohne Widerspruch des Bischofs konnte dies geschehn. Es mußte als ein Glück betrachtet werden, daß die politischen Verhältnisse der kaiserlichen Regierung noch immer gewisse Rücksichten gegenüber Straßburg wegen der Nachbarschaft von Frankreich auferlegten.

Nicht anders als in Straßburg, ging es in den anderen Städten des Elsaß. In Weißenburg fanden sich bei der gewaltsamen Herstellung der Messe nur 20 Personen beim Gottesdienst ein. In Schiltigheim verweigerten die Einwohner die Heilighaltung der katholischen Feiertage, überall endlich konnte man gegen das Interim

predigen hören, da es an Meßpriestern, wie man den aufgedrungenen Clerus zum Unterschiede von den evangelischen Predigern nannte, mangelte. Die Diöcesansynode, welche Bischof Erasmus nach Zabern berief, ging ohne Resultat irgend einer Verständigung der Parteien auseinander.

Verhältnisse, wie sie im Elsaß bestanden, ließen jener extremen Partei der katholischen Kirche, welche inzwischen auf dem Concil von Trient sich wieder zusammengefunden hatte, schlechterdings keine Hoffnung übrig, daß sich die evangelisch gesinnten Deutschen überreden, oder durch Scheingründe überzeugen lassen werden. Auf dem Wege der Verhandlung, das stand bei den Römlingen fest, war keineswegs zu Ende zu kommen, kürzer und einzig zum Ziele führend war das System der Verketzerung und der Gewalt, welches man in Trient beschloß. Dennoch hatten die deutschen Protestanten dem kaiserlichen Mandat nunmehr Gehorsam leisten und das Concil beschicken wollen. Straßburg hatte nicht ohne Schwierigkeiten Männer gefunden, die als Gesandte nach Trient gingen. Es war Johann Philippson aus Sleida, bekannt unter dem Namen Sleidanus, den der Rath erwählte, um das zweifelhafte Werk der Wiedervereinigung der Kirchen zu versuchen. Dann folgte noch Dr. Marbach, der bedeutendste der jüngeren Straßburger Prediger, dahin. Sie hatten Geleitsbriefe vom Kaiser erhalten, dessen Räthe sich keine geringe Mühe gaben, um doch in Trient den protestantischeu Deputationen wenigstens zum Worte zu verhelfen; aber wie vergeblich war dieser Versuch, da schon die früher auf dem Concil beschlossenen Artikel über die Grundlehren jede Verhandlung ausschlossen. Es erregt dem Betrachter dieser Dinge fast ein gewisses Behagen, daß es der weltlichen Gewalt des Kaisers nicht gelingen konnte, zwischen Gegensätzen zu vermitteln, deren geistige Bedeutung er nicht begriff, und dessen Vorhandensein seine völlige Abhängigkeit von dem ganzen katholischen Wesen und dem herkömmlichen kirchlichen Apparate nie zu erschüttern im Stande war.

Sleidanus hatte in Trient sofort die völlige Nutzlosigkeit ein-

sehen gelernt, mit den Prälaten aller Welt einen geistigen Strauß über eine die deutsche Nation so eigenthümlich berührende Angelegenheit zu versuchen, auch war ihm keine Gelegenheit geboten, irgend einen Einfluß auf den Gang der Dinge zu nehmen. An den Rath und an die Freunde in Straßburg gab er in seinen Briefen Nachricht von dem völlig hoffnungslosen Stande dieser Dinge. Aber seine Abreise, eben so wie die der Gesandten aller andern deutschen Stände und die Auflösung des Concils war nicht durch innere Gründe, sondern durch die große Verschwörung der Fürsten herbeigeführt, welche nun unter Morizens Führung so plötzlich und unerwartet den Kaiser überfallen und zu einer andern Politik gezwungen haben.

Der Kurfürst Moriz von Sachsen ist durch seinen Verrath am Kaiser auch für das Elsaß der unabsichtliche Retter der protestantischen Sache geworden. Der unlösbar geschürzte Knoten konnte nur mit dem Schwerte durchschnitten werden, aber indem die Fürsten den Kaiser angegriffen haben, waren sie in der traurigen Lage, sich mit dem alten Erbfeind Deutschlands, mit Frankreich, zu verbinden. Natürlich drückte dieser Bund am meisten auf den Westen Deutschlands auf Lothringen und Elsaß.

Die erste Anregung zu dem Bündnis zwischen den deutschen Fürsten und dem König Heinrich war nicht vom Kurfürst Moriz ausgegangen. Er sah vielmehr nicht ohne Mistrauen eine Allianz entstehen, die ihm, wenn etwa der alte Nebenbuhler Kurfürst Friedrich aus der Gefangenschaft des Kaisers befreit werden sollte, gefährlich werden konnte für die eigene Vorherrschaft in Deutschland. Lange schwankte er, noch unentschieden zwischen den mit Frankreich schon verschworenen Fürsten und der alten kaiserlichen Freundschaft. Aber sein Abfall von des Kaisers Sache, sein rasches Handeln, sein Vordringen nach Süddeutschland und nach Tirol, dies war es, was dem Unternehmen Kraft verlieh und den flüchtenden Kaiser zur Nachgiebigkeit verurtheilte.

Während aber der Osten Deutschlands von den kühnen Streichen noch erdröhnte, welche Moriz wolberechnet gegen das Hauptquartier der katholisch-kaiserlichen Sache führte, zitterte der Westen schon vor dem gefährlichen Verbündeten, der nach den Verträgen den deutschen Protestanten Hilfe bringen sollte, in Wahrheit nur ausgezogen war, um Metz, Toul, Verdun und Straßburg dem Frankenreiche zu erobern.

Man hatte auf beiden Seiten eine sehr bestimmte Vorstellung von dem ungeheuer frevelhaften Spiele eines Bündnisses, das deutsche Städte der Krone Frankreichs opferte; man wußte auch am Hofe Heinrich's II. gar wol, wie sehr das deutsche Volk dem ganzen Handel widerstrebte; der Marschall Vieilleville fand es doch nöthig, den König gegen den Vorwurf des räuberischen Ueberfalles deutscher Länder zu vertheidigen, indem er alle Schuld den Fürsten Deutschlands beigemessen wissen wollte. Und Markgraf Albrecht von Culmbach andererseits fühlte das Bedürfnis, die Vorwürfe, als ob die Verschwornen deutsches Land den Fremden auszuliefern dächten, mit einem Anfluge von sittlicher Entrüstung zurückzuweisen. So gleißnerisch aber wußte Heinrich II. seine Pläne zu verhüllen, daß er zu sagen wagte, er wäre gekommen aus göttlicher Eingebung die Freiheit der deutschen Nation zu retten und begehre keinen andern Nutzen, als die ewige Dankbarkeit der Geretteten und die Unsterblichkeit seines Namens.

Bei diesem Vorgehen Frankreichs sollte nun aber nicht bloß Deutschland über die wahren Zwecke der königlichen Politik getäuscht, es sollten auch die verbündeten Prosteſtanten um den Preis ihres Verraths betrogen werden. Denn Kurfürst Moriz hatte, da er dem verhängnißvollen Bunde beitrat, nichts anderes erwartet, als daß es möglich werden würde eine große Säkularisation der geistlichen Fürstenthümer durchzusetzen und so die Axt zu legen an die Wurzeln der katholisch-kaiserlichen Macht! In der That ein Gedanke von unermeßlicher Tragweite, der fast um drei Jahrhunderte der Zeit vorausgeeilt war; ein Gedanke, der die Leiden des dreißigjährigen

Kriegs von Deutschland abgewendet hätte, wenn er im 16. Jahrhundert verwirklicht worden wäre. Allein Frankreich war kein Verbündeter irgend einer Macht, die Deutschland kräftigen und aus innerer Zerrissenheit erlösen mochte. Haben Absichten der Säkularisation bestanden, so war es das größte Unheil von Frankreich wahre Hilfe zu erwarten. Denn die geistlichen Fürstenthümer preis zu geben, konnte nie die Absicht eines Königs sein, der für seine Nachkommen ein reiches Feld eröffnen wollte, um aus den offengehaltenen Wunden neue Vortheile zu ziehen. Die Franzosen hatten Metz, Toul und Verdun besetzt, aber den Bischöfen nahe zu treten, lag ihrem katholischen Sinne fern; die Städte zahlten vielmehr die Rechnung, welche nach Moriz Plan auf Kosten der geistlichen Fürsten gesetzt war.

In Straßburg zeigte die Bürgerschaft beim Ausbruch dieses Krieges eine die Fürstenpolitik weit überragende Einsicht und Klugheit. Sie hatte ein deutliches Gefühl davon, daß der Streich, zu dem nun Frankreich ausholte, nicht die katholischen Stände, nicht die geistlichen Fürsten, sondern lediglich die westlich gelegenen Reichsstädte treffen müßte. Gleich im Beginn des Krieges nahm der Rath 5000 Landsknechte in Sold unter dem Obristen Claus von Hettstadt. Die Festungswerke wurden in Eile ausgebessert, selbst alte Grabsteine mußten zum Bau der Mauern dienen und die Zünfte schanzten und gruben um die Wette. Es war lediglich darauf abgesehn, sich zum äußersten zu vertheidigen, im übrigen nach allen Seiten strenge Neutralität zu wahren. So hatte die Stadt, die noch vor wenig Jahren selbst Gedanken eines Bündnisses mit Frankreich spielen ließ, sich jetzt, da es zum Ernste kam, nicht einen Augenblick über die wahren Absichten des Königs täuschen lassen und hat für hundert Jahre ihre Freiheit noch gerettet. Denn die besetzten Städte Metz, Toul, Verdun sind niemals wieder von den Franzosen aufgegeben worden.

Am 3. Mai kam König Heinrich mit gewaltiger Macht nach Zabern. Von eigentlicher thatsächlicher Hilfe, die Moriz von Sachsen und seine Verbündeten erhalten hätten, war kaum mehr die Rede.

Man hatte verabredet, daß der König in Deutschland Landsknechte werben und den Verbündeten zur Verfügung stellen werde. Der Markgraf von Culmbach hatte immer gehofft mit französischem Gelde an die Spitze eines gewaltigen deutschen Heeres treten zu können; von alledem war nichts erfolgt. Der König erklärte, mit seinen Truppen über den Rhein kommen zu wollen, und wünschte von Straßburg nichts geringeres, als freien Durchzug durch das „Thor des Reichs".

Wo waren die Träume hingekommen, als werde der Franzmann dem deutschen Protestantismus nützen? Den Schlüssel zu der protestantischen Stadt begehrte er, mit dem Bischof Erasmus aber vertrug er in Zabern sich gut und war wol weit entfernt, die Geistlichen zu beschädigen, die selbst in dieser großen Noth ihr altes verrostetes Recht der Steuerfreiheit dem Rathe von Straßburg gegenüber mit ängstlicher Sorgfalt bewachten. Als Heinrich II. die Anfrage über den gewünschten Durchzug nach Straßburg schickte, war man rasch entschieden auf jede Gefahr ihn zu verweigern, aber Sturm und Sleidan gingen in Gesandtschaft zum Könige, um alle Unterstützung einer neutralen Macht mit Lebensmitteln für das Heer zuzusagen. Auch ward der König eingeladen, persönlich mit vierzig Rittern die Stadt zu besuchen.

Bemerkenswerth genug, daß die Franzosen dennoch einen Versuch nicht unterließen, die Stadt durch listige Ueberrumpelung gerade bei dieser Gelegenheit zu gewinnen; aber die Vorsicht Straßburgs und seine Kanonen vereitelten den Anschlag. Der König mußte, wie verabredet, mit kleinem Gefolge in die Stadt einreiten und ließ sich von dem Rath bewirthen. Schamröthe darüber, daß er mitten unter Freundschaftsheuchelei den offenbaren Ueberfall beabsichtigt, war auf der Stirne des Franzosen schon damals völlig unbekannt.

Rascher als man irgend erwarten konnte, war der Werth der französischen Verbindung, den deutschen Städten nicht allein, auch selbst den Fürsten klar. Schon in dem Augenblicke, wo man im Lager Frankreichs zwischen Montmorency und Vieilleville noch über

die Form im Streite war, wie man die Deutschen am pfiffigsten um Metz betrüge, und ob man der Stadt einen Statthalter des Reichs unter Frankreichs Protectorat geben, oder die Annexion ausdrücklich aussprechen solle, hatte Kurfürst Moriz seine Maßregeln getroffen, um das Bündnis der Fürsten mit Frankreich so unschädlich, wie jetzt noch möglich für das Reich zu machen. Er schloß mit dem völlig gedemüthigten Kaiser Frieden, und König Ferdinand unterhandelte in Linz und Passau über die denkwürdigen Verträge, die dem deutschen Protestantismus dauernde Sicherheit gegeben haben.

Daß Kurfürst Moriz zu äußerst billigen Bedingungen den Frieden schloß, war durch die französische Politik doch vorzugsweise mitbedingt, denn an die Säcularisation des deutschen Reichs im großen Style, wie Moriz großdenkend sie einen Augenblick gehofft, war bei dem lügnerischen Vorgang Frankreichs nicht zu denken. Der Bundesgenosse hatte sich so schlecht erwiesen, als irgend möglich war, und selbst ein so kluger deutscher Mann, wie Kurfürst Moriz, mußte sich gestehen, daß der Nutzen dieses Bündnisses die Schande des Verrathes deutscher Städte bei weitem nicht aufgewogen hat.

Der Passauer Vertrag aber setzte den Kaiser in die Lage mit ganzer Macht an die westlichen Grenzen zu eilen und dem Vordringen Frankreichs ein Ziel zu setzen. Denn nichts konnte für die burgundisch-spanische Familienmacht ärgerlicher und gefährlicher sein, als die Ausbreitung des feindlichen Nebenbuhlers in Lothringen und seine Festsetzung in Metz. Von da war ganz Burgund, waren vor allem die niederländischen Städte stets bedroht. Es war natürlich, daß Karl V. keinen Augenblick säumen konnte, hier kräftig einzuschreiten. Wie anders nahm er nun die Straßburger Gesandten auf, welche vor ihm in Rastadt erschienen, Herr Jacob Sturm und der Stadtadvocat Dr. Ludwig Gremp; wie anders, als damals, als es sich um die Einführung des Interims handelte, wußte Karl V. den Bürgern nunmehr freundlich zu begegnen. Er ritt in Straßburg ein, und unterdrückte nicht die Anerkennung für den toleranten und

gerechten Sinn des Raths, als er im Münster die katholischen Geistlichen in ungestörter Ruhe fand.

Inzwischen hatten die Franzosen bei dem Herannahen zweier kaiserlichen Heere von Deutschland und den Niederlanden her das Elsaß geräumt. Noch an manchen Orten waren sie zu wenig Dank den Bürgern aufgetreten, in Weißenburg hatte der König selbst Quartier genommen und schon war Vieilleville nach Speier abgegangen, um mit dem dortigen Rath den schon zu bekannten Schwindel über den Durchmarsch zu versuchen. Wie aber die Städte, so hatten auch die Bauern im Elsaß gar wenig Neigung zu der welschen Art und mancher französische Trupp ward von den Bauern gefangen oder erschlagen.

Der Krieg des Kaisers zog sich indessen tief in den Winter und die begonnene Belagerung von Metz mußte abgebrochen werden. Das deutsche Reich war nicht mehr stark genug die drei lothringischen Städte jemals wieder zu erobern. So blieben sie verloren bis zum Jahre 1870.

Das Elsaß aber ward diesmal von den Franzosen noch verschont, und noch vermochte es der Segnungen sich zu erfreuen, welche auf dem Augsburger Reichstag 1555 dem deutschen Reiche geschaffen worden sind. Schon ward das Interim in Straßburg und selbst in den anderen elsässischen Reichsstädten dem Wesen und seiner gefährlichen Absicht nach beseitigt, da keine Reichsgewalt seit des Kurfürsten Moriz überzeugendem Kriegszug die Aufrechthaltung desselben vertrat. Die katholische Geistlichkeit, welche sich seit 1548 herrschend dachte, war nun vielmehr geduldet und bedurfte des Schutzes des Stadtrathes mehr, als jemals. Die evangelischen Prediger konnten Hoffnungen aussprechen im Münster wieder einzuziehn, aber alles kam dem Rathe darauf an, abzuwarten was man von Reichs- und Rechtswegen zu Augsburg über die Religionssache beschließen werde.

Der Stadtrath scheute keine Kosten, um auf die entscheidenden Beschlüsse durch seine Abgesandten Einfluß zu nehmen. Gleich

anfangs wurde der Stadtsyndicus Jacob Hermann nach Augsburg abgeordnet, und auch Dr. Gremp, der in anderen Geschäften dort erschien, nahm sich der Straßburger Angelegenheiten an. Später ging auch der Stadtmeister Heinrich von Müllenheim und der Altammeister Hans von Bersch nach Augsburg; dennoch hatte der Religionsfrieden, wie man ihn zu Augsburg faßte, den durchgreifenden Charakter nicht, der den Straßburgern völlig zugesagt hätte. Denn „daß in den Städten, wo zur Zeit beide Religionen geübt worden, es auch ferner dabei verbleiben und kein Theil dem andern darin Eintrag thun solle", — diese Bestimmung konnte theoretisch als gerechte Duldung gepriesen werden, in Straßburg erschien sie den Thatsachen gegenüber als Beeinträchtigung des allgemeinen Willens. Hier, wo seit dem Interim die Protestanten in kleinen Kirchen zahlreich sich versammeln mußten und die alten Hauptkirchen der Stadt in den Besitz des Bischofs wieder gekommen waren, hatten die Protestanten nicht Lust ein so verkehrtes Verhältnis fortbestehen zu lassen. Marbach, der bedeutendste Führer nach Butzer's Abgang und viele andere jüngere kampflustige Prediger mit ihm, drängten ganz gewaltig, die Einheit des Gottesdienstes in der freien Stadt zu sichern. War es nicht Schmach und Schande, daß Straßburgs Rath den herrlichen altberühmten Tempel der wahren Lehre, so sagten diese Männer, den Händen der Katholiken überließ, und dort vor wenigen alten Weibern die Messe dem Evangelium zum Hohn taglich gefeiert wurde? Es kam zu großen Bewegungen; der Rath verlangte Mäßigung, die Prediger drohten sämmtlich Straßburg zu verlassen.

In diesem Zwiespalt konnte der Beschluß des Augsburger Religionsfriedens nicht befriedigen. Die Abgesandten auf dem Augsburger Reichstag hatten sich alle Mühe gegeben den Städten das gleiche Recht der Selbstbestimmung, dieselbe Macht zu reformiren, wie sie die anderen weltlichen Reichsstände davon trugen, zuzuwenden. Ihre Meinung war nicht durchgesetzt worden. Und dazu kam, daß durch den „geistlichen Vorbehalt", den man zu Augsburg festgestellt,

jede Hoffnung das Bisthum Straßburg jemals dem Protestantismus zuzuwenden, abgeschnitten wurde.

So zog sich denn auch nach dem Religionsfrieden zwischen der Stadt und dem Bischof ein böser Streit durch vier Jahre hin, bis der letztere sich entschloß, den verlornen Posten aufzugeben, als die Stadt den Vertrag kündigte, den sie zur Zeit des Interims über den Besitz der Hauptkirchen mit ihm geschlossen hatte. Die Schirmbriefe, welche nach dem Jahre 1559 der Stadtrath von Straßburg der bischöflichen Geistlichkeit gegen eine besondere Schutzsteuer von zehn zu zehn Jahren ertheilte, erstreckten sich nicht auf ihren Gottesdienst und nicht auf ihre Confession, sondern lediglich auf die Personen und das Eigenthum. So blieb Straßburg eine ausschließlich protestantische Stadt bis zur Zeit, wo die Franzosen zur Herrschaft kamen. Im übrigen Elsaß aber hatte der Religionsfrieden von Augsburg das Nebeneinanderbestehn von katholischen und protestantischen Gemeinden und Ständen ermöglicht und auch in den Reichsstädten waren beide Confessionen rechtlich anerkannt.

Es war doch ein Abschluß von ungeheurer Wichtigkeit in einer Frage, die mehr als ein volles Menschenalter das ganze deutsche Volk in seinem tiefsten Geiste aufgeregt hat, und von deren geschichtlichem Dasein kein deutsches Herz, für welche Seite auch sich seine Sympathieen entschieden, seit jener Zeit mehr abzusehn vermochte. Wenn man aber die Geschichtsbücher in Betracht zieht, welche über diese großartige politisch kirchliche Entwickelung von Zeitgenossen im großen, ja im größten Style abgefaßt wurden, so werden wir noch einmal nach Straßburg zurückgeführt, wo diese Zeit in Thaten wetteiferte mit allen Gauen Deutschlands, wo aber auch der Griffel des Historikers sich fand, der sie nach großen classischen Vorbildern zu beschreiben wußte.

Wir haben Herrn Jacob Philippson aus Sleida an der Seite Jacob Sturm's zu nicht geringem Nutzen der Stadt Straßburg thätig und eifrig gesehn. Man wird da an die alten Zeiten erinnert, wo der Bürger Ellenhart oder der Ammeister Twinger die

Geschichten der Stadt von schriftenkundigen Männern aufzeichnen lassen. Ebenso steht Jacob Sturm neben unserem Sleidan.

Aber die Zeit war eine völlig andere, als jene, wo Closener und Königshofen ihre schlichten Erzählungen von dem individuellen Leben der deutschen Stadt geliefert. Der Mann, dessen Geist an Platons Staatsschriften gereift war, fand Straßburg als ein wichtiges Centrum des großen allgemeinen politischen Lebens und schrieb eine Geschichte der Zeit von weitestem Umblick.

Auf der vollen Höhe des Lebens angelangt, war Sleidan nach Straßburg gekommen. 1506 an der Eifel geboren, führte ihn der innere Drang und die Richtung seiner Studien nach Köln und Löwen, nach Paris und Orleans. In Hagenau lebte er lange als Historiograph des Schmalkaldischen Bundes, in Straßburg seit 1542 als Rechtslehrer, wo er am 31. Oktober 1556 starb. Seine Thätigkeit war aber immer politischer Art. Mit dem Minister Franz des I., Jean du Bellay stand er in lebhaftem Briefwechsel, am fruchtbarsten war seine Verbindung mit dem bürgerlichen Staatsmann von Straßburg. Als hervorragend bezeichnet er selbst den Einfluß, den Jacob Sturm auf sein Geschichtswerk genommen. Denn dieses behandelt in 26 Büchern die ganze Zeit vom Auftreten Luthers bis zu Karl's V. Resignation. Nach einer zwar unverbürgten Erzählung soll der Kaiser nach der Lectüre des Werkes gesagt haben: „entweder waren meine Minister Verräther, oder der Mann, der dies schrieb, war der Hausgeist meiner Regierung.“ Kann man solches Lob im vollen Umfang auch heute nicht bestätigen, so ist doch aus diesem Geschichtswerke, welches mit der seltensten Fülle von Staatsacten und diplomatischen Papieren ausgestattet vor uns liegt, wie aus keinem anderen zu sehen, was Straßburg war und was die deutsche Stadt bedeutete, wo man das Material und auch den Geist fand zu einem solchen Producte genauester Kenntnis und treuester protestantischer Ueberzeugung.

Lorenz, Ottokar,

Geschichte des Elsasses von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart
Bilder aus dem politischen und geistigen Leben der deutschen Westmark ; in zusammenhängender Erzählung
Bd.: 1. Halbband

Berlin 1871